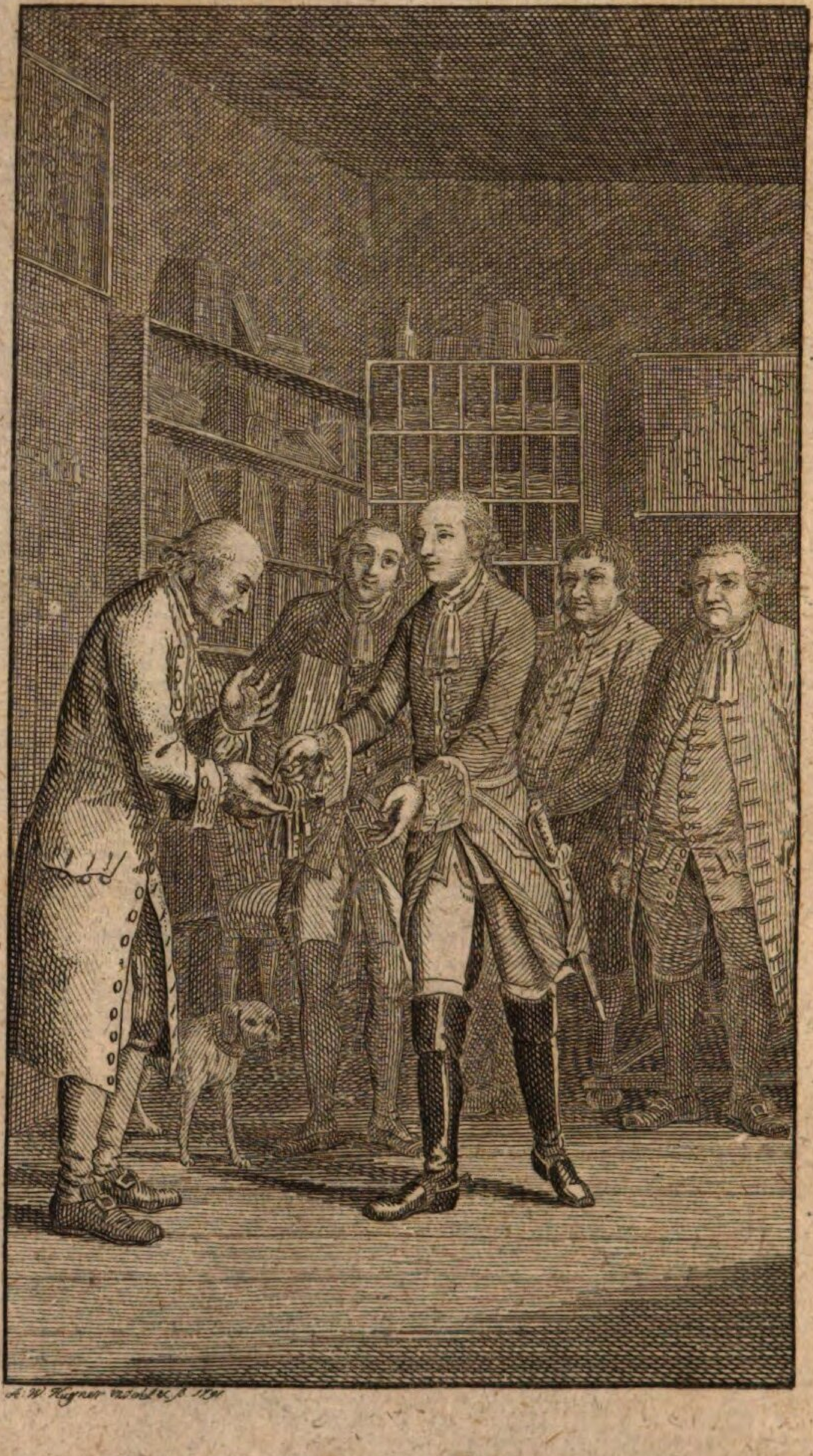
Geschichte

des Dörfleins

Traubenheim.

Erste Hälfte.

07/95/3



A. W. Küffner inv. del. & sc. 1791

Geschichte
des Dörfleins
Traubenheim

Fürs Volk
und
für Volksfreunde
geschrieben
von
Johann Ferdinand Schlez.

Zweyte verbesserte Auflage.

Nürnberg
bey Ernst Christoph Grattenauer
1794.

B S B
MÜNCHEN

Seinem Schwiegervater

Johann Bauer

Hofprediger und Consistorialrath zu Castell

einem Manne

der die schönsten Züge dreyer Prediger des hier geschilderten Dörfchens

Ehrlichs, Heilmanns und Helfrichs

in sich vereinigt

weiht diese zweyte Auflage

als ein Denkmahl

der vertrautesten Freundschaft und kindlichsten Liebe

der Verfasser.

Geschichte des Dörfleins Traubenheim.

Erstes Kapitel,

welches die Geschichte der Zerstörung und Wiedererbauung des Dorfes, wie auch die Ankunft und Bewillkommung des Herrn von Traubenheim enthält.

An einer Reihe fruchtbarer Hügel, wo zahllose Weinreben um ihre Stäbe sich schlingen, liegt Traubenheim, das fränkische Dörfchen, dessen Aecker und Wiesen an Fruchtbarkeit den Weinbergen nicht nachstehn. Seine Bewohner kennen den Mangel nicht, der manche Weingegend nach einem unglücklichen Herbste drückt; denn Korn und Weitzen gedeihen gewöhnlich auf ihrer Markung im Ueberfluß, wenn die Frucht der Reben nicht einschlägt.

Ob hier die fleißige Hand eines Landmanns den ersten fränkischen Weinstock gepflanzt und dadurch dem Dorfe den Namen Traubenheim gegeben hat, will ich nicht untersuchen, weil schon ein anderer Flecken, in der Gegend um Wirzburg, diese Ehre sich beymißt; zuverläßig aber hat das Dörfchen den Namen von den ergiebigen Weinbergen seiner Fluhr.

Schon lange vor dem dreysigjährigen Kriege war es ein Rittersitz der Herren von Traubenheim; aber al-

le Nachrichten aus den ältern Zeiten sind verlohren gegangen, so daß sich erst von 1634 eine zuverläßige Geschichte des Dörfleins anfangen läßt.

Im September dieses kriegerischen Jahres wurde das arme Traubenheim von den kaiserlichen Soldaten, die, nach der nördlinger Schlacht, in Schwaben und Franken fürchterlich hauseten, bis auf sechs Hütten, rein abgebrannt. Die Kirche, nebst den Pfarren- und Schulgebäuden, das herrschaftliche Schloß mit der schönen Meyerey, mehr als sechzig Häuser und fast eben so viel Scheunen, waren ein Stein- und Aschenhaufen. Die armen Einwohner hatten sich zerstreut; die Felder lagen wüst umher, und fünf und zwanzig Jahre verstrichen, bis das Dörflein nach und nach wieder aufgebaut wurde. Der damalige Guthsherr, Kunz von Traubenheim, welcher in Hessen-Casselschen Diensten als Obrister stand, konnte bey seiner Armuth, in jenen unruhigen Zeiten, wahrscheinlich nur wenig zur Wiederherstellung seines Ritterguths beytragen. Sein Schloß wenigstens stand noch 1690 als Brandstütze; die Meyerey aber wurde von ihm, wie man aus einer noch leserlichen Steinschrift ersieht, im Jahre 1638 wieder aufgeführt und zugleich zur Wohnung eines Vogts eingerichtet.

Was ich übrigens aus dem Schlusse des vorigen und aus dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts erzählen werde, verdanke ich vorzüglich einer vom Vogte Wulfing zusammen getragenen Dorfschronik, und einer sehr weitläuftigen Lebensgeschichte Gustavs von Traubenheim, welche der Pfarrer Ehrlich ins Sterbregister

sei-

seines Dorfs eingeschaltet hat. Auch in Bergfelden, einem Reichsdorfe, fünf Stunden von Traubenheim, findet sich etwas hieher gehöriges im Pfarrbuche, nämlich eine Nachricht von dem Prediger Jeremias Zauner, der zur Zeit der Verwüstung in Traubenheim gewesen war, und etliche Monate nach dem unglücklichen Brande, seine Versorgung mit Weib und Kindern in Bergfelden wieder gefunden hat. Wo aber sein damaliger Schullehrer hingekommen ist, gefiel dem Herrn Jeremias Zauner nicht aufzuzeichnen, so wie man von seiner Hand überhaupt kein erhebliches Wort über Traubenheim findet, dagegen aber eine weitläuftige Beschreibung des Nordscheines, der im Jahre 1633 gestanden seyn soll, und nach seiner Meynung nichts geringeres war, als eine Vorbedeutung der Nördlinger Schlacht und des Traubenheimer Brandes, weßwegen er auch, wie er selbst berichtet, drey scharpfe Bußpredigten hintereinander gehalten hat.

Er gieng also gerade so zu Werke, wie unsre meisten Gerichtsschreiber, die in ihre Gemeinbücher ähnliche Naturerscheinungen gar emsig eintragen und darüber alles vergessen, was zur eigentlichen Geschichte des Dorfs und seiner Gerechtsame gehört. Dieß sey jedoch keineswegs dem ehrlichen Zauner zum Nachtheile gesagt; denn seiner Zeit wußten die wenigsten Menschen, und niemand so zuverläßig als jetzt, daß Nordlichter eben so natürlich entstehn als das sogenannte Wetterleuchten; daß sie am mitternächtlichen Theil unsrer Erde fast täglich gesehen werden, ob sie gleich uns nur dann in die Augen fallen, wenn sie ganz ausserordentlich groß sind;

daß sie den Leuten, die weit gegen Norden hin wohnen, statt der Sonne dienen, wenn ihre halbjährige Nacht eintritt u. s. w. — Hätten indeß die Traubenheimer nur bedacht, daß schon viele hundert Nordlichter gesehen worden sind, ohne daß irgend ein Unglück darauf erfolgt wäre: so würden sie den weisen und guten Schöpfer gelobt haben für dieses schöne Schauspiel der Natur. So aber waren sie zuverläßig sehr furchtsam bey den scharpfen Bußpredigten ihres Herrn Pfarrers, und glaubten wohl hinten nach so gut als er, lauter feurige Spieße, Schwerter und Vorboten der nördlinger Schlacht am Himmel gesehen zu haben.

Da die mit dem Leben davon gekommenen Einwohner sich nach und nach wieder gesammelt und angebaut hatten; aber zu arm waren, um auch eine Kirche, nebst Pfarr- und Schulwohnungen zu errichten und eigene Lehrer zu besolden: so hielten sie sich an die benachbarte Langenhäuser Kirche und Schule.

Bey Kindtaufen, Hochzeiten und Leichenbegängnissen, versammelten sie sich aber auf dem Gottesacker in ihrer sogenannten Todtenkapelle, die noch heute steht, und nichts anders ist, als ein steinernes Häuschen, das die Herren von Traubenheim über ihrer Familiengruft haben errichten lassen.

Da der Prediger von Langenhausen und sein Schullehrer für ihre Mühe nichts erhielten, als die gewöhnlichen Sporteln und letzterer, noch ausser diesen, das herkömmliche Schulgeld: so wurden die Pfarr- und Schulfelder zum Theil zur Gemeinkasse gezogen, zum Theil so verschleudert, daß man, bey der endlichen Wiederbese-

zung

ßung der Pfarrey, nur die wenigsten wieder vorfinden konnte.

Im Jahre 1673, als eben das arme Traubenheim zum zweytenmal in großer Gefahr stand, und von den eingebrochenen Franzosen bedrängt und geplündert wurde, starb Kunz von Traubenheim in Cassel, als ein sehr betagter Greis, und das Guth fiel an seinen einzigen Sohn Gustav, dem er, aus Liebe zum Könige Gustav Adolph von Schweden, mit welchem Hessen-Cassel im Kriegsbündnisse stand, diesen Namen hatte beylegen lassen.

Der alte Obriste war anfänglich der Hoffnung, aus seinem Gustav einen Helden zu erziehn; dieser aber hatte so wenig Neigung zum Soldatenleben, daß er im Jahre 1652 zu Bayreuth in Hofdienste trat, weßwegen ihn sein Vater, der keinen als den Kriegsstand ehrte, nur den Hofschranzen hieß. Die vielen angenehmen Zerstreuungen, in denen Gustav lebte, wären indeß gewiß seinem Dorfe sehr nachtheilig geworden, wenn nicht Traubenheim gerade mit einem braven Vogte, Namens Hochstein, wäre versehen gewesen.

Im Jahr 1684 starb Hochstein, von seinen Amtsuntergebenen herzlich beweint. Sein Amtsnachfolger war Wulfing, den wir in der Folge näher werden kennen lernen.

Des unruhigen Hoflebens endlich überdrüßig, entschloß sich Gustav, im Jahre 1690, sein väterliches Schloß in Traubenheim wieder aufbauen zu lassen und den Abend seines Lebens in Ruhe hinzubringen. Seine Gemahlinn, eine gebohrne Gräfinn von Steinburg, mit

der er in einer kinderlosen Ehe lebte, und die von sehr niedergeschlagener Gemüthsart war, bestärkte ihn gar sehr in diesem Vorsatze. Wulfing und ein bauverständiger Mann aus Bayreuth erhielten also den Auftrag, das Bauwesen zu besorgen. Ersterer war darauf bedacht, den würdigsten und ärmsten unter seinen Amtsunterthanen einen guten Verdienst zuzuweisen, und letzterer that sein möglichstes, um alles dauerhaft, räthlich und bald zu Stande zu bringen, so daß schon im Herbste 1693 das Schloß mit den Nebengebäuden zum Beziehen fertig stand.

Noch in eben dem Herbste kamen Gustav und seine Gemahlinn, zur allgemeinen Freude ihrer Unterthanen, in Traubenheim an.

Die Gemeine war anfänglich entschlossen, den gnädigen Herrn mit Flintenschüssen zu bewillkommen; Wulfing aber meynte, daß das leicht ein Unglück veranlassen könnte, wenn, zum Exempel, durch einen brennenden Pfropf Feuer auskäme; einem Menschen, der das Laden nicht versteht, das Gewehr spränge; oder der Postzug des gnädigen Herrn scheu würde. Das begriffen denn auch die Traubenheimer und beschlossen daher es so zu machen, wie der Herr Vogt ihnen anrieth.

Vor der Thüre des Schlosses errichteten sie einen hohen Ehrenbogen, den sie mit frischen, noch blättervollen Weinreben umschlangen, von denen die schönsten und mannichfaltigsten Trauben herabhiengen. An beyde Seiten des Bogens stellten sie Musikanten, mit Clarinetten und Hörnern, um die gnädige Herrschaft, gleich bey der Einfahrt in den Schloßhof, zu bewillkommen. Ein

hüb-

hübsches Brautpaar des Dorfes, festlich geputzt, mit Flittern und Bändern geziert, stand hinter dem Bogen; der ganze Schloßhof aber war mit neugierigen Menschen gefüllt, als die Herrschaft hineinfuhr. Laut schallten die Clarinetten und Hörner, und das geschmückte Pärchen trat hinter den Weinreben hervor. Die Braut überreichte der gnädigen Frau einen kleinen Korb mit ausgesucht schönen Trauben, und ihr Liebhaber dem gnädigen Herrn eine neue zinnerne Kanne mit Most, auf der mit zierlicher Fracturschrift der Zuruf stand:

Willkommen!

Gustav, der gleich beym ersten Anblick den Willkomm auf der Kanne gelesen hatte, nahm sie freudig aus der Hand des Burschen; stieg damit die Schloßtreppe hinauf und rief, indem er die Kanne hoch empor hielt:

Willkommen Kinder!

Er trank, und die ganze Versammlung jauchzte: Willkommen! Willkommen! Es lebe der gnädige Herr! Es lebe die gnädige Frau!

Das junge Volk wurde sogleich, nebst den Musikanten, in ein Gesindezimmer des Schlosses gerufen, um den Abend sich lustig zu machen. Einige Väter reichten der gnädigen Herrschaft traulich die Hand und wünschten ihr Glück zu der Ankunft. An jede Haushaltung wurde dann ein Laibchen weisses Brod und ein Viertel Wein vertheilt, wozu der Herr Vogt schon voraus schriftlichen Befehl hatte. Die jungen Leute aber fiengen indeß ihren Tanz an, und Wulfing freute sich einer so schönen Gelegenheit, selbst Aufseher über eine Volkslustbarkeit

seyn zu können, die, wenn man sie mißbraucht, den guten Sitten und der Gesundheit so höchst nachtheilig ist. Hundertmal hatte er den jungen Leuten schon vorgestellt, daß unter zehen Schwindsüchtigen gewiß immer 6 bis 8 sind, die den Anfang zu dieser verheerenden Krankheit durch zu starke Erhitzung und besonders beym Tanze gemacht haben. Das war aber alles umsonst. Die jungen Schwärmer tobten nach wie vor im Schleifer herum, stampften wie die Walkmühlen, tranken in die Hitze hinein, rissen den Brustlatz auf und kühlten sich in der Zugluft ab. Einer stieß den andern aus dem Reihen; einer schrie und lärmte tapfrer als der andre; den Musicanten begegnete man bengelhaft und glaubte für etliche Groschen, die man in die Baßgeige warf, sich alles an den armen Leuten erlauben zu dürfen. Mit einem Worte, man that in Traubenheim gerade so, wie man noch heute fast allenthalben zu thun pflegt. Nun aber glaubte Wulfing eine Gelegenheit zu haben, nachdrücklicher wirken zu können. Er wußte wohl, daß das Volk an feinern Lustbarkeiten hauptsächlich deßwillen keinen Geschmack findet, weil es nie eine Probe gemacht hat, und unversucht, weiß man ja, schmeckt nicht. — Zu dem Ende stellte er der Jugend vor, wie unschicklich es seyn würde, hier im herrschaftlichen Schlosse so thierisch zu lärmen, und wie leicht sie die gute Meynung wieder verscherzen könnten, die der gnädige Herr von ihnen gefaßt habe. Die entsetzlich raschen Schleifer verbot er ganz, und empfahl dafür die langsamern Dreher. Um recht acht zu haben, ob es auch sonst fein und ordentlich zugieng, besuchte er alle Viertelstunden das Tanzzimmer.

Der

Der gnädige Herr kam selbst etlichemal in seiner Gesellschaft und lobte das Volk wegen der bezeigten Sittsamkeit. Das gefiel den jungen Leuten, und alle gestanden dem Herrn Vogt, als sie Punct 10 Uhr Feyerabend machten und sich darauf noch eine halbe Stunde im warmen Zimmer verhielten, um nicht in der kalten Nachtluft zu schnell abzukühlen, daß sie nun und nimmer geglaubt hätten, daß ein gemäßigtes Vergnügen ein so herzliches Vergnügen sey; und wirklich bewiesen sie in der Folge bey jeder Gelegenheit, daß das ihr Ernst war. Der Mann, der als Bräutigam den Most überreicht hatte, zeigte noch als Greis von etlich siebenzig Jahren, gar oft der Jugend des Dorfs ein golddurchwirktes Band, das ihm jenesmal die selige Frau von Traubenheim geschenkt hatte, und rühmte dabey, daß er nie in seinem Leben einen Tanz gesehen habe, wo alles so bescheiden, nüchtern und friedlich hergegangen wäre.

So denkt man noch im eisgrauen Haare mit Wohlgefallen an vernünftig genossene Freuden seiner Jugend zurück und erzählt und rühmt sie den Enkeln; aber Schaam und Reue folgt jeder Ausschweifung auf dem Fuße nach.

Wir wollen, Pilgrime! auf Erden
Der kurzen Wallfahrt uns erfreu'n,
In unsrer Jugend weise seyn,
Um auch des Alters froh zu werden!

Zweytes Kapitel,

Worin wir das traubenheimer Schulwesen und ein Paar Menschen kennen lernen, dergleichen es wenige gibt.

Gustav von Traubenheim gieng nun Tag und Nacht damit um, sein Dorf glücklich zu machen, und sann zu dem Ende vor allen auf Errichtung einer eigenen Dorfsschule; denn er sah wohl ein, daß man beym Bessermachen anfangen müsse, wenn das Volk glücklicher werden soll. An guter Unterweisung der Jugend schien es ihm aber vorzüglich zu fehlen; denn seit dem unglücklichen Brande, waren die Kinder, in Ermanglung einer eigenen Schule, nach Langenhausen in den Unterricht gelaufen. Wegen des schlimmen Winterwetters, wurde der Schulbesuch aber oft Wochenlang eingestellt. So lange die Kinder noch klein waren, mochten ihnen die Aeltern ohnedieß die Plage nicht anthun, sie drey Viertelstunden weit in die Schule zu schicken, und waren sie größer, dann kam immer ein Stückchen Arbeit, das sie von der Schule zurück hielt. Der Schullehrer in Langenhausen sah sich überdieß, beym Anfange des Winterunterrichts, nach einem Einstandsgeschenk um, und schlug und rupfte die Kinder, die mit leerer Hand kamen, das ganze A. b. c = Buch und alle 6 Hauptstücke des Catechismus durch. Das scheuten die Kinder und heulten und schrien, bis die Aeltern ein Bündelchen auftrieben; kamen aber darüber oft 6 Wochen zu spät. Gleichwohl fiel es selten einem Hausvater ein, seine

Kleinen indeß selbst zu unterrichten. Mancher verstand es wohl nicht einmal. Die Kinder wurden so zum Theile neun Jahre alt, ehe sie zur Schule kamen. Von der Zeit an besuchten sie nun zwar den Unterricht; aber äusserst nachläßig und nur im Winterhalbjahre, weil jener Zeit noch keine Sommerschulen gehalten wurden. Im zwölften Jahre ließ sie der Prediger zu Langenhausen, der sie nur für seine Stiefkinder hielt, zum Nachtmahle, sie mochten etwas oder nichts gelernt haben, und nun — gute Nacht Backel! gute Nacht Schule! — Daher waren denn die Leute zu Traubenheim großentheils sehr unwissend und auch im gemeinen Leben sehr unüberlegt. Wären nicht ein Paar Vögte hinter einander gekommen, die recht ernstlich auf Zucht und Ordnung hielten: so würde das Dorf ganz verwildert seyn. Indeß aber waren die Leute doch lange nicht so verständig, wohlgezogen und brav, als sie hätten seyn sollen. Die Kinder, welche Schaarenweise miteinander zur Schule zogen, lernten auf dem Wege gewöhnlich mehr Böses, als in der Schule Gutes; erfrohren sich zuweilen die Füsse und trugen allerley Krankheiten davon.

Im November 1686 hatte ein neunjähriger Knabe gar das Unglück, auf dem Schulwege das Leben einzubüssen. Er gieng über einen langen schmalen Steg, der, aus unverzeihlicher Nachläßigkeit, ohne Geländer geblieben war, glitschte und fiel in das Wasser. Ob dieses gleich weder tief noch breit war: so konnten ihn doch die übrigen Kinder nicht im ersten Augenblicke wieder herausbringen; und als es ihnen endlich gelang, brachten sie ihn, aus Unwissenheit, selbst gar ums Le-

ben

ben. Statt ihn in die nah gelegene Mühle zu tragen, da auszuziehen, mit warmen Tüchern zu reiben u. s. w. stellten sie ihn sogleich auf den Kopf, weil sie von unverständigen Leuten gehört hatten, daß man die Ertrunkenen stürzen müsse, um das eingeschluckte Wasser wieder heraus zu bringen, und so starb der arme Junge noch unter ihren Händen.

Groß war der Jammer im Dorfe, da der Müller den Leichnam auf einem Karrn nach Traubenheim brachte. Heulend und schreyend liefen die Schulkinder vor und hinter dem Fuhrwerke her. Alles eilte zusammen. Nicklas, der Vater des Verunglückten, konnte vor Schrecken anfangs nicht einmal weinen. Die Großmutter, welche den Jungen nach seiner Mutter Tod zu sich genommen und all ihre Hoffnung auf ihn gestellt hatte, fiel in Ohnmacht, und wollte sich in der Folge gar nicht trösten lassen.

Sie war eine wohlhabende Witwe des Dorfs, Namens Regina Waltherinn; hatte schon verschiedene Jahre, seit dem Tode ihres Mannes, eine beschwerliche Wirthschaft geführt, und bloß deßwillen ihr Guth nicht von der Hand gegeben, weil es ihr Enkel bekommen sollte. Wenn mir nur der einmal heranwächst! hatte sie täglich gedacht, und nun war ihre schöne Hoffnung auf einmal dahin. — Ach mein Fritz, mein Fritz! rief sie mit Händeringen: dacht' ich immer, du würdest mich trösten in all meiner Müh und Arbeit auf Erden. Ach Gott! ach Gott! mein einziger Enkel, mein einziger Erbe!

Doch,

Doch, für Erben hatte Regina nicht zu sorgen. Ihre Verwandten sammt und sonders, die sich bisher wenig oder nichts um sie gekümmert hatten, fanden sich nun ein, wie Heuschrecken auf einem grünen Baume. Nach ihrem Vorschlage sollte sich Regina ein Jahrgeding machen und den Hof von der Hand geben. Der Alten schien aber der freundliche Rath so wenig zu gefallen, daß sie vielmehr von der Zeit an noch fester an ihren Güthern zu hängen schien als zuvor. Selbst Nicklas, ihr Tochtermann, ihr einziger Rathgeber und Vertrauter, bekam keine Furche Land. Schon vor Anbruch des Tages war sie fertig und munter; trieb das Gesind aus den Betten und sah in Feld und Stall auf jeden Strohhalm. Den kleinsten Diebstahl und jede Vernachläßigung des Viehs oder Bauereygeschirrs, verhob sie dem Gesinde so nachdrücklich, als lehnte der Bettelstab schon vor ihrer Thüre.

Die Hexe wird doch noch verhungern! sagte dann oft das Gesind untereinander, und klagte gar bitter über die Kargheit der Hausfrau; die werthe Nachbarschaft aber nahm, wie sichs von selbst versteht, gar christlichen Antheil an diesen Klagen, und Regina kam in den schlimmsten Ruf. Die Gutmüthigsten im Dorfe spotteten wenigstens, daß sich's die Alte noch so sauer werden ließ für ihre lachenden Erben.

Unverhofft schien endlich Regina sich bekehren zu wollen. Es war im Jahre 1691, als sie den Herrn Vogt nebst dem Dorfsschulzen ganz geheim zu sich bat.— Geb Er Acht, Herr Vogt, sagte der Schulze zu Wulfing, die alte Sparbüchse vermacht ihr ganzes Vermögen

gen dem Nicklas. Der schlaue Fuchs grüßt schon lange den Zaun um des Gartens willen. Mit Erstaunen aber hörten sie von der Alten, daß sie Willens sey, ihr Haus zu einem Schulhause, und das übrige Vermögen, das aus 30 Morgen Ackerland, zwey Tagewerk Wiesen und einem Weinberge bestand, bis auf etwas weniges, zur Besoldung eines eigenen Schullehrers zu vermachen.

Wulfing konnte gar nicht Worte genug finden, um ihr seine Freude darüber auszudrücken; denn er war längst schon auf eine Schule bedacht. So ein Vermächtniß, rief er aus, wird Gott segnen in der Ewigkeit! Aber welch ein Wohlgefallen kann Gott und die Welt an solchen Stiftungen haben, wie sie gar oft gemacht werden, daß, zum Exempel, der Schulmeister in der finstern Nacht aufstehn, und, um nichts und wider nichts, die Glocke herumbaumeln; am hellen Tage Lichter auf dem Altar anstecken oder sonst etwas überflüßiges treiben muß?

An dergleichen Dingen hab ich nie Freude gehabt in meinem Leben, sagte Regina; gleich nach dem Tode meines seligen Fritz nahm ich mirs aber vor, mein Vermögen zu Rathe zu halten, und davon einmal eine Freyschule zu stiften. Ich ließ mir daher all die bösen Nachreden des Dorfes über meinen Geitz gefallen; denn ich war mir Gutes bewußt. Aber ach Gott! das Vermächtniß ist theuer erkauft! Und damit weinte sie, daß eine Thräne die andere schlug. — Meine Verwandten, fuhr sie endlich fort, werden mirs freylich verargen und noch mehr über mich lästern, als bisher; aber ich denke,

daß

daß ich ihnen die Erbschaft nicht schuldig bin. Sie wissen fast selbst nicht, wie sie mir zugehören, und kannten mich gar nicht, so lange mein Enkel noch lebte. Indeß sollen sie doch mein Vieh, Bauereygeschirr, Getreid, Hausgeräth, und das Bischen Geld haben, was nach meinem Tode noch übrig seyn wird; Nicklas aber, der nach dem Ableben meiner seligen Tochter und ihres Kindes, die Freundschaft gegen mich nicht aufgehoben hat, soll die zwey Morgen Weinberg bekommen. Alles übrige soll bey der Schule bleiben. Nur bitt' ich, daß kein Zeuge zum Testament kommt, als Nicklas, damit alles bis nach meinem Absterben verschwiegen bleibt. Er ist schon bestellt und wird diesen Augenblick kommen.

Das heißt mir eine kluge Bestellung! sagte der Schulze seinem Herrn Vogt in das Ohr. Nicklas wird sich mit Händen und Füssen dagegen sträuben. —

Eben trat Nicklas herein. Wulfing suchte ihm den Vorsatz der alten Schwieger, wie Kindern eine bittre Arzney, beyzubringen; aber wie erstaunte er, als er bemerkte, daß alles schon mit Nicklas verabredet war.

Wie steht's dann aber mit der Erbschaft, Nachbar Nicklas? fragte der Schulze. Du wärst doch wohl oben angekommen im Testament?

Nicklas. Gut ist gut; besser ist besser. —

Schulze. Wie meynst du das, Nicklas?

Nicklas. Das meyn' ich so: Für mich und meine Kinder wär' eine Erbschaft ganz gut; (wiewohl mir meine Schwieger nichts schuldig ist) aber besser ist eine Schule fürs ganze Dorf; denn da sollen nach und nach viele tausend Kinder fromm und klug werden, und darun-

unter sollen hoffentlich meine Kinder und Kindeskinder auch seyn!

Vogt. (Ihn bey der Hand fassend) O du ehrlicher, uneigennütziger Mann! wo findet man Deinesgleichen? Gott lasse Deine Kinder und Kindeskinder werden wie Du bist!

Nicklas konnte gar nicht begreifen, warum ihm so viel Lob wiederfuhr; das war aber auch das schönste, daß ihm die Redlichkeit und das uneigennützige Wesen so zur andern Natur geworden war, daß er sich gar nichts darauf zu Guten that, und dennoch erfüllte was Paulus verlang:

Niemand suche was Sein ist;

Sondern ein jeglicher was des Andern ist!

Nun wurde sogleich Anstalt gemacht zur Aufsetzung des Stiftungsbriefs; denn Regina glaubte, daß man dergleichen Sachen bey Zeiten bestellen und nicht aufs Sterbebett verschieben müsse, weil es ungewiß sey, wie schnell es der Tod mit einem ausmachen könne, oder ob man seinen Verstand behalten werde. Nächst dem, meynte sie, habe man auf dem Todtbette für wichtigere Güther, für die Ewigkeit, zu sorgen, und des Testaments willen stürbe man ja keine Stunde früher als sonst.

Nachdem also Regina wegen der Schulstiftung ihre Willensmeynung gesagt, und auch ihre wenigen Verwandten namentlich bedacht hatte: sollte der Herr Vogt nun auch setzen: für Nicklas die zwey Morgen Weinberg.

O thut doch das nicht! rief Nicklas, wie wenn ihm jemand was nehmen wollte. Glaubt es doch, liebe Schwieger, all Eure Vettern und Baasen, die nach der

Erb-

Erbschaft stechen, würden dann denken, daß ich bloß des Weinbergs wegen zum Testament geholfen hätte. Sie würden mich verfluchen und verwünschen. — Wir wollen also den bösen Schein meiden, und Euer guter Wille soll mir so viel seyn, als die That.

Nun, sagte Regina halb verdrüßlich, wenn Du den Weinberg nicht willst: so sollen ihn die andern auch nicht haben — Doch besinn dich noch, Nicklas! —

Ich bin schon besonnen, erwiederte dieser. Mein Wahlspruch ist: Meidet allen bösen Schein!

So schreib' Er denn, Herr Vogt, fuhr itzt Regina fort: daß der Weinberg nach meinem Tode verkauft, das Geld sicher ausgeliehen, und der Zinß davon zu Schulbüchern für arme Kinder verwendet werden soll.

So geschah es auch! Das Testament wurde geschlossen, unterschrieben und gesiegelt, und Nicklas versprach, sein Beßtes zu thun, daß die Güther seiner Schwieger nicht herab kämen, und überhaupt so gut für ihr Vermögen zu sorgen, als ob er Allein-Erbe davon wäre.

Gott, der alles zum Beßten lenkt, ließ demnach aus dem unglücklichen Tod eines Kindes, eine große Leibes- und Seelenwohlthat für ein ganzes Dorf entspringen, und Regina, die Großmutter, hatte Gelegenheit, durch ihre milde Stiftung ein Gott wohlgefälligers Werk zu thun, als durch die reiche Ausstattung eines Enkels.

Drittes Kapitel.

Ein verkannter Mann. Eine Testamentseröffnung, und ein stattliches Leichenbegängniß.

Unbeschreiblich vergnügt über die schöne Handlung der wohlthätigen Regina, gab Gustav seinen Vorsatz, eine Schule zu bauen, wieder auf; denn als er's beschloß, war ihm noch unbekannt, was schon geschehen war. Dafür aber nahm er sich nun vor, das zur Schule bestimmte Geld, dreyfach zur Erbauung einer neuen Kirche zu steuern. Eben war der Anfang mit Herbeyschaffung des Zubehörs gemacht, als die Schulstifterinn Regina tödtlich krank wurde.

Nicklas erfüllte nun, als ehrlicher Mann, was er versprochen hatte. Seine Frau war fast immer bey der Kranken und sorgte, wie eine leibliche Tochter, für ihre Verpflegung. Nicklas hingegen gieng früh und spät der Wirthschaft nach; bestellte die Sommersaat und überraschte fleißig das läßige Gesind; denn sein Sprichwort war: **Des Herrn Auge macht fleißige Hände.** Dabey lag ihm noch die eigene Haushaltung auf dem Halse; seine Lebhaftigkeit aber verdoppelte sich wie die Arbeit, so daß die Leute des Dorfs gar oft spottweise sagten: Guth macht Muth. –

Indeß hatten sich die Verwandten unserer Regina, so viel ihrer etwas von einer Vetter- und Baasenschaft erweisen konnten, zusammen gefunden, um unter der Hand abzutragen und auf die Erbschaft zu lauern.

ern. Da sie nichts von einem Testament erfahren konnten: so war ihr einziges Trachten, die kranke Baase mit Falkenaugen zu bewachen, damit sie ja nicht in einer guten Stunde noch irgend etwas aufsetzen ließe. Sie selber trauten einander nicht über den Weg; am meisten aber waren sie wegen des guten Nicklas in Sorgen. —

Zu ihrem großen Leidwesen brach sich indeß die Krankheit zum Leben. Die ehrsamen Vettern und Baasen zogen wieder ab, und Nicklas vermißte manches im Hauswesen, das sie schon auf Abschlag davon geschleppt hatten.

Regina, die nun wieder ausser Bett seyn konnte, war inzwischen so sehr am Körper und Gedächtnisse geschwächt, daß sie sich nie wieder ganz erholte. Nicklas nahm sich daher auch ferner ihres Hauswesens an und gab dadurch den Splitterrichtern im Dorfe noch mehr Anlaß zu bosbaften Anmerkungen. „Seht doch den Erbschleicher, wie er wieder lauft und rennt!" hieß es gewöhnlich, wenn er bey seiner Schwieger aus und ein gieng. In der Schenke wurde er oft wegen seiner christlichen Dienstfertigkeit spöttisch gelobt; aber Nicklas stellte sich, als verstünd' er die Sticheleyen gar nicht. Seine Frau hingegen war anderer Meynung, zumal da sie hörte, daß die Verwandten der alten Regina so sehr auch über sie schmähten, und schon voraus von Prozessen sprachen. Unter solchen Umständen, glaubte sie, könne man das Testament unmöglich geheim halten. Nicklas aber tröstete sie damit, daß sich die gute Sache nach seiner Schwieger Tod selbst rechtfertigen müsse.

Schon im Sommer des nämlichen Jahres geschah es auch. Regina starb, und auf Befehl des gnädigen Herrn mußte das Testament noch vor ihrer Beerdigung, in Beyseyn des Nicklas, der erblustigen Verwandten und mehrerer Zeugen geöffnet werden.

Die Erbschaftslaurer waren sehr erschrocken, da sie von einem Vermächtnisse hörten, und sagten dem Nicklas ins Gesicht: daß sie Hab und Guth daran setzen würden, das Testament wieder umzustoßen. Aber wie vom Donner gerührt standen sie da, als bey der gerichtlichen Oeffnung die Freyschule zum Vorschein kam.

Schadenfroh lächelten die Nachbarn indeß, und sahen auf Nicklas, daß er im Testamente so hübsch durchgefallen war, und noch mehr freuten sie sich, daß er auch nicht einmal an den beweglichen Habseligkeiten Antheil bekommen sollte; Beschämt aber und voll Erstaunen zogen sie sich zurück, als sie unter denen, die das Testament unterschrieben hatten, auch den Namen

Nicklas Wenner.

ablesen hörten. Furchtsam schlugen besonders die ihre Augen nieder, welche den uneigennützigen Mann öfters mit seiner Schwiegermutter und mit der Erbschaft aufgezogen hatten; denn sie dachten gewiß, daß nun Nicklas nicht unterlassen würde, sie vor der ganzen Gesellschaft zu Schanden zu machen. Dieser aber gab sich nicht einmal die Mühe, ihre Arme-Sünder-Gesichter zu betrachten und gieng ganz still und bescheiden aus der Gerichtsstube. Die angeblichen Verwandten der Verstorbenen stritten und protestirten eine Weile vergeblich, indeß Nicklas die nöthigen Anstalten zur Beerdigung machte.

Des

Des folgenden Tags wurde nun die gute Regina feyerlich begraben. Die sämmtlichen Dorfskinder von 6 bis 13 Jahren, sowohl Mädchen als Knaben, alle mit Blumen in der Hand, giengen, auf Befehl des gnädigen Herrn, Paarweise, schön aufgeputzt, vor dem Sarge her. Hinter dem Sarge führten der gnädige Herr und Vogt Wulfing den Nicklas in Trauer; sein Weib aber ward von der gnädigen Frau und der Pfarrerinn von Langenhausen begleitet. Auf dem Gottesacker stellten sich die Mädchen an die eine, und die Knaben an die andere Seite des Grabes. Da, nach dem Einsenkungslude, der Hügel vollendet war, streuten alle zusammen ihre Blumen unter Schluchzen und Weinen darüber her. Der Prediger von Langenhausen aber sprach ein rührendes Gebeth, in welchem er Gott dankte, daß er das Herz der milden Stifterinn so wohlthätig regiert, und aus dem Unglücke ihres Enkels ein so grosses Glück für das ganze Dorf habe entstehen lassen. Als er nun auch im Namen der Kinder besonders betete, fielen sie mit gefalteten Händen sämmtlich auf die Kniee nieder und weinten dabey so bitterlich, daß allen Zuschauern die hellen Thränen über die Backen liefen. Darauf versammelte sich das Volk in der kleinen Kapelle, deren Thüren und Fenster eröffnet wurden, damit auch die aussen herumstehenden die Predigt mit anhören konnten, die der Herr Pfarrer über Sir. 44, 12. 15 hielt: „Ihr Leib wird nicht untergehn. Sie ist in Friede „begraben; aber ihr Name lebt ewiglich. Die Leu„te reden von ihrer Weisheit, und die Gemeine ver„kündigt ihr Lob.“

Viertes Kapitel,

Worin man fast lauter schlechte Menschen, Prozeßkrämer, Schleicher, Schwänkmacher, Gewinnsüchtige, Rebellen und Dummköpfe kennen lernt.

Die Verwandten der alten Regina hatten sich indeß in ihr Schicksal ergeben und beym Leichtrunke sich ganz über die Erbschaft getröstet; aber eine neue Streitlust erwachte beym Weine. Die Herren Vettern konnten nämlich über die Theilung der ihnen zugefallenen Stücke nicht einig werden. Der eine wollte sie versteigert, der andere getheilt haben; der eine sich dieß, der andere jenes vorbehalten. Dabey warfen sie einander alle Dieberevyen vor, die während der Krankheit der seligen Regina vor einem Vierteljahre vorgefallen waren. Endlich wurde der Streit so hitzig, und ihre Aufführung so ungebührlich, daß man sie mit Gewalt auseinander bringen mußte. Dieser unvernünftige und unschickliche Zank hatte inzwischen ihre Köpfe so sehr erhitzt, daß sie noch länger als drey Monate mit einander fort stritten; viel Wege und Stege machen; ihre Arbeiten versäumen; an Prozeßkrämer manchen schönen Gulden zahlen und viel kränkende Reden verschlucken mußten, bis man von Amtswegen die Erbschaft auf den Strich bringen und das erlösete Geld in gleichen Theilen geben ließ. Das Vieh war indeß müßig auf ihre Kosten fortgefüttert worden, und die übrigen Unkosten beliefen sich so hoch, daß fast die Hälfte der Erbschaft darauf gieng. Nun dachten sie

freylich, aber zu spät, an das Sprichwort: **Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.**

Noch während des Erbschaftskrieges wurde die Einrichtung der neuen Schule besorgt, und die bisherige Wohnstube durch die daran gestoßene Kammer vergrößert, damit die Kinder hübsch geräumig sitzen konnten; denn Wulfing sagte: nicht das viele Lernen, sondern das lange gedrängte Sitzen in der Schule, wobey man all die unreinen Dünste, die von so vielen Menschen in einem engen Zimmer entstehn, verschlucken muß, macht oft die Kinder so blaß und kränklich in den Winterschulen. Zugleich ließ er eine Graskammer zum Wohnzimmer des Schullehrers einrichten, weil er es für höchst grausam und unvernünftig hielt, ihn mit Weib und Kindern für beständig in die dumpfige Schule zu sperren und dadurch zu veranlassen, daß der Unterricht alle Augenblicke durch Aus- und Eingehn, durch Handthierung und Kindergeschrey unterbrochen wird.

Gustav von Traubenheim wollte bey der Gelegenheit auch das Andenken der seligen Stifterinn ehren, und ihren Namen, auf einer marmornen Platte, an der Vorderseite des Hauses einmauern lassen. Nicklas aber verbat diese Ehre, weil seine verstorbene Schwiegermutter ihn mehr als einmal beschworen hatte, ja nicht zu erlauben, daß auf irgend eine Weise mit dem Vermächtnisse groß gethan würde. Der gnädige Herr ließ also mit goldenen Buchstaben auf die Platte setzen:

Freyschule
gestiftet
von
einer Kinderfreundinn
deren Name
im Himmel angeschrieben ist.

Zugleich machte er alle Schulgüther zehendfrey, und nahm dem Hofe die übrigen herrschaftlichen Gefälle und Beschwerden ab.

Schlaghart von Langenhausen, zu dem bisher die Traubenheimer Kinder in den Unterricht geschickt wurden, war nun der erste, der sich um den neuen Dienst bewarb, weil ihm dieses Brod besser schien, als das Langenhäuser, zumal da jetzt die Schulgelder und Sporteln wegfielen, die er bisher von Traubenheim gezogen hatte.

Schon bey der Leiche der alten Regina konnte man ihm abmerken, daß er so was vorhatte; denn er schrie wie ein Zahnarzt bey ihrer Beerdigung, um den geschmacklosen Leuten zu gefallen, die das thierische Blöken ungemein lieblich fanden. Im Leichhause schwatzte er viel von seiner Kunst, und erklärte alle Schulmeister in der Nähe für Stümper. Dabey war er doch gewaltig demüthig und schmeichelhaft gegen die Traubenheimer Bauern, was sonst seine Sache gar nicht war; trank ohn Unterlaß Gesundheiten und präsentirte seine silberne Dose herum.

Einige Wochen darauf kam aber erst seine Absicht völlig an den Tag. Als ein unhöflicher träger Mann war er bey dem Herrn Vogte so übel angeschrieben, daß

er sich von ihm kein Fürwort bey dem gnädigen Herrn versprechen konnte; auch mit dem Dorfsschulzen stand er nicht wohl. Er machte sich also an das Dorfsgericht und an die Gemeine; schlich wie ein Klatschweib von Haus zu Haus, und ermahnte die Leute, daß sie nun ja bedacht seyn sollten, das Recht, einen Schullehrer selbst zu wählen, nicht aus der Hand zu lassen. „Die Schule, sagte er, ist von einer Orts-Einwohnerinn und nicht von der Herrschaft gestiftet, folglich gehört das Wahlrecht der Gemeine." Dabey bat er sehr demüthig um den Dienst, und versprach jedem der zwölf Mitglieder des Dorfsgerichts, im engsten Vertrauen, zehn Morgen Schulfeld um einen Spottpreiß in achtjährigen Pacht.

Das gefiel denn den meisten und jeder glaubte, daß nur ihm so viel versprochen sey. Statt zu überlegen, ob auch ihre Kinder von diesem Manne gut würden unterrichtet werden, berechneten sie nur den reinen Profit, den zehn Morgen gepachtetes Schulfeld, in acht Jahren abwerfen würden. Die Ehre, selbst einen Schulmeister wählen zu dürfen, that ihnen dabey so wohl, daß sie sämmtlich auf den Schulzen einstürmten, bis er der Herrschaft es vortrug. — Gustav von Traubenheim war gütig genug, ihnen das Wahlrecht ohne Widerrede zu gestatten. Nur darauf bestand er, daß die Abschaffung oder Beybehaltung des Schullehrers nur von seiner Willkühr, und nicht von der ihrigen abhängen sollte. Die Gesandschaft war damit vollkommen zufrieden, und dankte sehr unterthänig für die Gewährung der Bitte.

Welch ein Unmuth aber entstand unter der Gemeine, da der Schulze die herrschaftliche Entschließung bekannt machte! Was? schrien einige Tollköpfe, so soll also der Schulmeister besser seyn, als die übrigen Gemeindiener? – Nichts da! Alle Walpurgis muß er sich, so gut als die Hirten, bey uns frisch um den Dienst melden, und zusehn, ob er uns recht ist: Ausserdem lassen wir gar keinen Schulmeister ins Dorf!

Vergebens rief der Schulze wohl zwanzigmal: So hört doch nur! Laßt euch nur sagen! Seyd doch einen Augenblick stille! – Die Schwindelköpfe wollten nun einmal nicht hören, und eh man sichs versah, waren gegen dreyßig solcher ungestümmen Schreyer vor dem Schlosse. Zwey der besten Zungendrescher, Herrmann und Ludewig begehrten vor den gnädigen Herrn, und brachten, nach ihrer Meynung, das Wort gar stattlich vor. Mit gerechtem Unwillen hörte sie Gustav von Traubenheim, und gieng, ohne den unverschämten Redeführern zu antworten, vor die Schloßthüre. „Wo ist der Schulze?" fragt er mit Hastigkeit. Alle schweigen. . . . . Endlich übernimmt Marks das Wort und sagt: „Ach gnädiger Herr, drunten steht er unter der Linde mit seinem Anhang. Jammers genug, daß der Ortsvorsteher nicht für uns reden will!" – Wohl! antwortet Gustav: so geht zu ihm zurück, und sagt ihm, daß ihr das ganze Spiel verdorben habt. Wenn ihr nicht begreift, daß ein Schullehrer kein Schweinhirt ist, und bey Alten und Jungen in Respekt stehn muß: so sollt ihr auch keinen wählen! – Und hiermit schlug er die Thüre vor ihren Augen zu.

Verlegen standen die protestirenden Bauern im Schloßhofe; machten einander selbst Vorwürfe; keiner wollte der Anstifter seyn, und die zwey Plauderer, die die Sache dem Herrn vorgetragen hatten, mußten die Schuld haben. Wirklich waren auch die meisten blos mitgelaufen, weil diese Tollköpfe den Ton angegeben hatten, und kamen nun erst zu Verstande, da sie Gustav ein wenig unsanft erweckt hatte.

Nach langem Besinnen sollte wieder eine Gesandtschaft hinein; aber keiner hatte das Herz. Ganz langsam und stille gieng also der Zug wieder nach der Linde zurück.

„Nu, was bringt ihr Guts?" fragte der Schulze. „Je, nicht viel!" — war die Antwort; und hiermit erzählten sie den leidigen Vorgang. „Da habt ihrs! sagte der Schulze. Wenn man euch Leuten den kleinen Finger beut: so tappt ihr gleich nach der ganzen Hand, und dann geht es so. Wer zu viel verlangt, bekommt gar nichts. Die meisten Rechte der Unterthanen sind dadurch von jeher verlohren gegangen, daß sie in den Forderungen zu unbillig, oder in der Anwendung zu unvernünftig waren." — Ach was nützt das Reden? erwiederten die Schreyer ganz leise: Geht ihr lieber zum gnädigen Herrn, und seht, wie ihr ihn wieder gut macht. —

Eine Gesellschaft wackerer Männer gieng also ins Schloß, und stellte dem Herrn vor, daß doch mehr als die Hälfte der Unterthanen an dem Vorfalle ganz unschuldig wäre, daß er demnach, um der unbescheidenen

Leute willen, sein Wort nicht wieder zurück ziehn möchte, u. s. w.

Da unter den Bittenden auch Nicklas und der Schulze waren, die beyde gar viel bey dem gnädigen Herrn galten: so brachten sie's endlich mit Mühe wieder so weit, daß er ihnen das Wahlrecht noch einmal zugestand.

Zur Warnung für alle künftigen Zeiten, schrieb Wulfing diesen Aufzug in das Gemeinbuch neben das Privilegium hin, das der Herr, über das Recht einen Schulmeister zu wählen, ausfertigen ließ, und in gleicher Absicht steht auch diese Nachricht in meiner Geschichte.

Fünftes Kapitel.

Die Traubenheimer wählen zwey neue Schulmeister.

Herr Gregorius Schlaghart, der über den glücklichen Erfolg seiner Ohrenbläserey gar sehr triumphirte, war indeß nicht der einzige, der um das Schulamt in Traubenheim buhlte. Noch drey Mitwerber versuchten ihr Heil auf dreyerley Schleichwegen; nur einer aber hatte den glücklichen Einfall, durch die Schürze der Jungfer Schulzinn das Aemtchen erhaschen zu wollen. Das Mädchen, dem der junge Brodschleicher schon den Heyrathswurm in den Kopf gesetzt hatte, noch eh er beym Vater um den Dienst anhielt, war beständig damit be-

schäf-

schäftigt, den Vater zu überreden, daß er doch sein äusserstes für den Herrn Winkler (so hieß der Mensch) thun möchte; denn nach der Ehre, Frau Schulmeisterinn, oder wohl gar Frau Cantorinn zu heissen, war Liese gar überaus lüstern. Zum Unglück errieth aber ihr Vater den Schleichweg, den der feine Herr Winkler eingeschlagen hatte. Geradezu erklärt er ihr also: daß er zu der Wahl ihres Liebhabers schlechterdings nicht helfen, ihm wenigstens keine Tochter geben werde, wenn er auch, wider seinen Willen, den Dienst bekommen sollte. Jungfer Liese war über den Bescheid gewaltig betroffen; wollte den Antrag des Herrn Winkler verläugnen; aber ein Strohm von Thränen verrieth, was sie nun offenherzig gestand. Sie meynte, daß es doch gar keine Seltenheit wäre, daß Väter ihre Töchter auf dem Wege zu versorgen suchten; daß sie nun schon ins sechs und zwanzigste Jahr gienge, wo man eben so spröde nicht mehr thun dürfe; daß der Schuldienst doch ziemlich einträglich, und der junge Mensch ein gar freundlicher und artiger Herr sey &c. Aber alles vergebens! Der Vater bestand eigensinnig darauf, daß er ihres vielgeliebten Herrn Winklers wegen keinen andern ehrlichen Mann verdrängen und sich den Ruf zuziehen wolle, nicht den Dorfskindern einen Lehrer, sondern der Tochter einen Mann gewählt zu haben.

Indeß nahte der Wahltag heran. Die meisten waren für die zehn Morgen Pachtfeld so sehr eingenommen, daß Schlaghart schon so gut als gewählt war. Nur Nicklas und Wilhelm, die beyde im Dorfsgerichte saßen, ließen sich durch das Versprechen nicht blenden.

Ih-

Ihnen war Schlaghart dadurch noch verächtlicher geworden, als bisher. Nächstdem sahen sie ohne Brille voraus, daß der Schleicher jedem von den zehn übrigen Gerichtsbeysitzern eben so viel werde versprochen haben, ob er gleich, Summa Summarum, nur 30 Morgen zu hoffen hatte. Sie giengen also zu dem Schulzen, und nahmen Abrede, wie sich dem Herrn Schlaghart und ihren bestochenen Mitbrüdern am füglichsten eine Nase drehn ließe.

Schlaghart war indeß schon von Herrmann beordert, am Wahltage fein zu Hause zu bleiben, damit man ihn gleich könne rufen lassen. Das Dorfsgericht versammelte sich im obern Zimmer der Schenke. Schulz Ortmann behielt sich seine Stimme bis auf die letzte bevor, und das Wählen gieng an. Alle gaben, der Reihe nach, dem Herrn Schlaghart das Wort; unter andern auch Wilhelm. Zuletzt kam das Wort an Nicklas. „Nun," sagte dieser, „wenn alle für den Herrn Schlaghart stimmen: so mag ich auch nicht allein dagegen seyn; nur will ich den Herrn Schulzen bitten, bey der Wahl auch das Pachtwesen der Schulfelder ins Reine zu bringen, damit wir den ehrlichen Mann beym Worte halten. Mir sind zehn Morgen versprochen." — Und mir auch zehn! rief Wilhelm mit einem schalkhaften Tone. — Und mir auch zehn! schrie Lips in aller Eile, damit ihm keiner zuvor käme; denn er war ein habsüchtiger, einfältiger Mensch, der es nicht merkte, daß Nicklas und Wilhelm die übrigen nur zum Beßten hatten.

Je nun, sagte der Schulze, so hätten wir ja die 30 Morgen Schulfeld beysammen! Laßt also, fuhr er

lä-

lächelnd fort, den Herrn Schlaghart nur immer rufen, damit er den Pachtbrief unterschreibt.

Wie vom Donner gerührt saßen bey dieser Rede die neun übrigen umher. Gerade heraus zu gestehn, daß sie gleichfalls, wie Lips, unter die Pachter gehörten, schien ihnen nicht rathsam, und doch wußten sie nicht, unter welchem Vorwande sich nun das Wort wieder zurück ziehn ließe.

Zum Glück erholte sich Herrmann so ziemlich bald von seiner Betäubung. Seyd ihr denn stumm, daß ihr nicht reden wollt, was recht ist? rief er. Mit gutem Gewissen können wir nun unmöglich den Mann wählen. Hätten uns Nicklas und Wilhelm voraus gesagt, daß der Simon mit Bestechungen umgeht und geistliche Aemter ums Geld kaufen will: so wär' aus der Sache gleich Anfangs nichts geworden. Verflucht sey, wer Geschenke nimmt! steht in der Bibel. Nur der Gottlose nimmt Geschenke, die die Sehenden blind machen und die Sachen der Gerechten verkehren!

Freylich wohl, Gevatter! rief Ludwig, der ihm an Bibelkneiperey wenig nachgab und an Bosheit den Rang ablief; freylich, du kannst eben alles aus der Schrift beweisen; aber die Wahl muß auch gleich wieder zurück gehn! So ein niederträchtiger Geselle, so ein Windbeutel und Maulmacher soll unsre Kinder nicht unter die Hand bekommen. Alle stimmten damit überein; nur Lips war wie verstummt, und sah nun erst, wie dumm er in die Falle gegangen war

Genug! die Wahl gieng wieder zurück. Vergebens lauerte Schlaghart am Fenster, ob kein Bote von

Trau-

Traubenheim käme. Vergebens hatte er sich die Stirne zerbrochen, wie er bey dem mißlichen Pachthandel den Kopf aus der Schlinge ziehn und alle hinter das Licht führen wollte. Nicklas und Wilhelm hatten ihn der Mühe schon überhoben. Kein Bote kam, und mit Schrecken sah Schlaghart die einbrechende Dämmerung, ohne Nachrichten aus Traubenheim erhalten zu haben. Seiner Frau Liebsten war indeß der Geduldsfaden gerissen. Anfänglich träufelten ganz sachte verschiedene Sticheleyen von ihren Lippen; bald aber ergoß sich eine ganze Sündfluth von Schimpfreden über den betrogenen Betrüger. — Sonst war es so seine Weise sich in ähnlichen Fällen ins Wirthshaus zu flüchten, bis der erste Hagel vorüber war. Dießmal aber wurd' es ihm nicht so wohl. Er kam vielmehr immer vom Regen in die Traufe; denn noch empfindlicher als die lieblosen Vorwürfe seiner Hausehre, waren ihm die Stichelreden seiner Gemeine. So bald er nämlich Hoffnung geschöpft hatte, nach Traubenheim zu kommen, war er den Langenhäusern sehr schnöde begegnet, hatte viel von ihrem schimmlichen Hungerbrode, von ihrem Lausesold und dergl. gesprochen, und nun, da er wieder mit dem verachteten Bissen froh war, wurden ihm diese bittern Salze täglich darauf gestreut. Nichts aber vermochte seine Galle so sehr zu erregen, als wenn auf die 120 Morgen Schulfeld die Rede kam; (denn so viel hätten zum Traubenheimer Dienste gehören müssen, um an jeden Gerichtsbeysitzer zehn Morgen verpachten zu können.) Nicht weniger als er wurden auch die Herren Pachter zu Traubenheim mit ihrer Schulmeisterwahl angezapft,

und in der ganzen Nachbarschaft war dieser Tag unter dem Namen: Schöppenstädter Wahltag bekannt.

Dieser war indeß kaum vorüber, als ein junger Reisender ganz unverhofft in die Traubenheimer Schenke trat, um da zu übernachten. – „Ei, willkommen! willkommen!" gieng ihm der Wirth mit freundlichem Handschlag entgegen. „Wie sich meine Kinder freuen werden, wenn sie ihren Herrn Lieberich wieder sehn!!" Er ließ sogleich die Kleinen zusammenrufen, und wir haben nun Zeit, mit dem braven Jüngling Bekanntschaft zu machen.

Lieberich, der einzige Sohn einer armen Zehndverwalterswittwe aus Halldorf in Franken, war ein junger Mann von etwa 20 Jahren, und hielt sich als Schüler in Nürnberg auf. Zwey Jahre zuvor mußte er, auf einer Heimreise, wegen übler Witterung, drey Tage zu Traubenheim in der Schenke zubringen. Die Langeweile sich zu verkürzen, hatte er sich viel mit den Kindern des Hauswirths beschäftigt, ihnen schöne Geschichten erzählt, Vorschriften geschrieben, und sich dadurch den Kindern so unvergeßlich gemacht, daß sie noch täglich von ihm redeten, die gehörten Geschichten wieder erzählten, und die schönen Vorschriften wohl hundertmal abschrieben.

Nun kamen die vier Kinder ins dämmernde Zimmer. Einen Augenblick stutzten die beyden ältesten, ein Knabe von 12 und ein Mädchen von 10 Jahren; erkannten aber, Trotz der Abenddämmerung, den guten Mann wieder, und liefen ihm mit ausgestreckten Armen und freundlichem Lächeln entgegen. Vor Vergnügen hüpf-

ten sie um ihn her und streichelten seine Hände. Die beyden kleinern Geschwistere, die sich des Gesichts nicht mehr erinnern konnten, kamen indeß auch herbey, küßten ihre Hand und schlugen sie treuherzig in die seinige.

Nicht wahr, Vater, sagte der Kleinste, ein hübscher Junge von 6 Jahren, nicht wahr, das ist unser neuer Herr Schulmeister? Lächelnd erzählte der Wirth, daß der Knabe deßwillen auf die Frage käme, weil seit einiger Zeit fast von nichts als von einem neuen Herrn Schulmeister in der Schenke gesprochen würde, indem sie nun eine Freyschule bekommen hätten, und einen eigenen Schullehrer wählen dürften.

Ey nun, sagte Lieberich, wenn die Stelle noch ledig ist, so könnt' ich ja mein Heil versuchen! — Ach ja Vater! riefen die Kinder. O da wollen wir fleißiger in die Schule gehn, als nach Langenhausen und noch mehr so schöne Vorschriften schreiben.

Nach einer kurzen Unterredung wurde beschlossen, einen Versuch in der Sache zu wagen.

Schon gegen acht Jahre hatte sich Lieberich in Nürnberg mit dem Kinderunterrichte beschäftigt; auch kannten die meisten Dorfsvorsteher seine schöne Handschrift aus den Proben, die sie in der Schenke gesehn hatten; durch die verunglückte Schulmeisterwahl waren sie so ziemlich lenkbar geworden, und Ortmann, der Dorfsschulze, war ein alter Bekannter vom seligen Vater des jungen Lieberichs. Dieß alles machte viel Hoffnung, und wirklich wurde er auch, als er sich am folgenden Tage um den Dienst bewarb, von den sämmtli-

chen

chen Ortsvorstehern einstimmig gewählt und von der gnädigen Herrschaft mit Freuden bestätigt.

Sein Entzücken über das unerwartete Glück war so groß, daß er den kleinen Knaben, der so unschuldiger Weise zu seiner Versorgung Anlaß gegeben hatte, wohl zehnmal auf seine Arme nahm, ihn küßte und drückte. Vorzüglich groß war aber sein Dank gegen Gott, wenn er das Vergnügen überdachte, das er seiner armen Mutter so unverhofft bringen würde.

Die Thränen rollten ihm über die Backen bey seiner Heimkunft, als er ihr sein Schicksal erzählte, und eben so gerührt war auch die arme Mutter, die sogleich versprechen mußte, mit ihm nach Traubenheim zu ziehn. Ach guter Christian, rief sie: Gott sorgt besser für uns, als wir selbst, und hat nun reichlich erfüllt, was dein seliger Vater auf seinem Sterbebette, da du noch ein Knabe von 11 Jahren warst, zu dir gesagt hat: wir sind wohl arm, mein Sohn; aber wir werden doch viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun. Unter solchen Gesprächen und unter Zurüstungen zur Abreise, rückte der Aufzugstermin herbey, und zu Ende Septembers 1694 trafen Mutter und Sohn glücklich in Traubenheim ein.

Lieberich machte nun gleich Anstalt zur Verpachtung seiner Schulfelder, weil die Wintersaat bestellt werden mußte. Ortmann, der Dorfsschulze, gab ihm den Rath, sie auf zehn Jahre zu verpachten; aber nicht auf den öffentlichen Strich kommen zu lassen, weil da die Güter leicht in liederliche Hand fallen könnten. Er nannte ihm etliche brave Männer, die nicht gar viel Feld hat-

ten, und den Pacht mit Freuden übernehmen, auch die Güter so gut als ihr Eigenthum versehen würden. Dem Rath folgte Lieberich, und trat, so bald er alles ins Reine gebracht und seine Wirthschaft ein wenig eingerichtet hatte, sein Amt an.

Vornehmlich sah er darauf, daß die Kinder nicht nur Wörter auswendig lernen, sondern sich auch an das Denken gewöhnen möchten, weil er glaubte, daß gar viele Bauersleute und Handwerker sich zu ihren Geschäften deßwillen so links anstellen, zumal wenn ihnen etwas neues unter die Hand kommt, weil sie in der Jugend nicht Denken gelernt haben. Kurz, Lieberich machte seine Sachen so gut, als es jener Zeit möglich war; aber ich will absichtlich hier nicht erzählen, wie er es in seinem Amte gehalten hat, weil wir in den spätern Zeiten an seinem Enkel, Lorenz Richard, einen eben so eifrigen Schullehrer finden werden, dessen Einrichtungen mir besser bekannt und für unsere Zeiten lehrreicher sind. So viel ist aber richtig, daß Lieberich zu allem Guten, das in der Folge kam, sehr treulich den Grund gelegt hat. Noch heute erzählt man sich allerley Schönes von ihm; aber die einzige kleine Geschichte aus seinem Leben, die in Traubenheim jedermann bekannt ist, wird genug seyn, zu zeigen, wie gut er die Kunst verstanden hat, mit Kindern umzugehn, und sie frühzeitig an gute Empfindungen zu gewöhnen.

Hört, Kinder, sagte er am Schlusse seines ersten Schulunterrichts: habt ihr nicht in euern Gärten hübsche Rosenstöcke? O ja, Herr Lieberich, riefen die Kinder. Wir können genug mitbringen, wenn wir

Nach-

Nachmittag zur Schule kommen. „Nun, was habt ihr denn für welche?“ . . . Ich habe hundertblättrige — und ich Zuckerrosen — und ich gesprenkelte — und ich weisse — und ich gelbe — riefen sie untereinander. Ganz gut, ihr lieben Kinder, sagte Herr Lieberich: so bringt mir denn von jeder Art ein Paar Fächser mit; aber wißt ihr denn auch, wo wir sie heute Nachmittag hinpflanzen wollen? Die Kinder glaubten zuerst in den Schulgarten; dann in den Schloßgarten, und was sie noch mehr riethen; aber immer gefehlt. — Aha, nun weiß ichs auf Einmal! rief endlich die zehnjährige Tochter des Gastwirths: die Rosen sollen aufs Grab der seligen Regina, das wir heuer im Sommer mit Blumen bestreut haben. O ja, Herr Lieberich, schrien die Kinder zusammen, da wollen wir sie hinsetzen! — Recht so, ihr guten Kinder! sagte Lieberich. Auf und um das Grab wollen wir sie herum pflanzen. Alle Jahre gehn wir dann am ersten schönen Frühlingstage hinaus, um die Stöcke zu reinigen und die ausgestorbenen nachzusetzen. Dabey wollen wir uns allemal der seligen Regina mit Dank erinnern und uns vornehmen recht fromm und fleißig zu seyn.

Am Nachmittage zogen die Kinder mit Rosenstöcken, Pfählen, Bandweiden, Hauen und Spaten hinaus auf den Gottesacker. Herr Lieberich zeigte ihnen, wie sie die Stöcke setzen und ordnen sollten, und sagte ihnen dann so viel lehrreiches und rührendes, daß fast kein Kind ohne Thränen das rosenbesetzte Grab verließ.

Noch heute, da fast hundert Jahre vorüber sind, wird es alle Frühlinge von den Schulkindern besucht

und wie ein Garten gepflegt. Ein Wäldchen von mancherley Rosen blüht um den Grabhügel der Unvergeßlichen. Nachtigallen gurgeln an Frühlings-Abenden schwermüthig in dem Gesträuche, als ob sie wüßten, daß hier eine Wohlthäterinn schläft. Bey jeder Leiche zur Rosenzeit, bricht sich die Jugend des Dorfes Regina-Rosen von dem Grabe, (denn so nennt man in Traubenheim die Rosen, die über dem Gebein der seligen Regina blühn) und so trift denn hier wörtlich ein, was Sirach von guten Leuten sagt: **Ihre Gebeine grünen noch immer, da sie liegen, und ihr Name wird gepriesen in ihren Nachkommen, auf die er geerbet ist.**

Sechstes Kapitel.

Traubenheim bekommt eine eigene Kirche. Eine Pfarr-Besoldung wird ausgeworfen und über Frohnwesen und Kirchstände werden Bemerkungen gemacht.

Gustav von Traubenheim hatte nun keinen eifrigern Wunsch als den, die angefangene Kirche vollendet zu sehn; desto kaltblütiger aber konnten es seine meisten Unterthanen erwarten. Größtentheils murrten sie über die vielen Frohndienste und nur wenige wußten es der gnädigen Herrschaft Dank, daß sie eine so große Summe zum Kirchbau gesteuert hatte. Ja, wenn Gustav auch alle Frohnen bezahlt hätte! — Weil das aber nicht

ge-

geschah: so war das Volk des Arbeitens schon müde, da das Mauerwerk kaum zur Hälfte stand; denn fast alle drey Tage war die Frohn im ganzen Dorfe herum. In diesen Klagen wurden sie vom Pfarrer Schorr in Langenhausen nachdrücklich bestärkt; denn der habsüchtige Mann war treflich ungehalten über den Kirchbau, weil er von ferne gehört hatte, daß nun Traubenheim einen eigenen Prediger bekommen und von Langenhausen getrennt werden sollte. Fleißig stellte er daher den Bauern die Ueberflüßigkeit der Kirche und die vielen Unkosten vor, die ihnen ein eigener Pfarrer verursachen würde. Die vielen Frohndienste sahen daher die Leute nur als ein Vorspiel größerer Lasten an, und des Murrens darüber war kein Ende.

Was klagt ihr doch immer, ihr wunderlichen Leute, sagte Wulfing: wer ist denn Schuld an dem schnellen Umlauf der Frohn, als ihr selbst? Wenn eurer vier kaum so viel arbeiten als ein einziger sollte: so muß euch freylich die Arbeit Viermal für Einmal treffen. — Wirklich war es fast unausstehlich, wie jaunerhaft die Meisten sich anstellten. Da hatten sie allerley Sprichwörter: wer sich zu todte frohnt, der ist des Teufels —: Umsonst ist der Tod —: Frohnarbeit ist keine Lohnarbeit u. s. w. Nach diesen Sprichwörtern thaten sie denn steif und fest. Da fürchtete jeder, mehr zu thun als ein andrer. Jeder nahm den Faulsten zum Muster, und die Fleißigen, unter diesen vorzüglich Nicklas und Wilhelm, wurden verlacht. Das Meyerey-Gespann, das der gnädige Herr auch mitarbeiten ließ, führte fast alleine mehr Steine herbey, als zehn Bauern; denn mancher

Bauersmann schämte sich nicht, ein Häufchen Steine mit drey starken Ochsen herbey zu führen, das man bequem auf einem Schubkarrn über Berg und Thal hätte schieben können; gleichwohl gieng das Fuhrwerk so langsam, als ob Himmel und Erde drauf läge. Die Handfröhner waren nicht weniger läßig. Die Hälfte saß immer auf dem Bauholz umher und legte die Hand in den Schooß. Nach den leichtesten Arbeiten griff jedermann, und die schweren blieben liegen, so daß täglich von den Handwerkern, die den Bau auf Accord übernommen hatten, bittere Klagen einliefen.

Vogt Wulfing, der die bösen Leute wohl hundertmal ermahnt, und ihnen vergebens vorgestellt hatte, wie schändlich und thöricht sie handelten, suchte daher die Sachen anders einzurichten. Er ließ nämlich Kalk, Sand, Steine, Ziegel ꝛc. haufenweise vertheilen, und wies jedem Bauersmann, je nach dem sein Anspann stärker oder schwächer war, einen größern oder kleinern Haufen an, den er in einer gewissen Zeit herein schaffen mußte. Von der Zeit an gieng alles besser von statten, weil die Frohn nicht mehr nach Tagen, sondern nach den Arbeiten gerechnet wurde. Jeder eilte so viel als möglich, und trieb auch die Handfröhner zum schnellen Aufladen an, damit er bald vom Flecke kam und wieder für sich selbst arbeiten konnte. So war denn den Klagen der Bauern auf einmal ein Ende gemacht. Nur unter den Handlangern dauerten sie noch einige Zeit fort, weil diesen die Arbeit nicht so vorgegeben werden konnte. Gustav von Traubenheim beschloß daher, diese Leute mit Strenge zu ihrer Schuldigkeit anzuweisen. Er sprach

mit

mit dem Baumeister, der ihn versicherte, daß man mit der Hälfte fleißiger Menschen mehr ausrichten würde, als mit der bisherigen Schaar nachläßiger Schlauner.

Von nun an wurden also weit weniger Handfröhner bestellt als vorhin; diesen aber ward angedeutet, daß diejenigen, die der Baumeister, wegen Nachläßigkeit, dreymal verklagen würde, ganz unerbittlich von der Frohn ausgeschlossen, und angehalten werden sollten, jedesmal einen andern Arbeiter auf ihre Kosten zu stellen. Gleich in der ersten Woche wurde an einem diese Strafe vollzogen, und von der Zeit an lief keine erhebliche Klage mehr ein. Die Handfrohn traf die Leute viel seltner als sonst, und Thurm und Kirche kamen im Herbste 1695 glücklich unter Dach. Die bey der erschrecklichen Dorfsverwüstung unbeschädigt gebliebenen Glocken, welche bisher in einem hölzernen Läuthause gehangen hatten, wurden auf den Thurm gebracht, und also blieb für den folgenden Frühling nichts mehr übrig, als die innere Verkleidung und Einrichtung der Kirche. Gustav von Traubenheim sorgte dafür, daß alles sehr wohlfeil und einfach, aber doch schön und freundlich ausfiel, und je näher das Werk seiner Vollendung kam, desto vergnügter und eifriger wurde die Gemeine.

Nur wegen der Kirchstühle gab es noch einigen Anstand. Wulfing, ein abgesagter Feind der Gitterstände, wollte die Stühle der Gerichtsmänner weder mit Gitterwerk noch mit Armlehnen versehn lassen. Das fiel den meisten Ortsobersten so sehr auf, daß sie in laute Beschwerden ausbrachen. Das wär' ein ewiger Schimpf für uns, sagten sie, wenn wir keine Gitter vor unsere

Stühle bekämen. In der ganzen Gegend ist es so Mode, weil man daran doch erkennt, wo der gemeine Mann, und wo das Gericht steht. Kurz, sie waren großentheils entschlossen, die Armlehnen und Gitter auf eigene Kosten machen zu lassen.

Wozu doch den Unrath? sagte Vogt Wulfing. Ihr, als Ortsvorsteher, müßt der ganzen Gemeine mit gutem Beyspiele vorangehn. Nun aber sind die bequemen Armlehnen und die Gitter, hinter denen man so hübsch verborgen sitzt, zuverläßig daran Schuld, daß man an den meisten Orten, in den sogenannten Herrenstühlen die größten Schläfer antrift. Laßt also euer Licht leuchten vor den Leuten! Seyd in der Kirche stets aufmerksam und stille. Das werden andere sehn und nachahmen. Ihr selbst aber könnt dann die Kirche besser überschauen und auf Ordnung Acht haben. Dazu verfinstern die elenden Vogelgitter unnöthiger Weise die Kirche, berauben euch selbst des Lichts und machen überflüßige Kosten. Da mein eigener Kirchenstuhl keine Verzäunung bekommt: so werdet ihr euch hoffentlich, als gescheide Leute, nicht schämen, es eben so gut zu haben. —

Durch diese vernünftige Vorstellung besänftigt, liessen sie es denn geschehn, und fanden es in der Folge selbst lächerlich, daß sie eine Ehre darin gesucht hatten, die Nase durch ein Gitter zu stecken und die Arme breiter auseinander zu legen, als andere Kirchgänger. Die Stühle wurden nach der Angabe des Herrn Vogts aufgeschlagen, und nun war nur noch die Frage, welcher davon zum öffentlichen Hurenstuhl eingeweiht werden sollte.

Zur glücklichen Stunde kam eben Gustav von Traubenheim selbst in die Kirche. Herrmann trug ihm das Anliegen vor und bath ihn, aus obrigkeitlicher Gewalt, einen der Stühle zum Hurensitz einzuweihen.

Da müssen wir erst andere Sachen ausmachen, erwiederte Gustav. Wo ist der Säuferstuhl? — der Lügnerstuhl? — der Diebsstuhl? — der Zänker- und Verläumderstuhl? — der Stuhl für Kirchenschläfer und Kirchenplauderer?? .... Alle schwiegen... Nun, sagte Gustav von Traubenheim, wenn man für diese Lasterhaften keine eigenen Sitze hat; so seh ich nicht ein, warum man eines besondern Hurenstuhls bedarf. Laßt also die Geschwächten zu den Weibern treten, wo sie Platz finden. — Ach gnädiger Herr, rief Herrmann, da werden wir ein zweytes Sodom und Gomorra bekommen! Der Herr Pfarrer von Purrbach hat sogar den Hurenstuhl schwarz anstreichen lassen, damit sich die Mädels im Dorfe davor fürchten... „Hätt' er doch lieber ein Gitter davor machen lassen, damit sich die unglücklichen Weibsleute, die Zeitlebens zur Schande da stehn müssen, dahinter verstecken können!" erwiederte der gnädige Herr, weil er wußte, daß Herrmann, als Gerichtsbeysitzer, vorzüglich für ein Gitter gestritten hatte. „Doch," fuhr er fort, „sagt mir einmal Herrmann, ob, seitdem der Hurenstuhl zu Purrbach schwarz angestrichen ist, da keine Mädchen mehr zu Falle kommen?" — Das könnt' ich nun eben nicht sagen, versetzte Herrmann. — „Nun, so geht hin," fuhr der gnädige Herr fort, „und laßt euch das Taufregister auf meine Kosten nachschlagen,

und ihr werdet sehn, daß der schwarze Stuhl gar nichts genützt hat. In die Kirche gehört kein Lasterstein oder Pranger. Jedermann muß mit Freuden hinein gehn; das kann man aber nicht, wenn man darin allemal für einen begangenen Fehltritt öffentlich beschimpft wird. Vor Gott sind wir alle Sünder; und manches Mädchen im Jungfernstuhl ist im Grunde weniger werth, als eine so unglückliche Dirne, bey der es ruchbar geworden ist, was jene heimlich getrieben hat. Uebrigens, fuhr er fort, sollte man eine Person, die zu Falle gekommen ist, nicht einmal Hure nennen, denn nur die sind Huren, welche sich jedem Wohllüstling Preiß geben. Laßt nur einmal einen braven Pfarrer ins Dorf kommen, dann wollen wir schon alle zusammen helfen, um dem Unheil auf andern Wegen zu steuern." — Gustav hielt wahrscheinlich, als er dieß sagte, die Kunst, ein Volk von Grund aus zu bessern, für leichter, als sie wirklich ist; wenigstens nahm er dabey zu wenig Rücksicht auf sein Alter, das kein so langes Leben mehr hoffen ließ, als zur Ausführung solcher Grundverbesserungen gehört; Indeß kam es doch in den spätern Zeiten wirklich dahin, daß der Fehler, auf den sonst ein öffentlicher Schandstuhl gesetzt war, in Traubenheim so selten wurde, daß alle Väter und Mütter in der Nachbarschaft froh waren, wenn sie ihre Kinder nach Traubenheim in Dienste bringen konnten, weil, weit und breit, nirgends so sehr auf Ordnung und gute Aufführung gesehen wurde, wie hier.

Bald war die neue Kirche völlig vollendet. Nur an einer Pfarrwohnung und Besoldung fehlte es noch.

Gustav von Traubenheim ließ daher die Pfarr- und Schulgüther, die zu den Gemeinfeldern gekommen waren, wieder heraus suchen; ein Stück Wein- und Getreidzehend, das sein seliger Vater zu den herrschaftlichen Einkünften gezogen hatte, wieder zurück geben; einige Klaftern Holz aus dem Herrschafts- und Gemeinwalde, und auch ein Jahrsgehalt an Geld aus der Kirchenkasse festsetzen, die im dreyßigjährigen Kriege sich zum Theil noch erhalten und seither wieder vermehrt hatte. So kam denn eine Besoldung wieder zusammen, bey der eine genügsame Familie nothdürftig bestehn konnte. Eben traf sichs auch, daß ein Haus im Dorfe leer stand, das ganz kleinen Vormundskindern gehörte. Dieses ward für den neuen Prediger auf 15 Jahre gemiethet, während der Zeit man das nöthige Geld zur Erbauung eines eigenen Pfarrhofes zusammen zu bringen hoffte.

Durch diese Veranstaltung kam also das ganze Werk ins Reine, und mit Sehnsucht sah Traubenheim einem eigenen Prediger entgegen.

Siebentes Kapitel.

Ankunft eines neuen Predigers in Traubenheim. Die Leser machen Bekanntschaft mit einem armen Manne, der reich ist an Zufriedenheit.

Während seines Aufenthalts in Bayreuth hatte Gustav einen jungen Studirten, Namens Ehrlich, kennen ge-

gelernt. Dieser Ehrlich hatte weder Aeltern noch Geld; verdiente sich sein Stückchen Brod mit Kinderunterricht, und war unter andern auch als ein geschickter Sänger und Harfenspieler bekannt. Frau von Traubenheim liebte die Music, und ihr Gemahl war so gefällig, unsern Ehrlich um ihrer willen öfters zu sich zu rufen.

Sein Harfenspiel war so voll Melodie, seine Stimme so weich und rührend, sein Herz bey dem Gesange so theilnehmend, und die Wahl seiner Lieder so ganz für die gnädige Frau, daß sie gewöhnlich, wenn Ehrlich ein Lied von der Zufriedenheit, vom ruhigen Gewissen, oder vom bessern Leben gespielt und gesungen hatte, noch einmal so heiter war, als zuvor.

Das Andenken an diese Stunden voll Andacht war aber auch unauslöschlich in ihrem Herzen. Ganz natürlich verfiel also die Herrschaft bey der Wahl ihres neuen Predigers auf den jungen Ehrlich. Gustav kannte die Freude dieses Mannes zum Jugendunterricht, sein frommes Herz, seinen Eifer fürs Gute, und seine Zufriedenheit mit dem geringsten Glücke. Das alles war in Traubenheim doppelt nöthig, da die Jugend gar sehr des bessern Unterrichts, und die Alten eines recht guten Beyspiels bedurften. Auch der Dienst war so beschaffen, daß gar mancher Mann, dem es mehr um reiche Belohnung zu thun gewesen wäre, verdrüßlich im Amte geworden seyn würde.

Christian Ehrlich, der sich in Traubenheim längst schon vergessen glaubte, bekam also, ganz unverhoft, im Herbste 1696, den Ruf nach Traubenheim. Voll

Dank gegen Gott nahm er die ihm übertragene Stelle sogleich an, und ehe drey Tage vergiengen, war er zum Aufzuge fertig; denn seine Habseligkeiten waren so klein beysammen, daß eine Viertelstunde für ihn genug war, um sich mit Sack und Pack reisefertig zu machen.

Aus Gutmüthigkeit hatte er während seines Aufenthalts in Bayreuth immer arme Schüler unentgeldlich unterrichtet, und die wenigen Stunden, für die er Bezahlung erhielt, erwarben ihm kaum den nothdürftigen Lebensunterhalt. Bey alle dem war er beständig vergnügter als hundert reiche Menschen in der Welt, und freuete sich, daß er bey seiner Armuth doch andern, noch ärmern und jüngern Leuten Gutes thun konnte. Kurz, an ihm mochte man lernen, was Salomo sagt: Mancher ist arm bey großem Guth, und mancher ist reich bey seiner Armuth.

Zufriedner als ein Fürst, der zwanzig Packwägen auf seinen Reisen vor sich herschickt, wanderte Ehrlich aus Bayreuth. Ein Bote, dem er ein kleines Felleisen mit Wäsche und Kleidern, etliche Bücher und seine geliebte Harfe auf den Rücken gepackt hatte, trug seinen ganzen Reichthum vor ihm her, und zwey arme, bisher unentgeldlich von ihm unterrichtete Schüler begleiteten ihn bis zum nächsten Dorfe. Nun bin ich doch schon reicher als vor 16 Jahren, sagte er lächelnd zu seinen jungen Begleitern. Als ich damals von meinen seligen Aeltern nach Hof auf die Schule geschickt wurde, trug ich mein Bündelchen selbst; jetzt hab ich schon einen Boten vor mir her. Alles, was ich noch erwarten kann, ist, daß man mich am Ende gar selbst trägt,

und

und so weit bringen wir's alle noch. Mit Thränen nahmen sie hierauf Abschied von einander, und Ehrlich wanderte, von den Segenswünschen seiner Schüler begleitet, unter allerley süßen Träumen, auf Traubenheim zu.

Gustav und seine Gemahlinn saßen eben, in Gesellschaft des Herrn Vogts und des Schullehrers Lieberich, am Abendtische, als er, mit dem Wanderstabe, ganz unangemeldet hereintrat.

Aeltern können nicht freudiger seyn bey der Ankunft eines lange vermißten Sohnes, als die gnädige Herrschaft beym Anblicke des jungen Ehrlichs war. Gustav, der sich's nicht zur Schande rechnete, einen braven bürgerlichen Mann zu umarmen, küßte ihn mit mehr als väterlicher Liebe, und seine Gemahlinn bot ihrem Harfenspieler mütterlich die Hand; aber dieser konnte vor Rührung kein Wort sprechen, bis er sich von seiner Freude über den gnädigen Empfang ein wenig erholt hatte. Nun erst brach er in Freudebezeugungen und Danksagungen aus, die der gnädige Herr dadurch abkürzte, daß er ihn mit seinen übrigen beyden Gästen bekannt machte.

Wulfings ehrliches Gesicht und treuherziger Gruß hatten unsern Ankömmling schon so zuthätig gemacht, als ob sie Jahre lang miteinander umgegangen wären; denn Ehrlich war gar zu geneigt, alle Leute für eben so brav zu halten, als er selbst war. Auch mit seinem künftigen Gehülfen, dem Schullehrer Lieberich, war er in kurzem bekannt. Unsere Namen, sagte er, versprechen viel Gutes; wir wollen aber auch ehrlich und lieb-

reich

reich gegen einander selbst und gegen die ganze Gemeine seyn, die uns die gnädige Herrschaft anvertraut hat.

Ey, ey! rief der gnädige Herr mit Lachen, nun ist mirs um meinen guten Wulfing nur bange, wie der sich mit seinem reissenden Namen ins Kleeblatt schicken wird.

Lassen Euer Gnaden das gut seyn, erwiederte Wulfing. Mein Name soll nur an die Weissagung des Propheten erinnern, daß Wölfe bey den Lämmern in Friede wohnen werden.

Unter dergleichen Scherzen und mancherley Erzählungen, die besonders Bayreuth betrafen, gieng der Abend wie eine Minute dahin.

Da es ganz spät wurde, sagte die gnädige Frau: Hätten wir doch eine Harfe bey der Hand! Unser lieber Ehrlich müßte uns ein Abendlied zur guten Nacht spielen. — Stillschweigend gieng Ehrlich aufs Schlafzimmer zu seinem Gepäcke; stimmte ganz leise die Harfe, und kam damit in das Zimmer zurück. Wo in aller Welt kommt so schnell eine Harfe daher, lieber Ehrlich? fragte die Frau von Traubenheim. Das ist die nämliche, sprach Ehrlich, die mir in Bayreuth das Glück Ihrer Bekanntschaft erworben hat. Erlauben Sie mir nun, gnädige Frau, daß ich in Traubenheim das nämliche Abendlied zum Einstand spiele, das Sie von mir gefordert haben, als ich in Bayreuth zum erstenmal in Ihr menschenfreundliches Haus kam. — Er spielte, und die ganze Gesellschaft sang mit inniger Rührung das angestimmte Lied.

Fast keinen Abend waren sie in der Folge beysammen, den sie nicht auf eben die Weise beschlossen hätten. Der Gemeine gefielen diese Abendandachten so wohl, daß nach und nach der häusliche Gesang in Traubenheim allgemeiner ward, als irgendwo in der Gegend; denn täglich sahen die Leute mehr und mehr ein, daß nichts in der Welt das Herz so sehr rührt und zu guten Entschlüssen lenkt, als ein schöner Gesang; aber Ehrlich und Lieberich sahen auch darauf, daß die Leute gut singen lernten. Vorhin glaubte man, daß es schön ließe, wenn man das Maul beym Gesange wie ein hungriger Löwe aufriße, und aus allen Kräften plerrte. Jeder suchte daher den andern zu überschreyen, und den Kindern wurde diese Unanständigkeit in Langenhausen niemals beredt. Schlagharts eigenes Gebrüll war im Gegentheil eine wahre Reitzung für die schreyende Jugend. Lieberich litt das aber schlechterdings nicht. Ganz sittsam mußten seine Schüler singen, und keiner durfte sich unterstehn, die Kameraden durch unartiges Geplerr irre zu machen. Auf diese Weise lernten die Kinder ihre Melodien weit besser als vorhin, und der neue Herr Pfarrer bat auch die Erwachsenen in der Kirche, daß sie doch sanfter und mit mehr Andacht singen möchten. Noch heute sieht und hört man die Früchte dieser Ermahnungen. Knechte und Mägde, die aus fremden Ortschaften nach Traubenheim kommen, werden als Schreyer verlacht und verachtet, wenn sie nicht bald einen manierlichern Gesang annehmen, und so erbt die schöne Tugend von Kindern auf Kindeskinder fort.

Ach-

Achtes Kapitel.

Einweihung der neuen Kirche. Rede des Herrn von Traubenheim, bey der Vorstellung des Herrn Pfarrers Ehrlich.

Am früheſten Morgen, da noch alles im Schloſſe ſchlief, war Ehrlich ſchon munter und wach. Er ſtand auf; gieng an das Fenſter und überſah das vor ihm liegende Dorf. Voll Rührung fiel er auf ſeine Kniee, gelobte Gott unabläſſigen Eifer in ſeinem künftigen Amte, und freute ſich ſchon im voraus über das Glück, das ein redlicher Mann genießt, wenn er ſagen kann: ich habe meine Pflichten erfüllt! Hierauf begleitete ihn der gnädige Herr zuerſt in die neue Kirche, und dann in die gemiethete Pfarrwohnung, die Ehrlich aber erſt beziehen ſollte, wenn er durch ein braves Weib für ſeine Wirthſchaft würde geſorgt haben. Bis dahin ſollte er Tiſch und Wohnung im herrſchaftlichen Schloſſe behalten.

Groß war die Freude der Traubenheimer, über ihren neuen Prediger. Alles ſah aus den Fenſtern; denn ein eigener Pfarrer, den das Dorf ſeit 62 Jahren nicht mehr gehabt hatte, war in Traubenheim etwas unerhörtes. Die Kinder auf der Gaſſe liefen heran, boten dem neuen Prediger die geküßte Hand und flogen dann eiligſt zu ihren Aeltern zurück, um es ihnen zu verkündigen; dem guten Ehrlich aber traten die hellen Freudenthränen ins Auge.

Der nachfolgende Sonntag wurde nun zur Einweihung der Kirche bestimmt, weil gerade vor 62 Jahren, an eben dem Sonntage, das letztemal in der alten Kirche Gottesdienst war gehalten worden.

Auf Befehl der Herrschaft kam an diesem schönen Herbstmorgen die ganze Gemeine vor dem Schlosse zusammen; der Prediger von Langenhausen, der den jungen Ehrlich zu seinem Amte einsegnen sollte, war angelangt; die Gemeindevorsteher hatten sich im Schlosse versammelt, und der Einzug in die Kirche sollte schon angehn, als Gustav im Schloßhofe einen uralten Mann, ohne Stab und Führer, unter einer Menge junger Leute stehn und mit jugendlicher Scherzhaftigkeit den bänderreichen Hut eines jungen Burschen aufprobiren sah.

Neugierig fragte Gustav nach dem Namen des muntern Altvaters. — Das ist ja der Steinhauer Anton! sagte Wulfing. Seit lange sah ich ihn nicht mehr ohne Stecken, und heute steht der Graukopf da, wie Caleb vor Josua.

Laß Er mir ihn doch einmal rufen, Wulfing! sprach Gustav, und mit einem rüstigen Streiffuß trat Anton herein.

Gustav. Wie alt seyd Ihr, Meister Anton?

Anton. Sieben und achtzig, gnädiger Herr!

Gustav. (Gegen den Vogt.) Da ist er ja noch älter als Caleb vor Josua?

Anton. Nur aber nicht mehr so rüstig und stark. Doch fühl' ich mich heut um zehn Jahre verjüngt. Mein Stecken liegt zu Haus an der Wand, der mir seit lange nicht aus der Hand kam.

Vogt.

Vogt. Was macht Euch denn aber wieder auf Einmal so grün, alter Deutscher?

Anton. Die Freude, Herr Vogt! Sieht Er, übermorgen sinds drey und sechzig Jahre, daß ich mit meiner seligen Anne vorm Altare gestanden bin. Keine fünf im Dorfe können sich die alte Kirche nur denken, und ich alter Knabe bekam in ihr noch meine Frau! — Draussen im Eichthale lag ich vor 62 Jahren mit ihr hinterm Busch, bis die Kaiserlichen vorüber waren. Vor Hunger aßen wir Eicheln und bedeckten uns vor Kälte mit Moos. — Hu! das war schaurig, wie die Flamme von Traubenheim auffuhr! Da wars als geriethe der Himmel in Brand. Ich stieg auf einen Eichbaum und sah hinein in das Elend. Brennt auch unser Häusle? fragte meine Anne mit Thränen. — Je, Häusle? sagt' ich; das ganze Dorf steht in Flammen! Da barg mein Weib das Gesicht in den Schurz und häulte und schluchzte hinein; nur mir lief keine Thräne vom Antlitz; denn mir giengs vor, daß alles wieder so gut werden müßte. — Heut aber, da die Glocke gieng, mußt' ich weinen wie ein Kind, daß mich Gott noch alles erleben läßt, was ich je gewünscht habe. — Mußt noch einmal jung thun vor deinem Ende! dacht' ich, und mir war's als wär' ich verjüngt wie ein Adler. Ich denk' aber immer, daß mir Gott deßwillen noch Einmal einen so gesunden und frohen Tag gibt, weil er mich bald zu sich rufen will.

So sagte der Steinhauer, und Gustav nahm sich vor, ihm diesen Tag, vielleicht zur guten Letzte, noch so froh als möglich zu machen.

Wulfing erhielt den Befehl, zwey Greise zu rufen, die beyde noch in der alten Kirche zum Nachtmal gegangen wären. — Sie kamen, — aber mit Stäben in der Hand und zitternd, wie Eschenlaub, und kaum war ihnen begreiflich zu machen, daß sie den alten Steinhauer zur Kirche führen sollten. Da sie's endlich begriffen hatten, sagte Anton im scherzhaften Ton: „Halt't euch nur fest an mir, wenn ihr fallen wollt, ihr alten Spießkameraden!" Aber gegen den gnädigen Herrn wußt' er nicht Worte zu finden, um für die ihm zugedachte Ehre zu danken.

Es war auch die letzte, die dem Alten in seinem Leben wiederfuhr. Wenige Tage nach der Kircheinweihung klagte er über Unpäßlichkeit. Seine Haushälterinn hielt es für eine Kleinigkeit; fand ihn aber am andern Morgen todt und starr im Bette. Wie seine Miene war im Leben, so war sie auch im Tode. Er lag da wie ein Müder, der mit unschuldigem Herzen eingeschlafen ist und mit Lächeln wieder erwachen kann.

Aber ich komme zurück auf den Kirchgang.

Voran Music; dann die Schulknaben und die übrige männliche Jugend, mit Bändern auf den Hüten; drauf der alte Steinhauer mit seinen zwey Begleitern; der gnädige Herr und Vogt Wulfing, mit dem Prediger von Langenhausen; der neue Pfarrer von Traubenheim in Gesellschaft seines Schullehrers und des Dorfsschulzen; hinter ihnen das Dorfs- und Feldschiedergericht nebst den verehlichten Mannsleuten von Traubenheim; nun die Mädchen des Dorfs, mit

Flittern und Bändern im Haar; dann die gnädige Frau, von der Pfarrerinn von Langenhausen und der Mutter des Herrn Lieberich geführt; hinter diesen die sämmtlichen Weiber des Dorfs, und endlich beschloßen die versammelten Fremdlinge den Zug.

Pfarrer Schorr von Langenhausen segnete sogleich nach dem ersten Gesang den neuen Prediger zu seiner Amtsführung ein, und dieser hielt darauf eine so rührende Predigt, daß er fast aller Herzen gewann. Besonders tief war der Eindruck, als er auf das Unglück des Dorfs im dreyßigjährigen Kriege kam und sich namentlich an die vor ihm stehenden Greise richtete, die die Leiden des Kriegs, Hunger, Blöße, Kummer und Todesgefahr mit erduldet hatten. Den Alten fiel eine Thräne nach der andern in den grauen Bart und lautes Schluchzen kam unter die ganze Gemeine.

Nach geendigter Predigt stellte Gustav den neuen Pfarrer dem Volke selbst vor, und hielt dabey folgende

Einsetzungsrede.

Liebe Traubenheimer!

Nach zwey und sechzig Jahren seyd ihr endlich wieder so glücklich, in unsrer neuen Kirche einen eigenen Prediger vor euch zu sehn, und zwar an eben dem Tage, an welchem der selige Zauner, in der alten Kirche, den letzten Segen über eure Väter und Großväter, und auch über euch noch, ihr grauen Greise, gesprochen hat.

Ich achte diesen Tag als einen der glücklichsten meines Lebens, und habe mir's dahero selbst vorbe-

halten, euch in dem gegenwärtigen Herrn Christian Ehrlich einen Seelsorger vorzustellen, der diesen Namen, wie ich hoffe, ganz verdienen wird.

Erkennet, ehret und liebet ihn demnach als euern
Lehrer und Beichtvater,
so wie er euch als seine Schüler und anempfohlene Beichtkinder erkennen, lieben, lehren, ermahnen, warnen, berathen und trösten wird.

Er ist euer Lehrer! Die Kirche ist die öffentliche Schule für die Erwachsenen. Wie man diese Schule besuchen, wie man den Unterricht hören und anwenden müsse, hat euch euer lieber Lehrer selbst gesagt. Ich will also nur noch einige Worte der Warnung und Ermahnung hinzusetzen.

Der Jünger soll nicht seyn wollen über seinem Meister! Hütet euch also vor dem Eigendünkel mancher schriftgelehrten Bürger und Bauern, die da glauben, daß sie die heilige Schrift besser verstünden und auslegen könnten als ihre Lehrer, weil sie einige Dutzend Bibelsprüche gelernt haben und bey jeder Gelegenheit an den Mann bringen können. Zur Gottes- und Schriftgelahrtheit, ihr lieben Unterthanen, gehört gar viel, was der unstudirte Mann nicht versteht. Der muß also bey Wagen und Pflug, oder bey seinem Handwerke bleiben, das er gelernt hat, und sich nicht einbilden, daß er auch der Schrift Meister sey. Zweifelt er an irgend etwas, oder hat er eine Auslegung nicht verstanden: so mag er zu seinem Seelsorger gehn, und ihn darum befragen. Er wird ihm Bescheid geben und die Sache besser erklären; aber keiner soll sich un-

unterfangen, über den Vortrag zu lästern und zu richten, oder zu thun, als ob er alles besser verstünde; denn eure Obrigkeit setzet euch Lehrer, von denen ihr lernen sollt, und nicht Schüler, die von euch lernen sollen.

Es ist aber nicht genug, daß ihr durch den Unterricht immer klüger werdet in allerley Erkenntniß; ihr müßt euch auch bessern. Eben darum sollen euch eure Lehrer fleißig eure Fehler vorhalten, und die Gottlosen so abschildern, wie sie wirklich sind, damit sie sich in dem Vortrage des göttlichen Worts erkennen mögen, wie in einem Spiegel. Eine Predigt, in welcher sich niemand getroffen achtet, kommt mir eben so vor wie ein Spiegel, in welchem niemand sein Antlitz erkennet. — Und diejenigen, welche darüber zürnen, daß sie getroffen worden sind, scheinen mir kein Haar klüger, als ein unreinlicher Mensch, der über den Spiegel schilt, weil Er eben so schmutzig heraus als hineinsieht.

Erkennet und liebet, fürs zweyte, euern neuen Lehrer auch als euern Beichtvater! Das Wort **Beichtvater** will viel sagen und muß wohl verstanden werden. Beichten heißt: einem etwas bekennen, einem sein Anliegen offenbaren. Ein Beichtvater ist also ein Mann, gegen den man so offenherzig seyn soll wie liebe Kinder gegen ihren lieben Vater. Glaubt also nicht, daß das schon genug sey, wenn ihr euch bey ihm alljährlich ein paarmal am Beichtstuhl einstellet; denn das nützt nicht viel, weil ihr dem Beichtvater da doch eure Noth nicht klagen könnt, und er deßwillen

auch nicht rathen kann. Es ist nicht einmal ein Beweis des Zutrauens zu ihm, weil es nicht in eurer Willkühr steht, ob ihr euch bey diesem oder jenem einfinden wollt; aber das ist ein Beweis des Zutrauens und schafft großen Nutzen, wenn man aus innerm Antrieb zu seinem Beichtvater geht, ihm sein Anliegen klagt, und dann seinen Rath auch befolgt. Da muß man aber mit einem christlichen Herzen zu ihm kommen, und ihm aufrichtig erzählen, wie sich alles verhält. Man muß nicht verlangen, daß er einem immer recht geben, und andere verdammen soll. Vielmehr muß man es in Liebe vernehmen, wenn er einem sagt, daß man selbst unrecht habe, und wie man sich ändern und künftig bezeigen müße. Vornehmlich sollen die Sünder ihre Zuflucht zu ihm nehmen, und sich bey ihm Raths erholen, wie sie ihrer Fehler künftig loß werden und das Böse wieder gut machen mögen. Deßwillen ist jeder christliche Prediger darauf angewiesen, daß er verschwiegen seyn und das Beichtsiegel nicht brechen soll.

So faßt denn, ihr lieben Traubenheimer, recht herzliches Zutrauen zu euerm neuen Lehrer und Beichtvater. Er heißt Ehrlich und ist ehrlich. Er hat viel Verständniß des göttlichen Worts und ein Herz wie Johannes. Ich weiß, daß ihr mich für ihn noch segnen werdet, wenn ich längst todt bin; denn ich hinterlasse euch in ihm einen Lehrer, Freund und Berather, der auf euer Wohl mehr bedacht seyn wird als auf sein eigenes. Vergeßt aber auch nicht, daß ihr ihm sein Amt erleichtern und euch so aufführen müßt, daß er

es

es mit Freuden und nicht mit Seufzen thue; denn letzteres ist euch nicht gut! Was ihr übrigens in Ansehung des Soldes, der Achtung und Höflichkeit, des Gehorsams gegen seine Veranstaltung in Kirchen und Schulen u. s. w. zu beobachten habt, wird euch euer Herr Vogt nunmehro vorlesen und euch zum Handgelübd feyerlich auffordern.

Neuntes Kapitel.

Ein Tischgespräch über Essen, Trinken, Langleben und Gesundseyn.

Nach geendigter Feyerlichkeit gab Gustav ein Gastmahl. Prediger Schorr und sein Weib, Ehrlich, Wulfing, Lieberich und seine Mutter, Ortmann, Anton, Nicklas und Herrmann waren seine Gäste. Die beyden letztern kamen anstatt der zwey Greise, welche den Steinhauer Anton zur Kirche geführt hatten; denn Schwachheits wegen getrauten sich diese nicht an der herrschaftlichen Tafel zu sitzen, und erbaten daher diese Ehre für ihre beyden Tochtermänner, Herrmann und Nicklas.

Die ganze Tisch-Gesellschaft war heiter und vergnügt, den Prediger Schorr und seine Hausfrau ausgenommen. Beyden las man den Verdruß auf der Stirne, daß nun der schöne Pfenning wegfiel, den sie bisher von der Traubenheimer Gemeine gezogen hatten.

Sie brachen früh auf, und die ganze Versammlung war eben nicht mißvergnügt darüber.

Gustav hatte nun Zeit, sich mit seinem alten Steinhauer zu unterhalten. In Antons Rede war so viel Dreistigkeit, Ueberlegung und Gutmüthigkeit, daß es eine Lust war, ihm zuzuhören. Er that sich noch einmal was ehrlichs zu Gute, daß er wieder eins vom dreyßigjährigen Krieg, von der Pest und vom Franzosen-Einfall erzählen konnte; denn das war sein Lieblingsgespräch. Mit Erstaunen sah Gustav die Lebhaftigkeit des Alten; wie er anfieng mit Händen und Füssen zu erzählen, besonders wenn er seiner seligen Anne gedachte.

Meister Anton, fragte ihn endlich der gnädige Herr: sagt mir, wie kommts doch, daß Ihr bey so vielen Beschwerden des Lebens, ein so hohes Alter erreicht habt und noch immer so munter und gesund seyd?

Herrmann, der Zungendrescher, der es gewohnt war, immer für andere zu reden und unschicklich ins Wort zu fallen, erwiederte schleunig: da kommt's eben drauf an, Euer Gnaden, wie Gott einem Menschen das Ziel gesetzt hat. Soll er sieben und achtzig Jahre leben: so darf er im dreyßigsten ins Feuer gehn, und er verbrennt so wenig, als die Männer im Feuerofen: soll er in der Jugend sterben: so hilft auch kein Kraut wider den Tod, — da heißt's: bis hieher und nicht weiter!

Der Meynung bin ich nicht, sprach Anton. Freylich weiß der liebe Gott voraus, wie hoch wir's bringen werden, weil er voraus sieht, ob der Mensch

sein

sein Leben verkürzen oder verlängern wird, oder wie seine Gesundheit von Natur aus beschaffen ist; aber das ist, mit Gunst, nicht wahr, daß dem Menschen auf die Art eine Zeit gesetzt ist, wie du auf gut türkisch glaubst!

Ehrlich lobte den klugen Greis und bat ihn, daß er doch erzählen möchte, was er über die Kunst gesund zu bleiben und alt zu werden gedächte. Dem zu Folge entstand ein

Gespräch über Essen, Trinken, Langleben und Gesundseyn.

Nun laßt einmal hören, guter Alter! sagte der gnädige Herr. Anton wollte gerade darauf antworten, als ihm wieder Herrmann mit den Worten zuvor kam: „Du warst eben von Kindesbeinen an ein gesunder Junge.“

Das eben nicht, erwiederte Anton. Ich konnte weniger vertragen als viele meiner Kameraden, die längst schon gestorben sind; vielleicht leb ich aber deßwillen noch, weil ich weniger auf mich losstürmen durfte. Nächst Gott verdank' ich mein langes Leben und Gesundseyn der mäßigen und ordentlichen Kost. Meine seligen Aeltern gaben mir in meiner Kindheit nie so viel Essen, als ich wollte; denn Kinder werden des Essens nimmer satt: das wenige, was sie mir gaben, war aber gut und nahrhaft gekocht. Meine selige Mutter verstand die Küche durch und durch, und wußte aus geringen Zuthaten einen guten Bissen herzurichten. „Wer mit wenigem vorlieb nimmt,“ sagte mein Vater, „darf immer was bessers genießen, als ein Fresser.

Was

Was man an der Menge erspart, kann man an der Güte zusetzen. Die wenigen nahrhaften Speisen verdaut man gut und kriegt Kräfte davon; wenn aber der Magen überladen wird: so kann er die Menge nicht durcharbeiten. Der Mensch selbst ist dann wie ein überladener Wagen, der unter seiner Last stecken bleibt oder zerbricht." Ausserdem sahen meine seligen Aeltern auf Reinlichkeit. Alle Morgen mußt' ich spiegelblank seyn; Betten und Hemden wurden reinlich gewaschen. Hatten wir sehr geschwitzt; oder waren wir in Regen gekommen: so wechselten wir Hemden und Kleider, um uns nicht zu verkälten. Der Boden unsrer Stube mußte beständig trocken und sauber seyn, und im Sommer standen bey reiner Luft Tag und Nacht ein Paar Fenster offen; auch im Winter ließ man öfters frische Luft in Stuben und Kammern; der Ofen wurde nicht überheitzt und die Betten waren gut. Mein Vater nahm mich das ganze Sommerhalbjahr mit zur Maurerarbeit, und im Winter mußt' ich Stroh-Näpfe und warme Schuhe flechten helfen; dadurch verdienten wir so viel, daß wir immer ein gutes Auskommen hatten, indeß andere Maurer den Winter über müßig herumschlenderten, den Sommerverdienst wieder zusetzten und Hunger und Kummer litten. Wenn hübsches Winterwetter einfiel: so lief ich mit den Waaren in der Gegend herum. Das war eine gesunde Bewegung für mich, und nun konnt' ich wieder aufs neue sitzen und arbeiten. Wurde jemand krank unter uns: so ließen wir die Krankheit nicht aus eigener Schuld einwurzeln, sondern brauchten zur rechten Zeit einen gelernten Arzt, und hielten

uns

uns genau nach seiner Vorschrift. Bey unsrer Mäßigkeit war uns aber Krankheit was seltnes. – In der Fremde bekam es mir besonders wohl, daß ich kein Fresser war. Meine Nebengesellen aßen oft in drey Tagen nichts warmes, weil sie zu viel brauchten, und also mit Brod und Käse vorlieb nehmen mußten; ich aber hatte an wenigem genug, und aß also täglich, um das nämliche Geld, gute warme Kost. Meine Meister gaben mir Dach und Fach im Winter, und meine Schuhflechtereyen trugen mir so viel ein, daß ich nie Noth hatte beym Betteln oder Fechten meine Gesundheit zuzusetzen. Gerade so hielt ich's in meiner eigenen Wirthschaft. Meine selige Anne war das beste Weib von der Welt; die Küche war bey ihr ordentlich bestellt: ich blieb gern bey ihr zu Hause, gieng wenig in die Schenke; das ersparte mir manchen schönen Batzen, für den wir uns mit unsern Kindern etwas zu Gute thaten. Zornig, zänkisch und neidisch waren wir alle beyde nicht, und so wurden wir alt, ohne nur zu merken, wie das Leben verstrich.

Herrmann saß bey dieser ganzen Erzählung und hatte das Maul offen, als ob er etwas dazwischen sagen wollte; der gnädige Herr aber gab ihm allezeit einen Wink, so oft er im Begriff war den alten Anton zu unterbrechen. Jetzt aber machte er auf Einmal sich Luft, wie gährender Most, der, bey verschlossenem Spunde, den Boden hinaus sprengt: Nicht wahr Anton, rief er, bey dir heißts eben: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen?

Anton. (ganz ernsthaft) **Oder ists nicht so?**

Nick-

Nicklas. Das kann niemand läugnen, daß mehr Leute sich todt fressen, als Hungers sterben.

Herrmann. Was altes! das steht längst im Jesus Sirach: Viele haben sich zu todte gefressen, wer aber mäßig isset, der lebt desto länger.

Gustav. Und das ists ja, was Meister Anton eben gesagt hat.

Nicklas. Aber Herrmann glaubt nun einmal nicht, daß 2 mal 2 — 4 macht, wenn man's ihm nicht aus der Bibel beweist.

Schulze. Es giebt Haushaltungen, wo die Leute so hager und gelb wie Gespenster aussehen, weil sie bey ihrer Gefräßigkeit nicht genug für ihr Maul erschwingen können, und mit Futter vorlieb nehmen müßen, das der verlohrne Sohn nicht gemocht hätte.

Lieberich. In meiner Schule gab ich schon oft darauf Acht. Die so gefräßig erzogenen Kinder haben meistentheils dumme Hohlköpfe, dicke Bäuche, blasse Farb' und schwaches Untergestell. Man sollte wahrlich wider das Uebermaß im Essen so viel predigen, als gegen die Völlerey.

Herrmann. Das wär' doch auch was neues!

Ehrlich. Gar nichts neues, lieber Herrmann. Schon viel ist darüber von Kanzeln geredt worden, und ich werd' es selbst thun, weil ich denke, daß ich eben sowohl als Jesus Sirach das Volk zur Mäßigkeit und Erhaltung des gesunden Leibes ermahnen darf.

Herrmann. Das nun freylich, Euer Wohlehrwürden!

Nick-

Nicklas. Aber mich deucht, lieber Herr Pfarrer, daß es nicht genug ist, wenn man mäßig lebt. Es kommt wohl eben so viel und noch mehr darauf an, was man genies't.

Gustav. Da habt Ihr recht, Nicklas. Beym Kirchbau hatt' ich oft meine Gedanken darüber, wenn ich so zusah, was die Arbeiter für Brod aus dem Schubsacke brachten. Oben eine abgezückte, kohlschwarze Rinde, und unten auf dem Boden, ein schlieriger Taig, aus dem man hätte Schoppnudeln machen können. Wie man dabey leben und gesund bleiben kann!

Schulze. Die Leute fallen auch oft fast über die eigenen Beine, so matt und elend werden sie dabey. Wenn ihnen dann das Arbeiten allzusauer wird: so kommen sie auf das dumme Sprichwort: besser ein leerer Darm, als ein müder Arm.

Gustav. Warum lernt denn aber das Weibsvolk so gar wenig in der Kochkunst?

Anton. Es gibt wohl Häuser, wo sich die Weibsen ganz wacker auf die Küche verstehn; aber wer einmal den Transch gewohnt hat, verlangt es nicht besser.

Wulfing. Oder schämt sich, andre zu fragen, wie mans besser macht; oder will es nicht besser machen, damit das Gesinde weniger essen soll.

Nicklas. Mag wohl auch hier und da so seyn. Indeß würden doch viele gern besser leben, wenn sie nur die Zurichtung verstünden. An Zuthaten fehlt's oft gar nicht.

Herrmann. Nichts für ungut, Nachbar Nicklas: Für Bauersleute gehört eine derbe, feste Kost, die wacker nachhält.

Nicklas. Und ich dächte, gute lockere Kost, wenn sie nicht gar zu suppicht ist, hielte besser nach, weil sie leichter verdaut wird und mehr Kräfte gibt; denn nicht das nährt den Menschen, was er zu sich nimmt, sondern was in Saft und Blut übergeht.

Anton. Das war zum wenigsten bey mir der Fall, und eine gute Mehlspeise, locker hergericht't, ergibt sich auch noch einmal so weit; folglich ists kein Schade fürs Hauswesen, wenn man etwas mehr zu sich nimmt.

Gustav. Drum eben sollten die Leute drauf bedacht seyn, die Küche besser bestellen zu lernen.

Anton. Freylich, gnädiger Herr; aber da heißt's immer: nur fort! nur fort an die Arbeit! – Mädels von 24 Jahren haben oft keinen Kochlöffel in die Hand gebracht, und manche kocht wohl ihren ersten Klos als Hausmutter, und bringt ihrem neuen Ehmann zerfahrenen Brey statt der Klöse zum Probestück.

Nicklas. Ich wollte daher schon längst die gnädige Frau bitten, daß ich meine Schwester Marie manchmal zur Schloßköchinn schicken dürfte. Das Mädel hat einen gelehrigen Kopf und könnte wohl manchmal der Köchinn was absehn.

Eben als er dieß sagte, kam Frau von Traubenheim, die mit Lieberichs Mutter vom Tische weggegangen war, und das Gespräch nicht gehört hatte, wieder in das Zimmer zurück. Sie war überaus vergnügt,

gnügt, daß Nicklas auf seine Marie so bedacht war. Sie versprach, das Mädchen der Köchinn besonders zu empfehlen, und dafür zu sorgen, daß Marie selbst Hand anlegen, und besonders in der Meyerey sich im Kochen üben sollte.

Noch besser würd' es seyn, sagte der Pfarrer Ehrlich, wenn man es darauf antrüge, daß jedes Mädchen, das Hausmutter werden will, ein Meisterstück vor der Hochzeit machen müßte. Kein Schuhmacher wird ja von der Zunft angenommen, wenn er nicht ein Probestück liefert. Wie wär's, wenn Euer Gnaden den Befehl gäben, daß künftig kein Mädchen sich mehr in Traubenheim niederlassen dürfte, das nicht zuvor an den gewöhnlichen Speisen, in der herrschaftlichen Meyerey, eine Probe gemacht hat?

Die gnädige Frau war dazu von Herzen erbötig, und versprach überdieß jedem Ortsmädchen freyen Zutritt in die Schloß- und Meyereyküche zu lassen, damit niemand über Mangel an Unterweisung klagen dürfte.

Wulfing nahm hier das Glas und rief: Aufs Langleben und Gesundseyn unsrer gnädigen Frau, und Gotteslohn über sie für die gute Anstalt! — Langes Leben und Gesundheit! rief die Versammlung und leerte die Gläser. Nur Herrmann schnitt ein Gesicht, wie wenn er Arzney nehmen sollte.

Marie machte sogleich den Anfang und mehrere kluge Mädchen folgten ihr nach. Die gnädige Frau gab der Köchinn Befehl, ihren Kochschülerinnen ja bey jedem Gerichte zu sagen, was man zur Sparniß weglassen, oder statt des einen und andern wohlfeiler ha-

ben könne. Sie selbst gieng fleißig vor den Heerd, um nachzusehn, und eh ein Jahr vergieng, hatten gegen zwanzig Mädchen schon in der Schloßküche das Kochen gelernt, so weit es für eine Bauerswirthschaft nöthig ist. Zugleich bekam das Volk mehr Sinn für Reinlichkeit und Ordnung. Die Mädchen waren neidisch auf einander wegen der Kunst, und nur unwissende Leute, wie Herrmann, schwatzten und spotteten darüber.

Das Gesinde in der Meyerey war ein Hauptsporn für die Ungeschickten. Da jede Braut vier Tage lang in der Meyerey zur Probe kochen und auch einmal backen mußte: so war das Dienstvolk immer an diesen Tagen doppelt aufmerksam auf die Zurichtung. Im ganzen Dorfe kam es mit allerley beissenden Anmerkungen herum, wenn die Braut sich übel gelöset hatte; dagegen aber ward auch ihr Lob in jedem Hause bekannt, wenn sie den Geschmack des jungen Volkes traf. — Es ist nicht zu beschreiben, wie stolz die neue Meisterinn auf diesen Beyfall war, und wie sehr sich ein Mädchen schämte, wenn die Probe schlecht ausfiel.

So ward nach und nach Reinlichkeit und Ordnung, Kochkunst und besserer Geschmack im Dorfe fast allgemein, ohne daß dadurch eigentliche Leckerhaftigkeit oder Verschwendung eingerissen wäre; denn gewöhnlich ist die schlechteste Köchinn die größte Verschwenderinn, und ihr Aufwand kommt nur den Ferkeln zu gute.

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Welches die Haushaltungs=Geschichte Hans Großmanns, oder des sogenannten reichen Hans enthält.

Nach einem so fröhlichen Tag, schlief Gustav unter hundert süßen Vorstellungen ein, und sein erster Gedanke beym Erwachen betraf die weitere Beglückung seines Dörfchens; nur war er noch unentschlossen, mit welcher Anstalt und Verbesserung er sein neues Tagewerk anfangen sollte. Bald aber entschied sich die Wahl. Eine alte Dienstmagd, die man nur die Hirten-Liese nannte, kam mit Heulen und Schreyen ins Schloß und verlangte den gnädigen Herrn zu sprechen. „Ach gnädiger Herr, schrie sie, nun sind es schon vierzig Jahre, daß ich mich um das Bischen schinde; wenn du mal älter wirst und nicht mehr fort kannst, willst du dir noch was mit zu Guten thun, dacht' ich immer, und nun bringt mich der reiche Hans auf einmal darum! Gott verzeihs dem Schuldenmacher! — aber Euer Gnaden sind ein so gnädiger Herr — — —

Nach vielen Fragen brachte Gustav endlich aus ihrer verwirrten Erzählung (denn sie fieng alles in der Mitte an) so viel heraus, daß Hans Großmann, (im gemeinen Leben der reiche Hans genannt,) von der armen Liese hundert Gulden geborgt und sein Guth nun über und über verschuldet habe, so daß die arme Dirne Gefahr lief ihre ganze kleine Baarschaft, die sie sich in einem vierzigjährigen Dienst erspart hatte, mit einemmal zu verlieren.

Geh nur hin, geh nur hin Liese, ich will helfen! sagte Gustav; denn der Anblick der Alten, und der Ausruf: „aber Euer Gnaden sind ein so gnädiger Herr!“ waren ihm durch die Seele gedrungen. Wirklich schoß er auch in der Folge so viel zu, als die arme Liese bey der Schuldaustheilung eingebüßt hatte. Jetzt aber war er voll Unruhe. Ja, ja, sagte er bey sich selbst: „Euer Gnaden sind ein so gnädiger Herr!“ das hätt' ich schon längst seyn sollen! — Warum hab' ich den ehrlichen Vogt nicht eher gehört? Nach Bayreuth schrieb er mir schon über beßre Vorkehr gegen das Schuldwesen, und ich dachte der Sache vor lauter Zerstreuung gar nicht nach; Vor ein Paar Jahren that er mir mündliche Vorstellung, und ich vergaß alles über dem Kirchbau. Nun aber ists Zeit, daß ich ernstlich daran bin! Ach Gott! ein so armer Tropf, der sein Lebtage gescharrt und gespart hat an einem Nothpfenning aufs Alter, soll ihn durch einen reichen Hans auf einmal verlieren!

So sagte Gustav bey sich selbst, und schickte sogleich nach seinem Vogt.

Herr Vogt, rief er ihm entgegen, als Wulfing hereintrat, ich hab' einen Fehler gemacht, daß ich Ihn bisher über das Schuldwesen meiner Unterthanen nicht gehört und alles bis nach dem Kirchbau verschoben habe. Nun aber sag Er mir an, wie stehts und wie hilft man?

Gott vergelt Euer Gnaden die Frage! sprach Wulfing. Die Herrschaften sind seit einiger Zeit gar neugierig, zu wissen, wie viel Menschen in ihrem Lande sterben und woran sie gestorben sind; Sie lassen sich Sterbelisten einsenden und zusammen rechnen; aber noch

kei-

keine hat ein genaues Verzeichniß verlangt, wie viel ihrer Unterthanen alle Jahre verarmt, und wodurch sie herabgekommen sind. Jeder Beamte muß das an den Fingern herzählen können, und das kann ich um so leichter, bey dem einzigen Dorfe.

Nun sag Er mal an! erwiederte Gustav.

Von Zwanzigen, sprach Wulfing, die seit meiner Amtsführung ausgeschätzt worden sind, hat sich der erste zu Schanden gefuhrwerkt; zwey fraßen sich ins Elend, weil sie noch einmal so viel brauchten als andre; zwey waren liederliche Wirthschafter, und alle die übrigen kamen am Bauernstolz um.

Worin besteht denn der? fragte Gustav.

Darin, erwiederte Wulfing, daß fast jeder Bauer, der ein Paar Morgen mehr im Felde hat, sich größer dünkt als sein Nachbar. Das Volk überlädt sich daher mit unbezahlten Güthern, um groß und reich zu scheinen und scheint sich darüber an den Bettelstab. Wir haben in Traubenheim Bauern, die über hundert Morgen Feld besitzen, ob gleich der beste Wirth nicht viel über ein halb hundert gut übersehen kann. Was drüber ist, ist immer vom Uebel. — Wer aber auf einer solchen Ackerlast noch viele Schulden hat, muß ins Abwesen gerathen.

So sagte der Vogt und berief sich dabey auf die Haushaltungsgeschichte Hans Großmanns.

Hans Großmann, oder der reiche Hans, war ein Sohn wohlhabender Aeltern. Schon als Kind hörte er viel von den Aeckern, Wiesen und Weinbergen seines Vaters und sog das Vorurtheil, daß viele Felder den

Mann machten, schon mit der Muttermilch ein. Aermere Kinder, mit denen er spielte, nannte man in seinem Hause nur die schlechten Kinder und ihn den reichen steifen Bauernjungen. Hänschen machte daher bey jedem Spiele den Herrn. Seine Kameraden waren seine Knechte und Mägde, wohl auch seine Pferde, die er an einen kleinen Wagen spannte und mit der Geißel trieb. Ihr seyd alle Lumpenkinder gegen mich! rief er oft, wenn er in Streit gerieth. Mein Vater hat mehr in Einer Fluhr, als ihr zu Haus und zu Feld. — So ward ihm die Meynung zur andern Natur, daß man den Mann nach der Menge seiner Güter schätzen müsse.

Bey seiner Verheyrathung sah er nach einem Mädchen, das ihm brav Güter zubrachte. Die Braut bekam einen Hof und zwanzig Morgen Feld zur Mitgabe. Sein Vater, der achtzig Morgen besaß, gab ihm die Hälfte schuldfrey mit, und so brachte Hans sechzig Morgen zusammen. Das war ihm aber noch nicht genug, ob er gleich damit kaum fertig werden konnte. Was unter hundert Morgen ist, klingt bettelhaft! sagte Hans.

Sein Vater starb und hinterließ ihm sein Haus mit vierzig Morgen Land. Nun war er ein Bauer von hundert Morgen; aber er bekam auch Schulden. Die schuldfreyen Aecker hatte sein Vater ihm schon mitgegeben und die verpfändeten behalten, weil sein Hans ausserdem den Hof nicht erheyrathet haben würde. Noch während der Lebzeit der Aeltern hatten sich die Schulden gewaltig vermehrt, und nun brachen sie über Hansen mit Macht herein. — Hätte der Feldhungrige Thor

die verschuldeten Aecker verkauft, und mit seinen 60 Morgen vorlieb genommen, so wär' er ohne Zweifel ein wohlhabender Mann geblieben; aber zwey Häuser, Hundert Morgen Feld, vier Tagwerk Wiesen und eben so viele Morgen Weinberg klangen zu schön, als daß Hans dem Wohlklang hätte widerstehn können. Er übernahm also den Hof seines Vaters, schaffte seine Ochsen ab und hielt sich drey stattliche Pferde dafür. Ihr elenden Ochsenbauern! sagte er nun zu seinen Nachbarn in der Schenke, wenn ihm der Wein zu Kopfe stieg. — Kein Jahrmarkt vergieng in der Nähe, auf den er nicht geritten wäre. Dabey setzte er den Hut aufs rechte Ohr und schleuderte beständig mit den Füssen, weil er glaubte, daß es ein rechtlicher Pferdebauer so machen müsse. — Da er mit seinem Gesinde nicht alles bestreiten konnte: so dingte er noch einen Knecht und eine Magd, und hatte daneben seinen Tisch fast täglich voll Tagelöhner.

Ohnmöglich konnte nun Hans die große, beschwerliche Wirthschaft überschauen. Taglöhner und Gesind arbeiteten äusserst faul und schlecht, schliefen auf dem Felde, bestahlen den Brodherrn und kosteten mehr als sie verdienten. — Hans erzürnte sich, lief täglich, wenn er nicht aus Hochmuth einen Austritt vornahm, auf dem Felde sich müd und matt; aber umsonst! Wo er war, gieng die Arbeit von statten; wo er nicht war, blieb sie liegen, oder ward nachläßig gethan. Von 100 Morgen nahm er nicht mehr so viel herunter als zuvor von sechzig. Schiff, Geschirr und Vieh kosteten eine Menge Geld; denn da wurde nichts geschont. Schmid- Wagner- und Sattler-Arbeit beliefen sich so hoch, daß Hans wie

vorm Galgen erschrack, wenn er vom Rechnen nur hörte. — Von der Schuld etwas abzuverdienen, that er für Handwerker und Tagelöhner eine Menge Fuhren und versäumte darüber sein Eigenthum. — Kam die Wanderzeit des Gesindes: dann durfte Hans ein ganzes Kapital auf einmal hinzahlen; der Wolle, des Leinewands und des andern Eingedings gar nicht zu gedenken; und für Menschen und Vieh gieng in der Haushaltung so viel auf, daß ihm von hundert Morgen Ackerland lange nicht so viel übrig blieb als zuvor von sechzig. Gleichwohl sollte Hans alle Jahre seine Zinßen entrichten. Er nahm also sein bischen Profit, das ihm die bezahlten Felder trugen, und gab es für die unbezahlten hin. Es kam ein hartes Mißjahr, und Großmann konnte fast gar kein Getreid verkaufen. Seine Felder waren herabgekommen. Mit dem Dünger konnt' er auf seinen hundert Morgen nicht nachhalten, und der Pferdedung gab wenig Kraft. Nicht einmal zur rechten Zeit konnt' er seine Felder bestellen. Die Menge der Aecker zwang ihn, viele davon zu spät, wenigstens bey ungünstiger Witterung zu pflügen und einzusäen. Nun kam ein hartes Mißjahr. Jedermann hatte seine liebe Noth; aber Hans mehr als der ärmste Taglöhner. Was er an Korn, Dinkel und Weitzen erhielt gieng im Haushalten auf, und den Hafer fraß großentheils das Vieh. — Hans sah sich genöthigt Geld aufzunehmen, um die Zinßen zu entrichten. Sein schönes Gespann war herunter geführt und konnte die schweren Arbeiten nicht mehr thun. Um einen Spottpreiß gab ers von sich, und kaufte theuer wieder ein. Hätt' ich doch mein Rindvieh behalten und den Hof

mei-

meines Vaters verschenkt! sagte nun Hans zu sich selbst. Ochsen hätten mir bessern Dünger gegeben als Pferde, wären alle Jahr' ins Geld gewachsen und hätten mich den Hafer nicht gekostet. Bey wenigen Aeckern hätt' ich alles selbst übersehn können und weniger Gesind und Tagelöhner nöthig gehabt. Von sechzig Morgen wäre mir Frucht zum Verkauf übrig geblieben, und nun muß ich froh seyn, wenn ich mit hundert Morgen in dem Mißjahre nur zureiche; das bischen was ich an Hafer verkaufen kann, geht mir auf Schiff und Geschirr. Die Zinßen essen mit aus der Schüssel und werden täglich fressender. — Aber was soll ich thun? Verkauf' ich ein Drittel meiner Güther: so heißt es: Hans kommt von den Federn aufs Stroh; Behalt ich sie — wie wirds dann gehn? Doch, frisch gewagt ist halb gewonnen! So dachte Hans bey sich selbst; nahm noch einmal Geld auf, und sah bessern Zeiten entgegen.

Ehe sechs Jahre vergiengen war er schon so weit herab, daß er anfieng bey Juden zu borgen. Das Geld bekam er zwar um landläufige Zinßen; aber bey jedem hundert mußt' er zehn Gulden Provision schreiben, und erhielt also nur neunzig. Konnte er mit den Interessen nicht zuhalten: so mußt' er die Hebräer durch allerley Waaren aus der Haushaltung bestechen. Sie gaben ihm Vieh, mit dem Beding, es um die oder jene Zeit zu zahlen, und das war immer eine Zeit, wo das Vieh den meisten Nutzen gab, und der Bauer am wenigsten Geld hatte. Konnt' er am Termin nicht einhalten: so drohte der Jude, das Vieh aus dem Stalle zu führen. Das wär ewige Schande für mich! dachte

Hans,

Hans, und ließ acht bis zehn Gulden im Kaufbrief weiter schreiben um noch einmal Frist zu bekommen. Die Christen, denen er mit den Zinsen nicht einhielt, kündeten allmählig ihre Gelder auf, und Juden mußten ihm aus der Noth helfen. Statt hundert Gulden ließ er nun schon hundert und dreyssig setzen. Vier bis sechs kleine Schuldposten mußt' er auf Eine Handschrift zusammen schreiben lassen und die Betrüger gaben die kleinen Schuldscheine nicht wieder zurück, oder schrieben ihm, weil Hans wenig lesen konnte, die Zahlen verkehrt; gaben ihm 45 Gulden und setzten dafür 54.

Da die Haushaltung endlich anfieng recht mißlich zu werden, liefen die Juden vor Amt und begehrten obrigkeitliche Bekräftigung ihrer Schuldbriefe. Wulfing merkte die Tücke, ließ Hansen allein vor sich kommen und sagte: Du bist sicher betrogen worden! — Geh nun mit der Farbe heraus. Vielleicht kann ich noch helfen. Aber Hans fürchtete den Lärm, den es absetzen würde. Wo er hinkam, hieß er der reiche Hans. Den Namen wollt' er noch nicht verlieren; und nach seiner Berechnung ließ sich alles wieder ins Geleiß bringen. Da ward immer auf die Einnahme doppelt, und auf die Ausgabe nicht halb gerechnet. Hans bestand also darauf, daß er wirklich so viel als die Scheine besagten von den Juden aufgenommen habe, und die Handschriften wurden bekräftigt.

Weib und Kinder heulten und schrien indeß in allen Winkeln; aber nichts desto weniger ließen sie sich die Schuldenmacherey gefallen, weil sie auch glaubten, daß

es

es zu viel Schande wäre, nun auf einmal den größten Theil der Güter von der Hand zu geben.

Gleichwohl kam das Gerücht aus: Hans stehe sehr schlecht. Um das zu widerlegen, that er in allen Schenken mit dem entlehnten Gelde sich vor; borgte Vieh bey den Juden, und verschacherte es sogleich um den halben Kaufschilling, damit er nur baare Münz' in die Hand bekam. Sein bisheriger Fleiß ließ gänzlich nach. Im Hause war nichts als Muthlosigkeit, Kummer und Streit. Er zerstreute sich in Wirthshäusern. Wulfing beschwur ihn, doch jetzt sein Gut aus freyer Hand zu verkaufen; aber umsonst — Keine zwey Jahre vergiengen: so war der reiche Großmann mit Hab und Gut fertig. —

Elftes Kapitel.

Was Gustav und Wulfing über das Schuldenwesen mit einander sprechen, was für Einrichtungen dagegen gemacht werden, und wie sich das Volk dabey verhält.

„So muß man die Leute früher werfen, und einen Theil ihrer Güter auf den Strich bringen, so lange kein Gläubiger verliert, und dem Schuldner noch etwas übrig bleibt" — sagte Gustav.

Vogt. Das kann man nicht, gnädiger Herr. Das Amt kennt den Zustand der Unterthanen zu wenig.

Gustav. Schlimm genug!

Vogt. Freylich schlimm, gnädiger Herr! aber wie kann der Vogt alle Schulden der Amtsuntergebenen kennen, da nur die bey ihm angesagt werden, auf die man Amtsversichrung verlangt? Mancher Bauer ist zwey Drittel seines Guths schuldig, und hat noch keine Zeile von mir.

Gustav. Könnte mans denn nicht einrichten, daß das Amt den ganzen Zustand der Unterthanen erführe?

Vogt. Warum das nicht? Nur muß der Amtsvogt die Güter des Volks alle genau kennen.

Gustav. Die stehn ja im Saal- und Lagerbuche.

Vogt. Nicht alle, gnädiger Herr. Nur die Felder, die der Herrschaft zinß- und handlohnbar sind.

Gustav. So muß man noch ein Lagerbuch fertigen, und auch die freyeigenen und anderwärts zinßbaren darin aufschreiben.

Vogt. Eben wollt' ich den Vorschlag thun. Dann müssen aber auch dem Amtsvogt alle Schulden der Unterthanen angesagt werden, wenn das Saalbuch nicht umsonst seyn soll.

Gustav. Und wie fängt man das an?

Vogt. Euer Gnaden dürfen nur so wohl hier als in der Nachbarschaft bekannt machen lassen: daß keinem Gläubiger zu Zinß oder Capital geholfen werden soll, der den Posten nicht ins allgemeine Schuldbuch eintragen läßt. Geschieht das: so braucht man gar keine Schuldversicherung vom Amte mehr. Wer sein Capital eintragen läßt, darf keinen Verlust fürchten; wer es aber binnen sechs Wochen nicht thut, fällt durch, und wird,

nebst

nebst seinem Schuldner, nach dem die Umstände sind, noch obenein bestraft.

Wenn nun ein ordentlicher Wirthschafter eine Schuld abträgt: so muß die Handschrift sogleich zum Amte zurückgeliefert, und der Posten im Schuldregister gelöscht werden. Sieht man aber, daß ein Einwohner immer weiter zurück kommt, und schon gegen zwey Drittel seines Vermögens schuldig ist: so wird er geworfen; denn in dem Falle kann er sich schlechterdings nicht mehr helfen. Mit dem Bischen, das er noch herauszieht, kann er eine kleine Wirthschaft wieder anfangen, und sich ehrlich fortbringen; ist aber auch das nicht: so verliert doch niemand durch ihn.

Gustav. Aber das Volk wird die Unkosten vorschützen, die das Einschreiben ins Schuldbuch verursacht.

Vogt. O! Raths genug, wenn es sonst keinen Anstand hat. Man darf ja nur die Sporteln so setzen, daß von Capitalen, die unter hundert Gulden betragen, gar nichts, und von den übrigen nur etwas weniges bezahlt wird. Gesetzt aber auch, daß noch hundert Schwierigkeiten zu überwinden wären: so darf uns das doch nicht abschrecken; denn wer zu viel auf Hindernisse Rücksicht nimmt, fehlt eben so sehr, als wer auf keine denkt.

Wenn wir die Schuldenmacher, die einmal mit hundert Stricken ans Verderben gefesselt sind, erretten wollen: so müssen wir die Stricke zuerst entzwey hauen, oder sie kommen nimmermehr los!

Das sagte der weise Volkskenner, und Gustav ließ sogleich den Dorfsschulzen, Nicklas, Wilhelm und den Wirth rufen. Diese vier Männer waren unstrittig nebst dem Anton, der aber damals schon todt war, die Klügsten im Dorfe; mit ihnen wollte daher Gustav noch zu Rathe gehn. Durchgängig stimmten sie mit Wulfing überein. Sie sagten: Unser Sprichwort ist: Wer mehr hundert Gulden zu verzinsen als Morgen in jeder Fluhr zu schneiden hat, ist verlohren! — Wilhelm berief sich auf sein eigenes Beyspiel. Als neuer Ehmann, sprach er, war ich nur die Hälfte meines Hofs schuldig, und ich wäre sicher verdorben, wenn ich nicht eine gute Erbschaft noch zur rechten Zeit gethan hätte. Dieser Aussage zu Folge ward Wulfings Vorschlag genehmigt und der herrschaftliche Befehl, im Dorfe wie in der Nachbarschaft, bekannt gemacht.

Wulfing war nun unermüdet in Verfertigung eines neuen Saal- und Schuldbuchs; aber eben so unermüdet war auch ein großer Theil der Unterthanen, den ehrlichen Mann zu verlästern.

Ein Wirthshausgespräch darüber:

Marks. Ich will des Henkers seyn, wenn das verdammte Saalbuch nicht auf einen Tuck abzielt!

Herrmann. Nichts gewissers, Gevatter! Einsweilen trägt man die freyeigenen Aecker ins Saalbuch ein, und unsre Kinder dürfen davon, wenns Kaufhändel gibt, in Gottes Namen Handlohn zahlen.

Wirth. Hast du denn nicht gehört, Herrmann, daß die Freyeigenen, in ein besondres Aeckerbuch kommen sollen?

Herrmann. So viel Ohren hat unser einer wohl; aber trau man nur den Herrschaften!

Lips. Da hast du recht Herrmann. „Nur her mit der Haut!" Mit der Wolle sind sie nicht zufrieden.

Marks. (Schlägt auf den Tisch) Verdammt will ich seyn, wenn ich dem Vogt einen einzigen freyeigenen Acker ansage! Ein Schelm, ders nicht mit mir hält!

Wirth. Sachte, sachte, Nachbar Marks! Man lehnt die Leute nur hin, und wirft sie nicht gleich zu Boden. – Schimpfen ist verschlagene Münz', und Schelmen sind nicht Trumpf.

Steffen. Aber sage mir, Vetter Wirth, was gehn den Vogt unsre Schulden an?

Wirth. Die meinigen darf und soll er wissen.

Herrmann. Der Gottlose borgt und bezahlt nicht, sagt die Schrift; aber Steffen hat recht: den Vogt geht es nichts an! Wer keinen Consens verlangt, hat ihm keine Schuld anzusagen! – und damit Punctum!

Steffen. Aber nur Acht! Was das Judenvolk laufen und rennen wird! Eh vierzehn Tage vergehn, sind all unsre Schulden miteinander eingeklagt, wenn wir gleich alle dazu schweigen. –

Marks. Meinetwillen mögen sie laufen: mich hat keiner am Seil; aber aus dem Aecker-Einschreiben wird nichts, das sag ich Ein-für Allemal, daraus wird nichts!

Wirth. Was ihr doch immer mit Argwohn euch peinigt!

Herrmann. Sagt nur: Herrmann hats gesagt! unsre freyeigenen Aecker werden alle noch Handlohnbar; und viel wirds seyn, wenn der neukluge Pfarrer nicht dahinter steckt, der uns bald auch vorpredigen wird, was und wie viel wir essen und trinken sollen.

Wirth. Wie du nicht redst, Herrmann!

Herrmann. Ich seh wohl, was ich rede. Warum führt eben jezt der Gukuk alle Neuerungen her? In der Schrift heißts: es geschieht nichts Neu's unter der Sonne; bey uns aber heißts nicht so.

Wirth. Wie kann aber der ehrliche Pfarrer dran Schuld seyn, der kaum vier Wochen hier ist? Der gnädige Herr ist selbst klug, und sieht ohne Brille, wo's fehlt.

Steffen. Dem Teufel fehlts! In Traubenheim fehlt nichts, wenns den Unterthanen nicht am Ende noch fehlen wird, wenn das Judengeschmeiß einklagt.

Wirth. Laß doch die Juden gehn, Vetter! Sie sind arme Schelme! Von den Herrschaften werden sie bis aufs Blut ausgesaugt. Nicht über die Grenze dürfen sie gehn, ohne den Beutel zu ziehn; wie wollen sie sich anders helfen, als daß sie dummen Schafen das Fell scheeren, und die Wolle den Hirten bringen?

Marks. Hast Recht! Sollt' wohl kein Mensch mehr über Juden schelten; unsre Vögte sind noch ärger als die.

Herrmann. Und unser Schulz ist eine Memme! Wenn so ein Tropf nicht einmal das Herz hat, vor einem Schreibersgesellen im Namen Gottes das Maul aufzuthun! —

Stef-

Steffen. Mit unsern Markknochen stopft man schon dem Schmarotzer das Maul. Denn am Ende lauft alles dahinaus, uns zu schinden und auszusaugen. — Wenn man ehrliche Leute, die kaum zwey Drittel ihres Hofs schuldig sind, schon wirft: so gibts brav Schuldtheilungs- Gebühren, Strich- und Anweisgelder, Handlohn und Hochzeiten — das hat Wulfing längst ausgerechnet, und sein Pudelhund, der Schulze, bekommt auch eine Messerspitz Mark aufs Brod.

Herrmann. Richtig! Und dann steckt auch viel Wohldienerey dahinter — Bey mir heißts: Rufe getrost und schone nicht! Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod: so wird Gott der Herr für dich streiten! aber das Schelmsvolk hängt den Mantel nach dem Wind, und bringt die Gemein' ins Verderben. Das sind mir wohl ja die stummen Hunde, die nicht zu reden trauen, was Recht ist.

Wirth. Laß doch die Bibel aus dem Spiel, wenn du lästerst!

Herrmann. Wahrheit sagen ist nichts gelästert! Was ich da sage, getrau ich mir dem Herrn und seinem Vogt ins Aug zu behaupten.

Lips. Recht so, Herrmann! Du solltest Schulze seyn, dann müßt' es anders gehn, — aber .....

Der Amtsknecht. (im Hereintreten) Feyerabend! Policey!

Herrmann. (erschrocken) Was sich die Zeit verplaudert! Hats denn schon zehn geschlagen, Herr Jost?

Amtsknecht. Hat schon drüber geviertelt.

Herrmann. Nun, thu einmal Bescheid! (er reicht ihm höflich das Glas.)

Amtsknecht. Ich trinke nach zehn nicht mehr im Wirthshause. (geht ab.)

Herrmann. (leise zu den übrigen, indem sie miteinander aufbrechen) Der verdammte Spürhund wird doch nicht gelauscht haben? Das wär ein verzweifelter Streich!

Wirth. (lächelnd) J, das hat nichts zu bedeuten, Nachbar Herrmann. Du willsts ohnedieß ja dem Herrn und seinem Vogt unter den Bart sagen . . . Gute Nacht!

Es war eine gewöhnliche Unart der Traubenheimer, daß sie über alles, was man zu ihrem Beßten that, viel Geschreys machten. Die Brausköpfe schlugen oft in der Schenke vor Eifer fast den Tisch in Stücken, und krochen dann geraden Wegs ins Bockshorn; läugneten, und verschwuren Leib und Seele vor dem Vogt, und machten dabey doch immer die Faust in den Sack.

So wars auch dießmal. Die Gemeine wurde Mann für Mann vor Amt geladen: Das neue Lagerbuch kam zu Stand, und die sämtlichen Schulden des Dorfs waren in Zeit von sechs bis 8 Wochen angesagt; aber fast ein Jahr verstrich, bis Wulfing mit den Juden fertig ward. Fast gegen all ihre Forderungen machten die Schuldner Einwendungen, und unzählig waren die Betrügereyen, die dabey an das Licht

kamen. Manchem Juden ward die Hälfte der eingeklagten Schuld abgestrichen, und von der Zeit an war für das Volk Israel schlechter Markt in Traubenheim. — Da niemand mehr als höchstens zwey Drittel seiner Güter verschulden durfte: so hatte jedermann Credit bey Christen, und niemand verlangte zehn Gulden fürs Hundert einem Juden oder Geldmäkler Provision zu schreiben. — Fünf Einwohner, die schon an Provision sich arm geschrieben hatten, wurden gleich anfangs hintereinander ausgeschätzt. Alle brachten wenigstens noch ein Drittel ihres Vermögens davon; fiengen ihre Wirthschaft kleiner an, und bekamen wieder frischen Muth, weil sie von den Stricken los waren, an denen sie bisher, wie Fische an der Angel, gehangen hatten. Steffen allein gieng fast leer aus; denn von seinem Gute waren mehr als drey Viertel verschuldet, und eben das war auch der Grund, warum er in der Schenke so mächtig gegen den herrschaftlichen Befehl loszog.

Groß war bey diesen Vorfällen das Murren im Dorfe. Die ausgeschätzten Schuldner bewegten Himmel und Erde mit Klagen über vermeintliches Unrecht; allmählig aber sah das Volk selbst die Vortrefflichkeit dieser Verordnung ein. Von den Einwohnern, deren Güter zum Theil auf den Strich gekommen waren, erholten sich einige wieder; jedermann lieh gern um weniger pro Cent seine Gelder nach Traubenheim, weil man da sicher war; und nach etlichen Jahren wurde Gustavs Verordnung allgemein gelobt.

Zwölftes Kapitel.

Therese von Traubenheim stirbt und wird nach ihrem Tode geöffnet.

Eben war Gustav am geschäftigsten, alle seine guten Anschläge zu vollführen, als ihn ein Unglück so sehr darnieder schlug, daß seine Seele fast alles vergaß und nur allein ihrem Kummer nachhieng; denn es war ein Fehler des treflichen Mannes, daß er gewöhnlich Einem Gedanken so viel Raum ließ, daß neben demselben kein andrer mehr Platz fand.

Therese, seine Gemahlinn, ward im Frühlinge 1697 krank. Schon seit langer Zeit hatte sie geklagt über Magenweh und Spannung auf der Brust. Schon allerley hatte sie dagegen gebraucht; aber kein Mittel konnte das Uebel ganz heben. Nun nahm es auf einmal so sehr überhand, daß ihre Schmerzen unbeschreiblich wurden. **Lieberichs Mutter** war ihre Pflegerinn auf dem Krankenbett, und Gustav ließ die geschicktesten Aerzte herbey rufen. Die Kunst war aber an ihr verlohren; ihre Schmerzen kamen häufiger als bisher, sie konnte fast nichts mehr vertragen, und das Krankenlager schien langwierig zu werden. Zugleich fand sich die Niedergeschlagenheit wieder ein, mit der sie schon oft zu kämpfen hatte. **Marie**, die seit einem halben Jahre viel im herrschaftlichen Schlosse gewesen war, um allerley nützliche Sachen zu lernen, hatte so sehr das Zutrauen der gnädigen Frau gewonnen, daß sie

den Nicklas bitten ließ, seine Schwester doch so lange bey ihr zu lassen, bis sich ihre Umstände würden geändert haben. Die Feldarbeiten waren eben am dringendsten und Nicklas bedurfte seiner Marie gar sehr; aber er liebte die gnädige Frau zu viel und war zu dankbar für das Gute, was seine Schwester bisher im Schlosse gelernt hatte, als daß ers hätte abschlagen können.

Unermüdet und zärtlich war nun die Sorgfalt, welche Frau Liebrichinn und Marie der Dulderinn bewiesen. — Auch Ehrlich war alle Tage mehrere Stunden und oft ganze Nächte vor dem Bette; hob und legte, wie ein dankbarer Sohn, seine kranke Wohlthäterinn mit eigenen Händen; gab ihr selbst die Arzneyen und tröstete sie mit Gebet und Gesang. Seine Harfe hieng in dem Krankenzimmer an der Wand, und Therese wußte kein Mittel, das ihr kräftigern Trost gab, als ein Lied zur Harfe gesungen. Gustav saß dann vor ihrem Bette und heisse Thränen des Mitleids liefen ihm die Wangen herab. — Weine doch nicht, lieber Gustav, sagte die Kranke. Wir haben Gutes empfangen von Gott, warum wollten wir das Böse nicht auch annehmen? Gott legt uns eine Last auf; aber er hilft sie auch tragen. O, das schöne Lied hat mir die Last meiner Leiden wieder erleichtert, und ich danke jetzt doppelt der Vorsehung, daß ich beten kann und daß mein Herz weich ist für die Tröstungen des Gesangs! Ach bet' Er mit uns, lieber Ehrlich, daß wir die Trübsal mit Geduld überwinden und nicht murren wider die Hand des Herrn.

Drey Monathe lang dauerte so das Uebel fort. Nach einem sanften erquickenden Schlaf erwachte einmal Therese. So heiter war sie seit lange nicht. Marie wachte bey ihr. Rufe doch, sagte die Kranke mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, rufe doch meinen Mann und den Herrn Pfarrer. Mir ist so wohl, daß ich vor der Stunde meines Abscheidens mit ihnen noch einmal sprechen und Abschied nehmen muß. Da weinte Marie, lehnte sich über das Sterbelager und schluchzte vor Wehmuth. Geh doch, geh doch Marie! sagte die Kranke. Mir ist ja so wohl, daß die Stunde meines Abscheidens herbey naht. Gott vergelte dir, was du an mir gethan hast, und wenn du einmal krank und schwach wirst: so geb' er dir auch eine Pflegerinn, die sich deiner erbarmt wie du dich meiner erbarmt hast! — Mit Jammer und Wehklagen lief Marie vor das Schlafzimmer des Pfarrers. Ach Herr Pfarrer, die gnädige Frau! — schluchzte sie; aber mehr konnte sie nicht sagen. Sie weckte darauf auch die Frau Liebrichinn und diese den gnädigen Herrn mit den Worten: Der gnädigen Frau ist es so wohl, daß sie mit Euer Gnaden gern sprechen möchte. Ach Gott! rief Gustav, und schlug seine Hände zusammen — ihr wird wohl werden und ich bleibe verlassen und einsam zurück!

Wenige Minuten vergiengen, und Ehrlich war vor dem Bette. — Nun ist die Stunde meines Abscheidens da! sagte Therese. Tröst' Er meinen Mann und bet' Er für mich um eine sanfte Auflösung. Eben kam auch Gustav herein. Er hatte die letzten Worte gehört... Ach ich unglücklicher Mann — ach arme

The-

Therese — o Gott, o Gott, du willst — du mußt mich also verlassen? rief er mit wehklagender, bebender Stimme. Ja Gustav, sprach die Sterbende: ich verlasse dich; aber der Herr nimmt mich auf. Der elenden Nächte sind mir viel worden; ich wäre vergangen im Elende, hätte nicht der Herr meine Seele mit seinen Tröstungen erquickt. Ich sterbe und Gott wird mit dir seyn, und dir vergelten alle Treue und Liebe, die du mir bewiesen hast!... Aber ich habe noch mit dir zu reden und muß die Minuten meines Lebens noch auskaufen. Meine Seele hab ich in die Hände Gottes empfohlen, laß noch einmal vom irdischen mit dir sprechen! Wenn ich gestorben bin: so lasse mich noch sechs Stunden im Bette. Nach drey Tagen sollen ein Paar Aerzte meinen Leichnam öffnen, damit sie lernen, wo es mir gefehlt hat und andern vielleicht besser helfen können. Begrabe mich ohne Gepräng. Ich gieng ohne Geräusch durchs Leben, und will eben so im Stillen ins Grab. — Liebrichinn, meine treue Pflegerinn, soll, so lang es nöthig ist, deine Wirthschaft führen. Lohn' ihr und der guten Marie reichlich; sie haben viel um mich verdient. — Aber bleibe nicht den Rest deines Alters in der Einsamkeit.... Du bist der letzte deines Stammes. Stirbst du: so fällt unser Traubenheim in böse Hände; — deine Nachkommen werden es hoffentlich glücklich machen. — Nimm ein armes Fräulein, das dein Alter mit Geduld trägt. — Mir war es oft geheimer Kummer, daß ich unfähig war, deinen Namen fortzupflanzen. Vielleicht gönnt dir Gott noch in deinem hohen Alter die Freude, Vater zu werden —

Und nun lebe wohl — wir sehen uns in jener Welt wieder, wo kein Leid — und kein Geschrey mehr ist, — wo Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen!

Gustav stammelte — weinte — doch antworten konnt' er nicht. Sie streckte die welke Hand nach ihm, und er netzte sie mit Thränen des Jammers; fiel über ihr Bett und drückte und küßte Sie. — „Wollte Gott ich könnte für dich sterben!" — das war alles, was er zu sagen vermochte. — Therese nahm nun auch Abschied von Wulfing, der indeß angekommen war und wie verstarrt an ihrem Lager stand. Sie empfahl ihm mit gebrochenen Worten die Angelegenheiten ihres Gemahls, und ließ dann ihre treuen Wärterinnen, (die aus dem Zimmer gegangen waren, weil die gnädige Frau mit ihrem Gemahl reden wollte,) nebst dem Gesinde hereinkommen; dankte mit einem Händedruck ihnen allen für die bewiesene Treue; besonders wünschte sie der alten Liebrichin Gottes Lohn für ihre Sorgfalt.

Dann sagte sie mit einer Stimme, die durch das Geschluchz der Umstehenden drang: Nun guter Ehrlich! die Harfe zur Hand! Sein Gesang hat mich getröstet im Leben und soll mich erquicken im Augenblick meines Todes. — Bebend griff Ehrlich zur Harfe. Seine Stimme war gehemmt und die Zähren liefen ihm auf die pochende Brust. So gut er konnte sang er den Vers:

Laß mich an meinem End,
Auf Christi Tod abscheiden,
Die Seele nimm zu dir
Hinauf zu deinen Freuden;
Dem Leib ein Räumlein gönn
Bey frommer Christen Grab,
Auf daß er seine Ruh
An ihrer Seite hab.

Nach diesem Gesange lag die Sterbende ganz stille. Die Versammlung zog sich zurück, um die Kranke nicht im Schlummer zu stöhren; aber was man für den herannahenden Schlummer hielt, war der Bruder des Schlafs. Sie starb noch vor Anbruch des Tages und Gustav überließ sich ganz seinem Schmerz. Die todte Therese lag bis an den Abend ihres Sterbetags im Bette, wurde mit warmen wollenen Tüchern gerieben, auf den Fußsohlen gebürstet ꝛc aber kein Leben kam zurück. Am vierten Tage ward sie von zwey Aerzten geöffnet. Im Magen fand sich ein fressendes Geschwür, und am innern Theil der Hirnschale waren verschiedene knorpelhafte Auswüchse, die das Gehirn drückten. An beydes hatten die Aerzte nicht gedacht, und sahen nun die Quellen der Magenschmerzen und Beängstigungen besser ein als zuvor.

So lehrreich aber auch diese Leichenöffnung für die Aerzte war, so wenig schien das Volk damit zufrieden zu seyn. Viele konnten es dem gnädigen Herrn gar nicht verzeihen, daß er so was erlaubt hatte. Wir sind nur geringe Leute, sagten die einen, aber im Sarge würden wir uns umdrehn, wenn man nach unserm Tode so mit uns umgienge. Daß Gott erbarm! sagten die andern, unsern Todfeind könnten wir nicht so zerschinden lassen — wie man so was erst bey seinen nächsten Verwandten zugeben kann!!

Therese ward indeß ganz im Stillen des Abends in die Gruft gebracht, und Ehrlich, der am folgenden Sonntage gar viel zum Lobe der Seligen sagte, rühmte

zum Schlusse ganz besonders die von ihr gemachte Verordnung, daß ihre Leiche geöffnet werden sollte.

Wie höchst selten, sprach er, gelingt es einem Arzt, die Familie des ärmsten Tagelöhners zu überreden, daß ein Leichnam in ihrer Hütte geöffnet werden darf; Und doch ist das für die Heilkunst so wichtig! Gar viele von euch wären gewiß an erlittenen Krankheiten längst gestorben, wenn man nicht zuvor, durch Leichenöffnungen, herausgebracht hätte, wo es in diesem Fall eigentlich fehlt, und wie man daher helfen muß. Es ist demnach gar unmenschenfreundlich, wenn ihr es nicht erlauben wollt, daß eure Verwandten, die an sonderbaren Krankheiten gestorben sind, geöffnet und untersucht werden; denn es ist das ein wichtiger Dienst, der durch den Leib der Verstorbenen noch den Lebendigen erwiesen wird. Die Todten fühlen nichts davon, und die Verwandten können ja bey dem Oeffnen der Leiche zurück bleiben, wenn es ihnen zu schauderhaft anzusehen ist. Müßt ihr es doch auch gestatten, daß eure Todten von Würmern zernagt, von der Fäulniß verzehrt und vom Todtengräber in schrecklichen Trümmern und Knochen wieder herausgescharrt werden. Das ist doch fürwahr weit ärger als das Oeffnen eines Leichnams! Muß ja mancher Unglückliche, so lang er noch lebt, durch den Wundarzt sich ganze Glieder abschneiden oder den Leib öffnen lassen. Das erlaubt ihr; und an Todten, die es nicht mehr fühlen, wolltet ihrs nicht gestatten? Sagt ja nicht: ach der Todte hatte, weil er noch lebte, großen Abscheu dagegen: seine Seele würde nicht ruhen können, wenn man an seiner Leiche nun gleichwohl so thäte! Nein,

lie-

liebe Traubenheimer, die freye Seele wird über das alles nicht mehr so albern denken, als sie noch in ihrem Körper gedacht hat. Sie wird ihren Leib betrachten wie ein abgelegtes Gewand, und sich freuen, wenn noch von dieser abgeworfenen Hülle so guter Gebrauch gemacht wird.

So dachte unsre selige Frau von Traubenheim schon im Leben. Sie gab daher auf ihrem Sterbelager den Befehl, daß ihr Leichnam geöffnet werden sollte; denn sie wünschte, daß allen, die an eben der Krankheit darnieder liegen, besser möchte geholfen werden als ihr. Nehmt euch demnach ein Beyspiel und denkt: wenn das bey so vornehmen Personen keinen Anstand findet; wenn es unsre gnädige Frau selbst befohlen und unser gnädiger Herr, der sie doch mehr liebte denn sein eigenes Leben, so willig erlaubt hat: so wollen auch wir in ähnlichen Fällen nicht abergläubisch, feindselig und widerspenstig seyn.

Dieß sagte der Herr Pfarrer, und die Gemeine fieng an ganz anders über die Sache zu denken als bisher. Das gute Beyspiel der Verstorbenen wirkte so sichtbar, daß es von num an bey vielen nicht mehr schwer hielt, sie zu überreden, die Leichname ihrer Verwandten öffnen zu lassen. Auch das ahmten viele nach, daß sie die Verstorbenen nicht sogleich, wenn der Athem ausgieng, aus dem Bette nahmen, sondern sie noch einige Stunden im Bette ließen und allerley Versuche machten, ob nicht noch Leben in ihnen sey; denn es ist schrecklich auf dem Brett oder gar erst im Sarge wieder zu erwachen.

Wirklich könnte wohl manchmal einem scheinbaren Todten wieder zum Leben verholfen werden, wenn man ihn nicht sogleich in eine kalte Kammer brächte, das Maul ihm verbände, und dadurch das Wiedererwachen ohnmöglich machte. Besonders schärfte Herr Ehrlich seinen Beichtkindern ein, bey solchen Personen, die an Schlag- oder Steckflüssen, an der fallenden Sucht, Schlafsucht, Milzsucht, an Mutterbeschwerden oder am Darmgichte stürben, oder sonst auf irgend eine Weise plötzlich umkämen, vorsichtig zu seyn; denn das wären eben die Fälle, in welchen zuweilen eine blose Ohnmacht erfolgte, die dem Tode gleich schiene. Nächstdem begrub er keinen Menschen vor dem dritten Tage. Nur bey ansteckenden Seuchen, wo man oft der Lebenden willen mit der Beerdigung der Verstorbenen eilen muß, machte er zuweilen, wenn zuvor allerley Proben mit dem Leichnam waren vorgenommen worden, eine Ausnahme.

So viel wirkt ein gutes Beyspiel. So nützt der vernünftige Menschenfreund im Leben und im Tode!

Dreyzehentes Kapitel.

Die Nebel verziehen sich. Schöne Aussichten in die Zukunft.

Gleich nach Beerdigung der gnädigen Frau übernahm Lieberichs Mutter die Wirthschaft im Schlosse; schwer

aber

aber lag ihr nun die Haushaltung ihres Sohnes auf dem Herzen. Deine Wirthschaft, lieber Christian, sagte sie, taugt nichts und wird nichts, wenn du sie mit Mägden fortführst. Der geschickten, fleißigen und treuen Dienstboten gibts weniger als du glaubst, und die beßten schlagen oft, ohne genaue Aufsicht, aus der Art. Du hast ein Herz, das zur Freundschaft geneigt ist, und es gibt hundert Fälle wo man einer vertrauten Person bedarf; selbst im Umgange kann man ihrer nicht entbehren. Machst du nun deine Dienstmagd zur Freundinn: so bist du selbst in täglicher Versuchung, und bey aller Tugend gibst du dich dem Verdachte der Welt und bösen Nachreden preiß; nicht zu gedenken daß Mägde nur allzugerne die Vertraulichkeit ihrer Herrn mißbrauchen, sich ihrer rühmen und selbst Mißtrauen und Verdacht erregen. Bist du befehlshaberisch und kalt gegen deine Wirthschafterinn: so hast du das freudenloseste Leben; wirst täglich mißmüthiger und deine Magd wird es nicht minder als du. Nimm ein braves Weib und laß mich die Freude erleben, einen Enkel zu küssen. — So ein Weib wie ihr seyd, beßte Mutter, erwiederte Lieberich, oder doch wenigstens ein Weib, das Euch liebt wie ich, und Euch Liebes thut, und kein Leid so lang ihr lebt. Aber, Mutter, es ist ein Glückstopf in den man greift, und ich möchte nicht gern eine Niete ziehn.

Es gibt auch Treffer, lieber Christian, sagte die Mutter, und man greift ja nicht blind zu, wie in dem Glückshafen. Ich denke bey solchen Gelegenheiten immer an Eliezer, der für Isaak ein Weib suchen sollte. Das dienstfertigste Mädchen, dacht' er, wird auch

die

die beste Hausmutter seyn, wenn es sonst nur verständig ist; und mit einem Kruge Wasser *) gelang ihm die Probe. Deine Mutter hat dir nie böses gerathen, folg' ihr auch dießmal, mein Sohn! Ich weiß dir ein Mädchen, das sich neun Wochen lang dienstfertiger bewiesen hat als Rebecka. — Marie, die Schwester des Nicklas, wäre sicher ein Weib, das dich beglücken und auch mir das Alter nicht verbittern würde. Die gnädige Frau hat ihr sterbend den Segen gegeben für ihre Lieb' und Dienstfertigkeit, und der Segen wird gewiß auf ihr ruhn. Sie ist fleißig und geschickt, dienstfertig und duldsam, verschwiegen und ehrlich; kurz, sie ist alles was ein gutes Weib seyn soll, und so ein Weib verdienst du lieber Christian!

So redeten Lieberich und seine Mutter an einem einsamen Abende mit einander, und Marie, die von dem gnädigen Herrn reichlich belohnt wurde, ward das Weib dieses frommen Sohnes.

Frau Liebrichinn versah nun das Hauswesen des gnädigen Herrn mit leichterm Herzen, weil ihr Sohn ihres Beystandes nicht mehr so bedurfte wie bisher. Früh und spät war sie beschäftigt, und aufmerksam auf die ganze Wirthschaft wie auf ihr Eigenthum; aber all ihre Sorgfalt war nicht vermögend, die Ruhe Gustavs nur einigermaßen zu befördern. Das Andenken an seine Therese hatte ihn so tief in Schwermuth versenkt, daß Ehrlich fast immer um ihn seyn und ihn zu zerstreuen suchen mußte, wenn gleich Gustav lieber in der Einsamkeit seinen Schmerz ausgeweint und dem geheimen Kummer

mer

*) 1 Mos. 24, 43 = 48.

mer sich überlassen hätte; denn wer recht von Herzen betrübt ist, findet gewöhnlich mehr Unterhaltung in seinen schwermüthigen Gedanken, als in den Zerstreuungen des Lebens. Gustav lenkte daher täglich das Gespräch auf seine Therese. Sein Pfarrer Ehrlich aber verstand die Kunst, es immer so zu wenden, daß Gustav in seinen eigenen Klagen Trost fand, und alle Tage ruhiger von ihr sprach.

Wulfing fieng nun auch wieder an, ihm allerley Dorfsangelegenheiten vorzutragen, und Gustav, der bisher von dem allen nichts wissen mochte, nahm wieder Antheil an den Bemühungen seines Vogts. Nun schien es diesem auch Zeit, von der letzten Bitte der Verstorbenen mit ihm zu reden. Daß Traubenheim, nach dem Ableben des alten Gustavs, in böse Hand gerathen sollte, gieng ihm so nah, daß er die Wiederverheyrathung seines Herrn sehnlich wünschte, was auch immer sein Verstand dagegen einwenden mochte. Wulfing und Ehrlich thaten daher alles mögliche, um ihren Herrn zu einer zweyten Vermählung zu überreden, und Gustav gab endlich ihren Wünschen nach. Die Hoffnung, seinen ritterlichen Stamm weiter fortzupflanzen und noch in seinen alten Tagen Vater zu werden, überwand alle Schwierigkeiten die er vor sich sah; und der Gedanke, wie gar übel es seinem Traubenheim gehn würde, wenn es dem Herrn von Sturm, einem seiner Seitenverwandten, heimfiele, trug auch nicht wenig dazu bey, daß er sich in seinem fünf und sechzigsten Jahre noch entschloß, den letzten Rath seiner verstorbenen Therese zu befolgen.

B S B
MÜNCHEN

Vier Jahre zuvor hatte Gustav, bey seinem Aufzuge nach Traubenheim, ein armes älternloses Fräulein, Namens Carolina von Bollingen, kennen gelernt, das sich in Sippstein, an der bambergischen Grenze, bey einem alten Oheim aufhielt. Caroline war schön und blühend wie frische Rosen. Ihr Vetter, ein alter eigensinniger Mann, dessen Schloß an Einsamkeit einem Gefängnisse glich, hielt sie sehr kurz, und gönnte ihr nur selten ein kleines Vergnügen; gleichwohl blieb Caroline stets heiter und gutes Muths. Ihre einzige Gesellschafterinn war Rosina, die Tochter des Pfarrers von Sippstein, und ausser dieser Freundinn schien sie nichts in der Welt zu wünschen. Durch diese Geduld und Eingezogenheit hatte sie bey dem alten Herrn Hofmarschall von Traubenheim ungemein viel Beyfall gefunden, und auch Therese war so sehr für das arme Fräulein eingenommen, daß Gustav glaubte, die Wünsche seiner seligen Gattinn nicht besser erfüllen zu können, als wenn er sich um Carolinens Hand bewürbe. Diese, dacht' er, ist arm und hat wenig in der Welt zu hoffen; ihr Oheim, ein eigensinniger Mann, hat sie Geduld gelehrt, und ihr gesundes Ansehen läßt mich hoffen, von ihr, noch in meinem Alter, Nachkommen zu erleben. Sie wird froh seyn, aus dem Hause ihres Oheims erlößt zu werden; dein Alter wird sie mit Geduld tragen, und bedenken, daß sie doch Erbinn deines baaren Vermögens wird, wenn du sie auch kinderlos zurücklassen solltest. —

Genug, Gustav entschloß sich einen Versuch zu machen. Ehrlich mußte ihn begleiten, und unerwartet kamen beyde zu Sippstein an. Die Bangigkeit, mit der

Gustav diesem Ort entgegen gefahren war, verschwand auf Einmal, beym Anblick der freundlichen Caroline; dafür aber fand sich die Besorgniß ein, daß ein Mädchen von kaum sechs und zwanzig Jahren, von so heiterm Sinn und schöner Gestalt, sich schwerlich entschließen würde, die Gattinn eines fünf und sechzigjährigen Mannes zu werden. – Ehrlich übernahm es also, durch die Pfarrtochter von Sippstein, bey dem Fräulein nachforschen zu lassen. Einem so hübschen, feinen und umgänglichen Manne, konnt' es nicht fehlen, das Vertrauen eines feurigen Mädchens zu gewinnen. Rosina, die Tochter des Pfarrers, ward zutraulich, und Ehrlich fühlte bald, daß auch Er gegen sie nichts weniger als gleichgültig war. Ihr älterliches Haus war ein Muster von sparsamer und doch ordentlicher Einrichtung; Rosina legte selbst überall Hand an, und eine seltene Gutmüthigkeit war in all ihrem Thun und Lassen. Ehrlich glaubte daher das Anliegen seines Herrn und sein eigenes nicht besser betreiben und verbinden zu können, als wenn er zuerst selbst um Reginens Hand würbe und dann erst durch sie die Gesinnungen des Fräuleins gegen seinen Herrn, erforschen ließe.

Rosinens Aeltern freuten sich des Glücks ihrer Tochter, und Ehrlich fand nun für gut, offenherzig die Absicht zu entdecken, in welcher sein Herr nach Sippstein gereis't war. Rosina zweifelte gar nicht, daß Gustav die Hand des Fräuleins erhalten würde. Die gute Caroline, sagte sie, wird froh seyn, wenn sie von ihrem Oheim kommt. Er ist alt und hat kein langes Leben zu hoffen. Stirbt er: so weiß sie nicht wo aus

und an; lebt er: so hat sie mit ihm täglich ihr Kreutz. Auf jeden Fall ist ihr also mit dem Herrn Hofmarschall besser geholfen, und wirklich kann der Herr noch immer für einen Funfziger gelten. Mit Einem Worte, nach Rosinens Meynung hatte die Sache gar keinen Anstand.

So war es auch. – Das Glück, nun auf Einmal Frau Hofmarschallinn und Besitzerinn eines Ritterguths zu werden, in Rosinens Gesellschaft von dem einsiedlerischen Sippstein abziehen und ferner mit ihr an Einem Orte leben zu können, hatte so viel Reitz für unsre Caroline, daß ihr auch Gustav, der ihr übrigens glich wie der Januar dem Mai, noch liebenswürdig schien.

In dieser Ueberzeugung wurde sie von ihrem Oheim gewaltig bestärkt. Der alte Schloßwächter war unermüdlich, ihr die Vorzüge des künftigen Eheherrn vorzukörnen, und von seiner bereits vierzigjährigen Bekanntschaft mit ihm, tausend Alterthümer zu erzählen: Er betheuerte sogar, daß nun Gustav, als ein gesetzter Mann, ihm weit liebenswürdiger scheine, als vor vierzig Jahren in seiner höfischen Flatterhaftigkeit. Dabey vergaß er auch nicht, den alten Adel, das schöne Rittergut und baare Vermögen des Herrn Hofmarschalls in hohen Anschlag zu bringen und seine Nichte, demüthigend genug, an ihre Dürftigkeit zu erinnern.

So wenig ihr das letztere gefiel, und was sie auch immer gegen das gesetzte Alter ihres Liebhabers einzuwenden hatte: so war sie doch dießmal wirklich froh, diese Sprache zu hören; denn es gibt Fälle, in welchen man gerne sich zureden läßt und gezwungen seyn will,

um, wenn es übel geht, die Schuld Andern aufbinden zu können. Gustav erhielt also die Hand des jungen Fräuleins, mit allen Förmlichkeiten jenes steifen Zeitalters.

Wenn je ein fünf und sechzigjähriger Liebhaber dem Kinderspott entgangen ist: so war es gewiß Gustav. Er suchte seiner Caroline so wenig durch die wieder hervorgesuchten Kinderschuhe zu gefallen, daß er vielmehr nur Achtung gegen sein Herz ihr einzuflößen bemüht war; desto gewisser aber gewann er ihre Freundschaft; und mehr als Freundschaft und Achtung sollte wohl kein Mann im fünf und sechzigsten Jahre von einem frischen Mädchen erwarten.

Ehrlich hingegen überließ sich ganz seinem Entzücken. Oft saß das Pärchen beysammen und weinte, wie Jakob und Rahel, vor freudiger Wehmuth; Auch der alte Schwiegervater war von dem Glücke seiner Kinder so gerührt, daß er kaum sprechen konnte, als er, nach vorhergegangener Trauung des gnädigen Herrn, auch seinen Kindern den väterlichen Segen ertheilte.

Von tausend guten Wünschen begleitet verließen darauf Gustav und Ehrlich mit ihren Gattinnen Sippstein, und kamen ganz unerwartet nach Traubenheim zurück.

Es war ein festlicher Augenblick für den ehrlichen Vogt, als er seine neue schöne Gebieterinn aus dem Wagen hob. Er sah schon im Geiste einen Erben von ihr, der alles vollenden würde, was Gustav über Traubenheim beschlossen hatte.

Carolinens Leutseligkeit war aber auch wie die Frühlingssonne, die alles erfreut. Jedem ihrer Unterthanen begegnete sie wie einem Freunde, und war in allen Hütten geliebt und geprießen. Mit jedem Kinde, das ihr auf der Gasse die Kußhand bot, sprach sie freundlich wie eine leibliche Mutter. Die Mädchen des Dorfs rissen sich um das Glück, in dem herrschaftlichen Schlosse viel nützliches zu lernen. Die unabläßige Munterkeit der jungen gnädigen Frau, und eine gewisse Art von jugendlichem Leichtsinn, die man gerne leiden mag, erheiterten auch den alten Herrn so sehr, daß allmählig alle Furcht wegen der Zukunft aus seinem Herzen verschwand. Die kleine Eitelkeit seiner Caroline befriedigte er durch neue Kleider und mancherley Bänder. Fast jeden Abend kam sie mit ihrer Jugendfreundinn Rosina zusammen, und im beyderseitigen Betragen der Frauen war nicht der kleinste Unterschied gegen die vorigen Zeiten. Oft grenzten ihre Scherze so sehr ans Kindische, daß dem alten Gustav vor Lachen die hellen Zähren über die Wangen liefen. Die nämliche Harfe, zu der man gemeinschaftlich fromme Lieder sang, erfreute die Gesellschaft auch mit fröhlichen Stückchen. Beyde Frauen flogen dazu im raschen Schleifer herum, und ein volles Jahr vergieng wie ein Augenblick unter solchen häuslichen Freuden.

Vierzehntes Kapitel.

Caroline schenkt dem Vater Gustav einen Erben. Nebenbey eine Lection über allerley Thorheiten, die heute noch hier und da für Weisheit gelten.

Caroline befand sich indeß guter Hoffnung und die Zeit ihrer Entbindung rückte heran. Niemand war bey diesem Umstande geschäftiger als Gustav. Der weise Mann, der als ein Freywerber von fünf und sechzig Jahren die Oberherrlichkeit über seinen Verstand glücklich behauptet hatte, schien itzt wirklich, vor Vaterfreude über den ungebohrenen Erben, diese Herrschaft auf Einmal zu verlieren. Auf der einen Seite wußt' er den Stolz nicht zu bergen, noch im sechs und sechzigsten Jahre Vater zu werden, und auf der andern schlug ihn die ängstliche Besorgniß danieder, daß ein einziger Zufall alle seine Hoffnungen und Träume vereiteln könnte. Mit unbeschreiblichem Wohlbehagen sah er oft der Pfarrerinn auf die noch platte Schürze, und konnte sich nicht enthalten, mit den Umständen seiner runden Caroline gegen den Pfarrer breit zu thun. Mitten unter diesen Neckereyen unterbrach ihn aber gewöhnlich die schrecklichste Ahndung; und ein tiefer Seufzer, den er dann aus der Brust holte, stach so poßierlich gegen den scherzhaften Ton ab, daß Ehrlich das Lachen kaum bergen konnte.

Gustavs vertrauteste Freundinn war indeß die alte Frau Liebrichinn, welche noch die Wirthschaft im Schlos-

se versehn half. Das Kapitel vom heiligen Ehstand ward oft so weitläuftig mit ihr abgehandelt, daß das gute Weib mit aller Erfahrung nicht Auskunft zu geben vermochte. Desto mehr aber wußten die Bäuerinnen des Dorfs, die sich gar fleißig nach der gnädigen Frau erkundigten und gelegentlich von ihren eigenen Wochenbetten mächtig viel erzählten Sie waren dann, wie die meisten Mütter in solchen Fällen sind, so unerschöpflich, daß Hiobs Geduld nöthig war, um es bis zum End' auszuhalten. Gegen das Beschreyen sollte die gnädige Frau beständig Salz und Brod bey sich tragen; der Milch willen kein Schnappmesser in den Sack bringen; keinen Krüppel ansehen, und wenn sie ja vor etwas erschräcke, ja nicht mit der Hand das Gesicht berühren, damit dem Kinde, Gott behüts! kein Muttermahl an einem so sichtbaren Orte angehängt würde; vor allem aber sollte sie sich ja nichts versagen, wenn ihr ein Gelüsten ankäme, denn sonst lernte das liebe Kind entweder die Speise sein Lebtage nicht essen, oder bekäme wohl gar irgendwo am Leibe ein Wahrzeichen. — Hier hatte Frau Schnips eine leibhafte Katze zur Welt gebracht, die, gleich nach der Geburt, an der Wand hinauf geklettert, oder durchs Fenster hinaus geschossen seyn sollte; Dort wurde Frau Schnaps von einem Kinde mit Geißfüßen und Haasenohren entbunden, und was der Abentheuer mehr war. — Das hatten die guten Weiber indeß nur vom Hörensagen; aber von allerley gar besondern Muttermählern waren sie Augenzeugen und wußten auch Grund und Ursache aus der Wurzel heraus; Denn wenn jener Zeit ein Kind mit einem

Feu-

Feuermahle, mit Leberflecken oder Fleischgewächsen zur Welt kam: so war immer ein Schrecken oder Gelüsten daran Schuld. Sah das Fleck keiner Maus ähnlich: so mußt' es nicht gut seyn, wenn nicht eine Wurst, ein Stückchen geräuchertes Fleisch oder sonst was daraus zu machen war. Runde Flecken sahen Aepfeln, Nüßen, Zwiebeln, Pflaumen oder Kirschen ähnlich; denn sie waren ja rund — und die Frau Baasen, die Anfangs gar nicht errathen konnten, was es war, begriffens ganz deutlich, so bald es die Frau Baase Kindbetterinn erklärt hatte.

Nächst der hier zu gebrauchenden Vorsicht sollte die gnädige Frau, bey Leib und Leben, durch keinen Zaun, oder unter einem Geländer weg schlüpfen, ohne den nämlichen Weg wieder rückwärts zu machen; sonst stürbe das Kind in der Geburt oder bliebe doch all sein Lebtage ein Zwerg. Gegen die Niederkunft hin sollte sie wacker Wein trinken, denn das gäbe Kraft, und sich vorläufig mit Karfunkel-Tropfen versehn, um damit bey der Niederkunft nachzuhelfen; wiewohl auch einige der Essentia Dulcis, der Edelleber-Tinctur und den pulverisirten Krüpsen von drey Nüssen noch mehr Kraft zuschrieben.

Durch das verzweifelte Geplauder ward Gustav so verwirrt, daß er vor lauter Rath sich nicht mehr zu rathen wußte. Das Beschreyen und alles was man dagegen braucht, war ihm freylich, als einem klugen Manne, längst lächerlich; er wußte wohl, daß alle Krankheiten natürlich entstehn und natürlich geheilt werden müßen; daß Salz und Brod nur wider den Hunger, und nicht wider das vermeintliche Beschreyen helfe; Wegen des

Versehens und Gelüstens aber war er doch immer in Sorgen. „Bist doch nicht erschrocken lieber Schatz?“ fragte er daher seine Caroline, wenn ihr nur eine Maus über den Weg lief, oder ein lahmer Bettler vors Schloß kam. Ingleichen war er auch sehr besorgt, das gute Kind unter ihrem Herzen vor allen Muttermählern, und vor dem Fehler zu behüten, nicht alles essen zu können. Täglich gieng daher die Frage: du hast doch kein Gelüsten, lieber Schatz? magst du nicht dieß? magst du nicht das? — und Caroline, die vielleicht mit dem Erbfehler der Mutter Eva von Natur aus behaftet war, trug dann auch wirklich alle Augenblicke nach etwas anderm Verlangen, und aß oft solche Dinge nach einander, die gar nicht zusammen taugten. — Ueber der abergläubischen und leckerhaften Unordnung, ward sie aber einmal so krank und vom Erbrechen überfallen, daß ihr eine unglückliche Geburt bevorstand.

Ehrlich, der bisher schon öfters Bedenklichkeiten über das Versehen und Gelüsten geäusseret hatte, konnte nun, da der gnädigen Frau wieder glücklich geholfen war und Gustav schon wieder anfieng wo er's gelassen hatte, nicht länger schweigen. Er sagte demnach gerade heraus, daß er von dem Gelüsten schwangrer Frauen wenig oder gar nichts halte. Daß die meisten bloß deßwillen so lüstern wären, weil sie glaubten, sich nichts abschlagen zu dürfen.

Ueber die Muttermähler machte er die Anmerkung: daß es gar nicht abzusehn wäre, wie die Einbildung der Mutter auf die Haut des Kindes wirken könne, und daß man auch keinen ganz überzeugenden Beweis in der

Erfahrung habe; denn die Mähler wären oft vorhanden, wo sich die Mutter keines Schreckens oder Gelüstens erinnere; fänden sich aber oft bey solchen Kindern nicht, deren Mütter, während der Schwangerschaft, gar viel Schrecken ausgestanden, und gar manches Gelüsten nicht befriedigt hätten. Auch könne man größtentheils das nämliche Muttermahl, das, nach Aussage der Aeltern, eine Maus seyn sollte, mit eben dem Rechte für eine Bratwurst ansehn. Zudem meynte er, daß viele Mütter sich ihre Schwangerschaft dadurch sehr lästig machten und wohl gar unglücklich würden, weil sie sich, aus Furcht dem Kinde so was anzuhängen, nichts versagen wollten, alles untereinander hinein äßen und dadurch krank würden, statt daß sie während dieser Umstände lieber noch einmal so ordentlich leben sollten als sonst. Warum, sagte er unter andern, haben denn solche Mädchen, die unehlicher Weise Mütter werden, größtentheils gar keinen Anfall von Lüsternheit? — Nicht wahr? weil sie von ihren Aeltern hart gehalten werden, und niemand ihnen etwas aus dergleichen Einfällen ergehn läßt? — Gleichwohl sind ihre Kinder gewöhnlich frisch und gesund, können alles essen, und bringen eben so selten ein Muttermahl zur Welt als andre.

Was das Erschrecken anlangt, sagte er weiter: so ists freylich nicht gut, wenn Mütter hart zusammenfahren. Obrigkeiten und Policeyämter sollten daher dafür sorgen, daß Personen, deren Anblick Entsetzen erregt, ihre schadhafte oder verstümmelten Glieder nicht jeden, den sie um Almosen anflehn, ganz nackt und blos entgegen strecken dürften, sondern diese bedecken, oder

sich

sich ganz und gar von öffentlichen Straßen entfernt müßten halten. Der Schrecken liegt oft starken Männern wochenlang in den Gliedern. Da nun das Kind mit der Mutter einerley Blutumlauf hat: so kanns nicht anders seyn, das zarte Kind muß mit der Mutter zugleich erschrecken, und die damit verbundene Erschütterung kann sogar die natürliche Lage desselben verrücken, und also daran Schuld seyn, daß es unförmlich und elend zur Welt kommt; aber daß ein Mensch eine Katze gebohren habe, werd' ich nicht eher glauben, als bis ich es selbst sehe, oder bis einmal eine Katze einen Menschen zur Welt bringt. — So sagte der Pfarrer und dieß war wirklich für jene Zeiten sehr viel, wo die Geistlichen noch sorgfältig untersuchten: ob man wohl ein Kind mit Kalbsfüssen, mit einem Katzenschwanz, mit einem Affengesicht oder Schweinsrüssel taufen dürfe, aber nicht daran dachten, ob denn wohl auch je solch eine Mißgeburt zur Welt gekommen sey. Das setzte man alles voraus und glaubte die Possen aufs Hören-sagen wie ein Evangelium, ob man gleich keinen gescheiden Menschen wußte, der so was selbst gesehen hatte. *)

Un-

*) Vielleicht hat der ehrliche Pfarrer der Sache zu viel gethan und, wie man zu sagen pflegt, das Kind mit dem Baade verschüttet. Einige öffentliche Blätter, namentlich die Gothaer gel. Zeitung und der Anzeiger, haben dieß wenigstens gerügt. Jedermann wird mir indeß zugeben, daß unter 1000 Fällen die man gegen ihn anführen könnte, 500 blos erdichtet, 400 sehr unzulänglich und kaum 100 von der Art sind, daß sie nur einigermassen als Erfahrungen gelten können.

Unter solchen Umständen hielt es aber auch schwer, einen so tief eingewurzelten Irrthum zu widerlegen; und sind auch alte Vorurtheile noch so glücklich verjagt: so kehren sie doch gewöhnlich alle wieder zurück, so bald Noth an den Mann geht. Dieser alten Erfahrung zu Folge wird freylich der gute Prediger einen sechs und sechzigjährigen Mann, dem es übrigens an Scharfsinn gar nicht gebrach, wohl schwerlich überzeugt haben; indeß aber war doch Gustav nach der Zeit vorsichtiger. Caroline machte sich auf Anrathen eines klugen Arztes, fleißig Bewegung. Nur allzustarkes Strecken und Emporlangen, unvorsichtiges Springen und dergleichen, vorzüglich aber das Trinken hitzender Sachen, hatte der verständige Mann ganz untersagt. Er schlug die Hände zusammen, als er hörte, daß in Traubenheim Wein und starke Tropfen, wohl auch gar Branntwein, als vortrefliche Mittel zur Beförderung der Niederkunft angesehen und gebraucht würden. Gerade das Gegentheil muß hier angewandt werden, sagte er. Wasser mit etwas Weinessig oder Citronensaft, und andere kühlende Getränke sind in solchen Umständen fast immer am dienlichsten; denn das Geblüt ist in solchen Fällen ohnedieß in Wallung und Hitze; der geschwächte Magen verträgt die starken Getränke nicht mehr, und leicht kann daraus Entzündung und Brand entstehn, wenn die Greissende nicht ausserordentlich stark und gesund ist.

Caroline richtete sich nun genau nach diesen Vorschriften; das bittere Stündlein kam und sie ward von einem gesunden frischen Knaben entbunden. Gustavs Freude läßt sich nicht einmal denken, viel weniger be-

schrei-

schreiben. Noch naß vom ersten Bande ward der Junge von ihm selber besichtigt und gemessen. Vor Entzücken lief er mit dem Kinde in den Armen seinem Vogt und Pfarrer entgegen, als sie kamen, um dem erfreuten Vater und der Wochenbetterinn Glück zu wünschen.

Allgemein war indeß das Jubiliren im Dorfe; denn alles hatte sich vor dem Herrn von Sturm gefürchtet, dem das Guth heimfallen sollte. Die Bäuerinnen besuchten häufig die gnädige Frau im Wochenbett, und brachten ihr Pfefferkuchen und Herzmorsellen mit, weil, ihrer Meynung nach, einer Wöchnerinn nichts zuträglicher war, als Herzzucker und Lebkuchen. Ob nun gleich Caroline von diesen, mit Gewürz übersetzten und also schädlichen Sachen, nichts genoß: so gefiel ihr doch die gute Meynung. Die Weiber aber waren zum Theil desto unzufriedner mit Ihr. Sie glaubten gewiß, daß ihr noch was angethan werden würde, weil sie so frevelhaft und verwegen war. Ueber die Bettstätte durften z. E. keine † † † gegen die Druthen gemacht werden. Caroline rief herzhaft: Herein! wenn sie allein war und jemand an der Thüre pochte. „Ei, Ei! das sollt' eine Wöchnerinn nicht, wenn sie allein ist; denn dadurch wird den bösen Leuten alle Gewalt eingeräumet„ — sagten die furchtsamen Mütter. Sie visitirten ferner das Wickelband, und — kein Salz und Brod war ins Ende genäht. In der Wiege war nicht dreyerley Mist, von dreyerley Hofraithen junger Ehleute. Die Wiege selbst blieb einmal wie das andere mal stehn, die doch binnen sechs Wochen dreymal hätte umgedreht werden sollen. Der kleine Heinrich war oft ganz allein, und kein geist-

liches Buch lag auf seinem Deckbette. Kam jemand, der das Kind sehn wollte: so wurde gar nicht nachgefragt, ob es wacht oder schläft; und doch sollte von Rechtswegen kein böses Auge schlafende Kinder sehn! Die gnädige Frau borgte noch überdieß während der sechs Wochen jedermann, sogar am Dienstage und Freytage, allerley Waaren aus dem Schloß, und hatte gleichwohl kein Beschreykraut im Vorrath, um im Falle der Noth, da Gott für sey! das Kind kreuzweis damit waschen zu können.

Kurz, Caroline gab sich, auf Anrathen des Predigers, alle mögliche Mühe, dem landläufigen Aberglauben stracks entgegen zu handeln, und gieng sogar das erstemal nach dem Kindbette ganz allein zur Kirche.

Gebt nur Acht, wie es noch ausgehn wird! der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht: Vorsorge verhütet Nachsorge; wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um; wem aber nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen — hieß es nun lange Zeit: Was aber auch immer die guten Weiber Böses prophezeihten: so blieben doch Mutter und Kind frisch und gesund. Marie Liebrichinn, die wenige Wochen darauf mit einem Mädchen niederkam, war nun eben so freygeisterisch, und fürchtete sich weder vor Wechselbälgen noch vor dem Alp. Zwey Jahre darauf ward auch Rosina von einem Knaben entbunden. Ohne Salz und Brod war sie vor allen Beschreyungen sicher, und Ehrlich gab sich recht absichtlich Mühe, daß an seiner Frau, so wie am Kinde, von allem, was Aberglaube heißt, gerade das Gegentheil gethan wurde.

Da-

Dadurch bekamen die albernen Hirngespinnste mancher Mütter einen gewaltigen Stoß. Selbst die alte Wehmutter würde noch überzeugt worden seyn, wenn sie nicht darüber gestorben wäre und einer jüngern Person Platz gemacht hätte, die gleich Anfangs gescheider war. Der Herr Pfarrer ließ sie aber doch noch vor der Verpflichtung zu sich kommen, und stellte ihr vor, wie sehr sie sich in der Folge versündigen könne, wenn sie den schändlichen und schädlichen Aberglauben länger ernähren hülfe. — Da sie schon im Pfarr- und Schulhause bey Niederkunften und Kindbetten gewesen war und augenscheinlich gesehen hatte, daß man, ohne Gefahr, gerade das Gegentheil von allem thun darf, was man, aus Aberglauben, für nöthig hält: so war es ein leichtes, sie vollends zu überzeugen. Im Tempel des Aberglaubens war demnach ein Hauptpfeiler gestürzt; denn die Hebammen sind es gewöhnlich, die dergleichen Thorheiten mit aller Macht unterstützen und die gesunde Vernunft nicht empor kommen lassen. Lenore, (so hieß die neue Wehmutter) war aber nicht einmal zu überreden, daß sie beym Kirchgange Salz und Brod zu sich gesteckt, oder ein vermeyntlich beschrienes Kind mit drey Schürzerzipfeln dreymal gemessen und eben so oft dazu gesagt hätte:

N. N.!

Hat dich beschrien ein Mann:
So komm es ihn selber an.
Hat dich beschrien ein Weib:
So verscheid' es in ihrem Leib.
Hat dich beschrien ein Mägdlein oder Knab:
So wisch' ichs mit meinen 3 Schürzerzipfeln ab,
Im Namen Gottes des V. S. u. H. G. Amen!
† † †

Zu

zu solchen sündlichen Segensprechereyen und Verwünschungen ließ sich Lenore schlechterdings nicht gebrauchen. Das verdroß aber auch die Weiber des Dorfs zum Theil so sehr, daß sie die brave Frau gar nicht mehr zur Wehmutter haben wollten. Doch waren auch verschiedene schon klüger geworden, und hielten desto mehr auf sie. Nicklas, Wilhelm, der Wirth und noch etliche Väter, waren auch auf ihrer Seite, so daß, wenn sie taufen ließen, nichts von den Possen in ihren Häusern vorfallen durfte.

Zwar verlohr sich dadurch der Aberglaube nicht ganz; denn es gibt Menschen, die nicht gescheid zu machen sind. Jetzt, nach neunzig Jahren, ist der Mann ohne Kopf, (nämlich der Aberglaube) noch nicht ganz aus Traubenheim verbannt; aber ich darf kühnlich behaupten, daß in ganz Franken kein Dorf so gereinigt ist von seinen Spückereyen, als unser Traubenheim, wo man schon so früh die Fackel der Vernunft aufgesteckt hat.

Funfzehntes Kapitel.

Gustavs Vaterfreuden. Eine Gemeinweyde wird vertheilt.

Gustav schauckelte nun seinen kleinen Heinrich, der wie Erlen am Bache heranwuchs, täglich auf den Armen und ergetzte sich an den muntern Gebehrden des Kindes; der Tag aber, da es zum erstenmal den Namen Papa herausbrachte, war ihm ein Festtag. Kinder war-

ten am heiligen Christabend in der finstern Kammer nicht mit so pochendem Herzen auf den Ruf der Mutter: Kommt heraus ihr Kleinen, die Bescherung ist angelangt! als Gustav auf die Freude wartete, seinen Namen aus dem Munde des kleinen Heinrichs zu hören. Nun aber brachte jeder Tag neue Vaterfreuden.

An schönen Sommerabenden saßen gewöhnlich Gustav und Caroline, Vogt Wulfing, Pfarrer Ehrlich und seine Rosina, Lieberich, seine Mutter und Marie beysammen im Schloßhofe. Der kleine Heinrich gieng dann wie ein Ball von Hand zu Hand. Ehrlich spielte dabey zuweilen die Harfe, und Gustav lachte Seelenvergnügt, wenn sein Heinrich so nach der Harfe hinstrebte und in den Saiten krappelte. Die Bauersleute, die vom Felde zurückkamen, vergaßen ihrer Müdigkeit, und blieben eine Weile vor dem Schlosse stehn, um auf das liebliche Harfenspiel des Herrn Pfarrers zu lauschen; noch besser aber gefiel allen das Geklimper des Kleinen. Die Weiber und Mädchen brachten ihm milde Birnen oder sonst ein reifes Obst vom Felde mit, und ergetzten sich, wie der Junge so herzhaft zugrif und nach dem Munde fuhr. Dann nahmen sie ihn auf den Arm, und schaukelten ihn den Mannsleuten entgegen, die nach dem lachenden Kleinen haschten, wie wenn sie nicht geschwind genug wären ihn aufzufangen. Unter solchen häuslichen Ergetzungen strichen die Sommerabende wie Minuten dahin, und Gustav und Caroline genoßen ganz die Freuden, die Lamech empfand, als er beym Anblicke seines kleinen Noah ausrief: dieser wird uns trösten in all unsrer Müh und Arbeit auf Erden!

Gustav, der bisher sein Traubenheim nur aus Liebe zu seinen Unterthanen glücklicher zu machen gesucht hatte, that es nun auch in Rücksicht auf seinen Heinrich. Sein erster Blick war auf eine große Weyde gerichtet, die gegen Langenhausen zu lag, wenigstens 226 Morgen betrug, und jetzt unter dem Namen Neugeruth bekannt ist. Sie hatte den besten Boden, war aber einer dürren Wüste gleich, weil vor dem vielen Vieh, das vom ersten Frühlingstage bis in den späten Herbst darauf Hunger litt und den Dünger verschleppte, kein Gräschen darauf gedeihen konnte. Der schlimmste Umstand war, daß das Stück Land zwey Gemeinen, den Langenhäusern und Traubenheimern, zugleich gehörte. Verschiedenemal hatte schon Wulfing den Antrag gemacht, die große Weyde, wie andere Gemeinwiesen, wenigstens so lange zu schonen, bis das erste Heu davon gewonnen seyn würde; da konnten aber die Gemeinen nie eins werden, wieviel Morgen auf die eine oder andre gerechnet werden sollten. Langenhausen hatte mehr Häuser, und Traubenheim mehr Vieh. Von Seiten des ersten Dorfs wollte man es daher nach der Häuserzahl ausgeschlagen wissen. Die letzteren hingegen bestanden darauf, daß ihnen mehr zukomme, weil sie wenigstens dreyßig bis vierzig Stücke Rindvieh mehr hätten. Langenhausen brachte dagegen seine größre Schäferey in Anschlag, und so gieng allezeit das Reden und Rechnen her und hin, bis aus der ganzen Sache nichts wurde. Nach vieler Mühe gelang es indeß doch einmal dem ehrlichen Vogt und seinem Schulzen, daß Traubenheim nachgab und sich dazu verstand, die Hauptabtheilung nach der

Dorfsgröße machen zu lassen. Nun aber entstand in beyden Ortschaften ein innerlicher Krieg. Die Reichen verlangten nämlich, nach Verhältniß ihres Viehstandes, vier- sechs- oder achtmal so viel als die Armen, die nur ein einziges oder ein Paar Stückchen im Stalle hatten; und diejenigen, die gar kein Vieh hielten, sollten ganz durchfallen. Diese hingegen behaupteten, daß der Ausschlag nach den Häusern und nicht nach dem Viehstande gemacht werden müsse. Der Schulze von Langenhausen war auf Seiten der Reichen, und wurde von den Armen jämmerlich verlästert und verfolgt; noch weit schlimmer aber stand Ortmann sein Amtsbruder, bey den Reichen zu Traubenheim, weil der ehrliche Mann, ob er gleich selbst acht bis zehn Stücke Rindvieh unterhielt, gleichwohl den jährlichen Ertrag nach der Häuserzahl ausgetheilt wissen wollte. Das Geschrey der begüterten Filze über dieses Urtheil war so schrecklich, daß man hätte glauben sollen, die ganze Heerde blöke in eigener Person um das liebe Gras. Die armen Leute, die vom Tagelohn dieser Schreyer lebten, mußten endlich nachgeben; dafür aber bestanden sie darauf, daß es nun auch beym Alten bleiben solle. Schulz Ortmann hatte sich indeß viele Feinde gemacht und Wulfing wurde nicht wenig als Anstifter verlästert.

Ein Umstand, der leicht den gnädigen Herrn hätte zurückschrecken können; aber Gustav war unabläßig in allem, worauf er verfiel. Sein erstes Bemühen war also, die Langenhäuser wieder auf die Bahn zu bringen. Er schrieb deßwillen an den Herrn von Schleich, welcher Guthsherr von Langenhausen und Kammerjunker zu

An-

Anspach war; dieser gab seinem Amte Befehl, den großen Wasen mit Traubenheim nach der Häuserzahl abzutheilen, und Gustav eilte nun so viel als möglich mit der Ausführung seines Vorhabens, weil er wohl wußte, wie schwer es hält, eine Gemeine zu vereinigen, wenn man ihr Zeit läßt, erst über das Vorhaben beym Weine zu schwatzen, und sich zu verabreden.

Kurz entschlossen ließ er also die ganze Gemeine vors Schloß kommen.

„Der große Gemeinwasen zwischen hier und Langenhausen, sprach er, hat schon eine Menge vergeblichen Streit veranlaßt; immer aber ihr lieben Traubenheimer, seyd ihr darin einig gewesen, daß das schöne Stück Land zehnmal besser benützt werden könnte, wenn jeder Ortseinwohner ein Stück davon als Eigenthum bekäme, und als Acker oder Wiese nach Gefallen bebauen dürfte. — Nur über die Art der Vertheilung seyd ihr noch immer in Streit. Die Reichen wollen, in Rücksicht auf ihr Vieh, mehr als die Armen, und die Armen glauben, als Hausbesitzer, eben so viel Anspruch auf ein Gemeinrecht zu haben. — Es liegt mir nun daran, zu wissen, welche von euch begüterten Einwohnern, den Armen das bischen Feld vergönnen oder nicht; Aber mündlich will ich es nicht wissen! Es gibt dann bloß ein unanständiges Gelärm, und am Ende weiß doch niemand, wer dafür oder dawider ist.“

Eben rührten sich die Tollköpfe des Dorfs, und ohne Zweifel würde wieder ein wildes Gelärm entstanden seyn, wenn nicht der gnädige Herr mit den Worten Friede geboten hätte:

„Still! Ich will euch ein Mittel vorschlagen, durch welches ihr eure Meynung zu erkennen geben könnt, ohne Gelärm und Geschrey. Wer die Austheilung nach den Häusern verlangt, der trete hier auf die rechte Seite des Hofs; wer es nach dem Viehstande begehrt, der gehe zur Linken! Nur so viel bedenkt, daß des Abtheilens, Wegnehmens und Hinzuthuns kein Ende seyn würde, wenn man sich nach dem so veränderlichen Viehstande richten wollte. Sagt also, ob ihr deßwillen auf ein Haus, so zu reden, einen ewigen Fluch legen wollt, weil der gegenwärtige Besitzer entweder nur Ein Stück Vieh, oder gar keines im Stalle hat!“

Hiermit trat Gustav selbst auf die rechte Seite. „Vivat, wer mir nachfolgt! rief er. Ich habe das meiste Vieh im Stall; aber die Armen sollen leben!!“

Schnell liefen die Armen auf Gustavs Seite.' Nicklas und der Schulze machten den Anfang unter den Reichen, und die meisten folgten nach; denn ihnen kam es vor, als ob der jüngste Gerichtstag gehalten würde, wo die Guten zur Rechten und die Bösen zur Linken des Richters stehn sollen.

Nur etwa zwanzig Starrköpfe traten auf die linke Seite, an deren Spitze sich besonders Herrmann, Marks und Lips hervor thaten. Sie standen und wisperten unter einander, krempten an ihren runden Hüten und bleckten die Zähne vor Zorn, wie satte Hunde, die der hungrigen Katze den Brei verwehren.

Zur glücklichen Stunde kamen eben acht wirzburger Hussaren mit einem Corporal vor das große Schloßthor. Beym Anblicke der vielen Menschen hielten sie

an, und besetzten förmlich den Schloßweg. Herr Jesu! Soldaten! . . rief Lips, und sprang wie unsinnig auf die andere Seite. Wie vom Wetter gerührt folgten ihm auch die übrigen nach, und das Volk stand auf Einmal, wie eine Mauer, zur Rechten.

Gustav ließ sogleich Mann vor Mann in den Schloßtennen kommen. Das Gemeinbuch lag auf einem Tische und die ganze Bauernschaft fieng an sich zu unterschreiben.

Indeß kam auch der alte Schnurrbart von einem Corporal und begehrte mit dem gnädigen Herrn zu sprechen. Seine Absicht war, auf Befehl seines Fürstbischofs nach liederlichem Gesindel zu streifen, und in Traubenheim um das Streifrecht nachzusuchen. Gustav lächelte bey sich selbst über den glücklichen Zufall, der eine so schnelle Veränderung in den Entschlüssen der Starrköpfe bewirkt hatte, die steif und vest glaubten, daß um ihrer willen der Schloßweg besetzt worden sey. Doch fand er nicht rathsam den Irrthum zu entdecken. Seine Unterthanen unterschrieben sämmtlich das Protokoll, oder kleckſten, statt ihrer Namen, drey † † † darunter, und so war das schwierige Werk auf Einmal im Reinen.

Die hundert Morgen Weyde wurden nach der Häuserzahl in achtzig gleiche Theile zerschlagen. Jeder Hausbesitzer bekam fünf Viertel Land nach dem Loose. Der Neubruch trug überschwänglich Frucht, und die dadurch reicher gewordenen Einwohner, die großentheils geargwohnt hatten, daß es ihrem Herrn bloß um den Neurißzehend zu thun sey, waren Seelenvergnügt, als sie das schöne Stück einärnteten ohne eine Garbe davon zu verlieren. — Nun erst priesen sie die gute Veranstaltung;

denn Viehweyden hatten sie noch immer genug, und fühlten also den Abgang nicht einmal. Die Langenhäuser sahen den Vortheil der Traubenheimer mit Neid, und vertheilten ihre 126 Morgen auf eben die Weise; denn gute Beyspiele wirken gewöhnlich mit unwiderstehlicher Kraft; aber alles Reden, ohne Beyspiel, ist größtentheils unnützes Geschwätz.

Sechzehntes Kapitel.

Ein großes Stück Wald wird angesä't. Die Leser lernen einen betrogenen Betrüger kennen.

Mit dieser gemeinnützigen Anstalt beschloß Gustav das alte Jahrhundert. Mit einer noch wichtigern wollt' er das neue beginnen.

Zum Dorfe gehörte ein großer Gemeinwald, mit dem man seit undenklichen Zeiten schlecht gewirthschaftet hatte. Vor Alters bekam nicht nur jeder Ortseinwohner sein jährliches Maaßholz daraus; auch an benachbarte Dörfer wurde jährlich eine ziemliche Menge verkauft. Nun aber reichte der Wald kaum mehr für das Ort zu, und die Gemeinkasse, die sonst ein schönes Stück Geld aus dem verkauften Holze zog, kam sehr in Verfall.

Der erste Grund zur Abnahme der Waldung wurde schon bey der Wiedererbauung des Dorfes gelegt. Man hieb damals eine zahllose Menge Holz nieder, um das Dorf wieder herzustellen. An das sogenannte

Schnei-

Schneiden der Stämme dachte noch niemand. Der dickste Eichbaum, aus dem man vier Bauhölzer gesägt hätte, wurde zu einem einzigen zusammen gehauen. Und da man das Bauholz unentgeldlich erhielt: so nahm jeder der Stämme so viel, daß ihm noch auf zwey Jahre Brennholz übrig blieb. Von Steinen wurde fast nichts gemacht, und die Geschwelle lagen und faulten hart auf der Erde. War irgend ein Weg nicht mehr zum Fahren: so brückte man ganze Strecken mit den gesündesten Bäumen. Wer Lust hatte Geländer und Zäune zu setzen, stellte sich an, als wollt' er etwas bauen. Vom Drittel des dazu gefällten Holzes, ließ er ein Stückchen Wand einziehen, einen kleinen Stall oder sonst etwas errichten, und verspältete das übrige zu Geländerstöcken und Zäunen. Durch junge Schläge fuhr jedermann die Kreutz und Quere. Vieh und Geschirr drückten die schönsten Schößlinge zu Boden. Schafe und Rinder weydeten darin und fraßen und traten viele tausend junge Reißer ab. Das wenige Laßholz blieb dazwischen stehn, und so entstanden die sogenannten lichten Eichen, die wenigstens einen Platz von 250 Morgen einnahmen, und keinen Nutzen gaben als was die Schweinmastung zuweilen abwarf. Gegen 300 Morgen waren zu einem ganz öden Anger geworden, auf dem man das Vieh Hunger und Kummer leiden ließ. Der Jäger hieb Jagdwege nach Gefallen durch den Wald, und ließ zur unschicklichsten Zeit jede Hohleiche fällen, in die sich ein Fuchs oder Marder verkrochen hatte. Die Bauern selbst hieben um eines Spannbengels willen, den schönsten jungen Baum ab; stahlen die Laßreißer zu Leiterbäumen und Deich-

seln; schlugen zur Pfingstzeit eine ungeheure Menge Birken, um, wie sie sagten, das Fest mit Meyen zu schmücken. Die jungen Bursche hieben nach Wohlgefallen um eben die Zeit die schlanksten Birken und steckten sie vor die Häuser ihrer Mädchen, so daß Traubenheim zur Pfingstzeit einem halben Wäldchen glich. Tagelöhner und Handwerker, die vom Waldwesen nicht das mindeste verstanden, wurden zu Holzförstern gemacht. Wer sich mit ihnen hielt, und jährlich etliche Pfunde Butter daran wagte, durfte stehlen so viel er mochte. Mancher brachte mit langen Fingern so viel davon, daß er sein ganzes Maaßholz oder Gemeinrecht verkaufen und sich blos mit Brechholz und gestohlener Waare behelfen konnte. Dadurch kam aber auch die Waldung ganz in Verfall.

Schulz Ortmann beherzigte zwar das Unwesen, und that der Verwüstung so ziemlich Einhalt; aber der Wald war einmal verdorben. Wulfing suchte daher das Volk zu überreden, die verödeten Plätze frisch ansliegen zu lassen; aber umsonst. — Was nützt uns der Anflug? schrien die meisten. Wir dürfen Arbeit und Saamen daran setzen, und unsre Nachkommen ziehen den Vortheil. Einige meynten denn wohl, daß man ja für seine leiblichen Nachkommen sorge, daß man doch selbst auch froh seyn würde, wenn die Vorfahren besser gewirthschaftet und den Wald nicht so verwüstet hätten; da waren aber immer zwanzig Stimmen entgegen. Nach hundert Jahren, schrien die Starrköpfe, sorgt niemand mehr für uns, was sollen wir auf hundert Jahre hinaus sorgen?

Das

Das ist wahrlich die Sünde der Väter, sprach Wulfing voll Unwillen, die der Herr an den Kindern heimsuchen wird bis ins dritte und vierte Glied; denn eure Kindes-Kindes-Kinder werden erst die Folgen der Sünde tragen müssen, die ihr dießmal begeht; aber ihr Leute seyd und bleibt unbekümmert um alles, was nach eurem Tode mit euch selbst und mit euren Kindern vorgehn wird.

Ich denke, wir geben den Pfarrer von Langenhausen auf und gehn zu unserm Vogt in die Kirche — sagten einige, die sich für Spottvögel hielten. Andre sagten unter einander: Es ist Gemeins-Sache, die den Vogt nichts angeht. Wieder andre: Der gestrenge Herr kann gut schwatzen; er hat keinen Schwanz auf dem Anger, und beym Umriß der öden Plätze fällt ihm keine Frohnfurche zur Last.

Die wenigen verständigern und bessern Leute schwiegen aus feiger Menschenfurcht, und Wulfing hatte wieder den Verdruß, eine seiner schönsten Unternehmungen vereitelt zu sehn. Herr Vogt, sagte der Schulze, wer sich eines bessern vom Volke versieht, kennt die Leute nicht, und wer sich darüber erzürnt, stirbt sicher an der Schwindsucht.

Nun aber sollte die Sache von neuem betrieben werden. Gustav ließ also das Dorfsgericht und zwölf Abgeordnete von der Gemeine zu sich rufen. Sie erschienen. Wie stark ist euer Gemeinwald? fragte der gnädige Herr.

Er ist nicht genau gemessen, Euer Gnaden. Man schätzte ihn vor dem Kriege auf 1600 Morgen, erwiederte der Schulze.

Das weiß man nicht zu sagen, fiel ihm Herrmann ins Wort. Wer will so einen Wald messen!

Das kann man wohl; aber ich verlang' es nicht, war Gustavs Antwort. Nur so viel sagt mir: ob er noch so stark ist als vor 100 Jahren.

O lange nicht mehr so stark! rief Lips im vollen Hast. Es mögen wohl 600 Morgen eingegangen seyn.

Wilhelm. Mein seliger Großvater sprach immer: daß er sich wohl dächte, wie der große Anger vor den lichten Eichen, noch voller Wald gestanden sey.

Schulze. Und der Anger beträgt beyläufig 300 Morgen.

Gustav. Wie kommt es denn aber, daß das ganze Stück Wald ausgestorben ist?

Herrmann. Das will ich wohl sagen, gnädiger Herr: Der Boden taugt nichts.

Ludwig. Freylich, freylich taugt er nichts, Euer Gnaden.

Lips. (Der es nicht erräth, warum Herrmann und Ludewig den Boden verachten.) Aber die 6 oder 8 Birnbäume, die darauf stehn, schlagen doch fast alle Jahre gut ein.

Herrmann. Ja das glaub' ich, weil die Schaafe drauf getrieben werden. Der Schaafdünger thut schon viel, aber, wie gesagt, wenn keine Schaafe hinkämen, dann wär's ein ander Ding! –

Gu-

Gustav. (Spöttisch.) Aha! deßwillen hat man sie wohl auch sonst in junge Schläge getrieben, um das Holz besser wachsen zu machen?

Schulze. (Lächelnd.) So klug war man noch vor 16 Jahren in Traubenheim; aber den Handgriff hab ich seit meinem Schulzenamt eingestellt.

Gustav. Noch eins, Herrmann! wie kommt es denn, daß das Stück Land, das doch sonst schönes Holz brachte, nun auf Einmal so schlecht geworden ist?

Herrmann. Lieber Gott! die Welt wird eben immer schlechter;

Gustav. (Hastig.) Das merk' ich an Dir, elender Tropf! — Aber nun auch kein Wort mehr von den kahlen Ausflüchten! Der Anger soll und muß wieder angesä't werden. Wenn ihr nicht gutwillig an die Nachkommen denken wollt: so weiß ich Mittel dafür. —

Nicklas. Mir thut es leid, gnädiger Herr, wenn wir alle so schlecht im Credit stehn.

Wirth. Der Schulze muß uns bezeugen, daß wir uns schon jedesmal, als der Herr Vogt den Vorschlag that, nicht geweigert haben. Wilhelm und Nicklas wissen, wie viel Streit es darüber in meiner Schenke gesetzt hat.

Gustav. Ich kenne meine Leute! Aber bey alle dem seyd ihr, wie die Meisten eures Standes, furchtsame Schweiger, wenn ein Wort für die gute Sache gesprochen werden soll. Schweigen zur Unzeit ist oft eben so schädlich, und noch schädlicher, als unzeitiges Geplauder. Der rechtschafne Mann sucht keine Verdrießlichkeiten; aber er scheut sie auch nicht, wenn es

dar-

darauf ankommt, Gutes zu stiften. Nicht Euch, ihr rechtschaffenen Männer, gilt indeß der Vorwurf, sondern denen, die ihn verdienen. — Mit Einem Worte, Herrmann, Ludewig und wie ihr heisset, wollt ihr den verödeten Anger wieder ansäen helfen, oder Zeit Lebens und immer die frisch umgerissene Langenhäuser Weyde verzehnden?

Herrmann. Nun, ach ja, gnädiger Herr! nur nicht das ganze Stück auf Einmal!

Gustav. Das verlang' ich nicht. Rom ward auch nicht in Einem Tage gebaut.

Gustav überlegte nun mit einigen der klügsten Nachbarn des Dorfes, welcher Fleck, und wie viel noch in diesem Jahre umgerissen und umgehackt werden sollte. Die Drohung wegen des Zehndens schlug durch und gieng wie ein Lauffeuer im Dorfe herum. Funfzig Morgen Land wurden noch in dem nämlichen Herbste, zur Saat des künftigen Jahres, bearbeitet, und so sollt' es von Zeit zu Zeit fortgehn.

Niemand war indeß unruhiger, als Herrmann. Auf der einen Seite war es ihm um die Frohn und um das Stück Viehweyde zu thun; auf der andern, um die Erfüllung seiner Weissagung, daß auf dem Boden zuverläßig nichts gedeihen werde. Vor Zorn über den kurzen Prozeß, den Gustav mit ihm gemacht hatte, konnt' er die ganze Nacht nicht schlafen. Er warf sich, unter Hin- und Hersinnen, wie ein Unsinniger herum. — „Der schlafende Fuchs fängt keine Henne!" sagte er endlich

bey

bey sich selbst und erwartete mit Sehnsucht den anbrechenden Morgen, um mit seinem Spießgesellen Ludewig geheime Zweysprache zu halten.

Herrmann. Das war ein verdammter Streich gestern, Gevatter Ludewig! wir waren wohl Erznarren, daß wir so flugs in das Bockshorn krochen.

Ludewig. Ei, da hätt' ein andrer sich sträuben mögen! Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. — Aber der verfluchte Vogt bläs't dem Junker eine Teufeley nach der andern ins Ohr! — Wenn du nur vom schlechten Boden geschwiegen hättest! Nun wird der Anflug wie eine Hechel hervorstechen, und wir bestehn in Schanden. —

Herrmann. Hast du nicht selbst mit eingestimmt, daß du nun mir die Schuld gibst?

Ludewig. Nun ja doch! aber wer hätt' auch gemeynt, daß der Junker den Plicktri-Plecktri gleich merken würde?

Herrmann. Drum eben! Nun ist nur die Frage, wie wir uns heraus helfen.

Ludewig. Ja helfen! Ansäen müssen wir; da hilft kein Zittern wider den Frost.

Herrmann. Und doch weiß ich Rath, daß die ganze Haide liegen bleiben soll...

Ludewig. Nur nichts mit Gewalt! Kurz und gut hat der Junker wieder Hussaren bey der Hand, und unsre Kinder und Kindeskinder müssen noch oben ein den Umriß auf der Langenhäuser Weyde verzehnden.

Herr-

Herrmann. Weder eins noch das andre! – Aber reinen Mund! das sag ich dir, Gevatter! – Wer Heimlichkeiten offenbart, verliert den Glauben, sagt die Schrift.

Ludewig. Die Zunge soll mir schwarz werden, wenn ich aus der Schule schwatze! – Nur heraus mit!

Herrmann. Der Jäger von Purrbach, mein Vetter, soll uns im Namen Gottes nicht stecken lassen. Nur müssen wirs einleiten, daß der Saame nirgends anders als bey ihm genommen wird, und das kann niemand besser als Du. Wenn ich den Vorschlag mache: so glaubt der Schulze gleich, daß ich Vetterchens spiele. Du aber kannst es ohne Verdacht, und ich spreche dann schon mit meinem Vetter, daß er schlechte Waare gibt, die nicht aufgeht.

Ludewig. Aber dann dürfen wir noch einmal den Anger umarbeiten.

Herrmann. Nicht daran zu denken! Die ganze Gemeine wird rebellisch, wenn der Junker nochmal davon anfängt, und Er selbst glaubt dann, daß der Boden nichts taugt. Auf die Weise behalten wir den Rasen fürs Vieh, und bringen die lumpigte Frohn für die Zukunft vom Halse.

Ludewig übernahm es mit Freuden, beym Schulzen den Holzsaamen des Purrbacher Jägers aufs beste zu loben, und Herrmann machte bey seinem Vetter, nach allerhand Umschweifen, den boshaften Antrag.

„Ich weiß für jemand, der verdorbenen Holzsaamen hat, gute Käufer“ – sagt er, wie im Scherze.

Dann

Dann fängt er an, seinem Vetter von der neuen Waldsaat zu erzählen und wie er gleich, wegen des Saamens, an ihn gedacht habe. Nach allerley Umschweifen rückt er endlich mit dem saubern Vorschlage heraus. Auf die Weise, sagt er, kannst du nicht nur Einmal, sondern Dreymal Profit ziehn; denn, wenn nichts aufgeht: so läßt der Herr sicher das Stück wieder und wieder umreissen und frisch besäen, bis es endlich in Stande kommt. — "Aber das wird er sich dann vergehn lassen, bey mir wieder den Saamen zu nehmen," erwiedert der Jäger. — Herrmann stellt dagegen vor, daß das ganze Dorf gar nicht daran denken würde, dem Saamen die Schuld zu geben, weil Er schon längst vorgebaut und den Boden verschrien habe. Gesetzt aber auch, fährt er fort, der Herr käme auf die Schliche: so läßt sich schon ein Nebel herum machen. Entweder muß die Witterung des Himmels oder die Bearbeitung der Erde die Schuld haben. Und am Ende, was verschlägt dir's? Gesetzt auch, der Saame wird von anderswo genommen: so bist du doch mit der ersten Aussaat der schlechten Waare los: Doch, das steht bey Dir!

Der Markt gefiel Anfangs dem Jäger. Er hatte viel verdorbenen Holzsaamen, und war gar nicht abgeneigt, ihn für gut zu verkaufen. Gesetzt auch, dacht' er bey sich selbst, ich verlöhre dadurch den Credit in Traubenheim — was liegt daran? die Bursche kaufen mir doch all ihr Lebtage keine Metze mehr ab. Wer

weiß, ob sie in 100 Jahren noch einmal 50 Morgen ansprengen lassen.

Des folgenden Tags fieng er aber an das Ding besser zu überlegen. Er und Herrmann waren nie sonderliche Freunde. Der Jäger wollte die Welt todt fluchen, und Herrmann todt beten. Der Jäger rief bey allen Lügen den Teufel, und Herrmann den lieben Gott zum Zeugen. Ob nun gleich einer ein Schurke war wie der andre: so waren sie's doch auf so verschiedene Weise, daß keiner den andern wohl leiden mochte. Wie kommts doch, dachte der Jäger, daß Herrmann auf Einmal so dienstfertig wird und mir einen Haasen in die Lappen jagen will? Sollt es ein Kerl, der seinen eigenen Herrn und sein ganzes Dorf ums Licht führt, mit mir gut meynen? Und müßte nicht der Heuchler selber zwey = dreymal zur Frohn pflügen, wenn die 50 Morgen so oft angesät würden, als er mir vorschwatzt?

In diese Betrachtungen war eben der Jäger vertieft, als der Schulze von Traubenheim hereintrat, um vorläufig auf Holzsaamen Bestellung zu machen. Wenn wir gute Waare bekommen, sagte dieser: so gibt es noch ferner gute Loosung; denn alle Jahre werden nun 50 Morgen angesät, bis wir auf einem Anger von mehr als 300 Morgen herum sind.

Wie? fragte der Jäger: also nicht nur ein = für allemal 50 Morgen, sondern alle Jahre so viel? — Müßt' ich nicht ein Narr seyn, wenn ich mir gleich Anfangs, durch schlechte Waare, die Kundschaft verdürbe? sagte er dann zu sich selbst, und war schon im Begriff Herrmanns schändliches Ansinnen zu verrathen,

weil

weil er glaubte, daß dieser blos darauf umgehe, ihm gleich im ersten Jahre die Kundschaft zu rauben; bald aber besann er sich anders; versprach, dem Herrmann zum Trotz, vom beßten Saamen zu geben und die Saat selbst zu besorgen.

Indeß prophezeihte dieser auf allen Bänken des Dorfs herum: gebt Acht! aus dem ganzen Anfluge wird nichts — der Boden, wie gesagt, ist zu schlecht — es gehn euch keine hundert Ruthen auf! Aber welch ein Schrecken für den scheinheiligen Bösewicht, als er eines Abends vor den Anger kam, und mit eigenen Augen sah, wie der Wald gleich einem gesegneten Hanflande hervorstach! Er hätte hineinspringen und die jungen Schößlinge zu Boden treten mögen. Welcher Prophet kann aber auch gleichgültig bleiben, wenn seine Weissagung nicht zutrift?

So geht es mit dem Otterngezücht! sagte Herrmann zu Ludewig, als er hörte, daß alles Volk über die Waldsaat frohlockte. Wenn ein ehrlicher Mann etwas zum Beßten des Dorfs thun will: so sind immer zehn für Einen da, die sich freuen, wenn's umschlägt. Aber der Schelm von einem Jäger, der Bluthund, soll mir nur einmal unter die Hand kommen! Meynt er wohl, Herrmann läßt sich wie ein Bär an der Nase führen?

Kurz! Herrmann tobte wie unsinnig in Ludewigs Gegenwart; mit seinen übrigen Nachbarn aber sprach er nie von dem neuen Anflug, ohne Gottlob! dazu zu setzen. Selbst gegen den gnädigen Herrn, der ihn über der Waldhistorie gar unsanft angelassen hatte, bezeug-

te der Schalk sein überaus großes Vergnügen, und betheuerte noch einmal, daß er nun und nimmermehr den Anger für so fruchtbar gehalten hätte. Meinem Vetter in Purrbach, setzte er hinzu, hab' ich's aber auch eingebunden, uns ja vom beßten Saamen zu geben. — Dann lobte er die großen Einsichten des gnädigen Herrn und entschuldigte sich nochmal aufs beßte.

Der mißlungene Streich hatte den Heuchler indeß abgeschreckt, noch mehr dergleichen Schwänke zu versuchen, und auf Rache gegen den Jäger sann er so wenig, daß er vielmehr in beständiger Angst lebte, noch obenein verrathen zu werden. Das Volk, ermuntert durch den wohlgerathenen Anflug der 50 Morgen, that die Arbeit mit mehr Lust als Anfangs, und Gustav hatte die Freude, noch mit eigenen Augen den ersten Erfolg eines Unternehmens zu sehn, für das ihn noch Kindes-Kindes-Kinder segnen und preißen.

Siebenzehntes Kapitel.

Eine trübe Wolke zieht schon wieder auf über Traubenheim.

Mit dieser Anstalt noch nicht zufrieden, war nun Gustav auch darauf bedacht, mit dem schon vorhandenen Walde besser wirthschaften zu lassen. Zu dem Ende unterwarf er das ganze Gemeinholz der Aufsicht seines Revierjägers, daß von nun an forstmäßig mußte geschlagen werden. Hatte jemand einen Bau vor: so wurden

sehr

sehr genau die nöthigen Stämme berechnet; der Abfall gehörte nicht mehr dem Bauherrn, sondern der Gemeinkasse. Zur Ersparung des Holzes und zur Beförderung der Dauer mußte jeder, der ein Haus oder eine Scheune errichten wollte, drey Schuhe Mauerwerk aufführen, damit die Geschwelle nicht so tief zu liegen kamen. Auf den Wald selbst wurde so sehr gesehen, daß niemand, ungestraft, nur einen Leiterbaum abhauen durfte. Noch weit mehr hätte freylich geschehen können; aber das wenige, was Gustav unternahm, erregte schon des Unwillens genug, besonders, weil nun der herrschaftliche Jäger über den Wald gesetzt war, welches viele Nachbarn für den grausamsten Eingriff in ihre Rechte hielten. Doch fehlte es auch dießmal nicht an vernünftigen Leuten, die Gustavs väterliche Absicht erkannten; und die Liebe dieser bessern Menschen schien ihm mehr werth, als das Lob aller unwissenden und schlechten.

Es war im Herbste 1703, als er, in Gesellschaft seiner Caroline und der gewöhnlichen Begleiter aus dem Pfarr- und Amthause, wieder einmal auf den großen Anger fuhr, um den frischen Umriß zu betrachten, und der Freuden zu genießen, die ein ehrlicher Mann fühlt, wenn er ein gutes Werk ansieht, von dem er sagen kann: es ist Mein Werk.

Bey seiner Zurückkunft nahm er den kleinen Heinrich auf den Schoos und spielte wie gewöhnlich mit ihm. Der Knabe ritt auf seinem Knie und schwatzte nach seiner Weise gar traulich und lieb. Auf einmal lallte Gustav ganz unvernehmlich, als wär' ihm die Zunge gefesselt und schaukelte den Knaben nicht mehr...

Ach, reite doch zu, lieber Vater! sagte der Kleine. Kann nicht . . . stammelte Gustav, und erregte dadurch erst die Aufmerksamkeit seiner Caroline. Sie lief auf ihn zu. Seine Gesichtsfarbe war merklich verblaßt und sein Mund völlig verzogen. Was ist dir, um Gottes willen! lieber Gustav? fragte sie, und nahm den Jungen vom Schooße. Weiß nicht . . lallte Gustav und lehnte sich gegen seine weinende Gemahlinn, wie wenn er aufstehn wollte. Aber ach! die ganze rechte Seite war gelähmt und die Zunge gänzlich geschwächt. Caroline rief ihr Gesinde zusammen, und Ehrlich und Wulfing, die kaum eine halbe Stunde zuvor ihren gütigen Herrn frisch und munter verlassen hatten, wurden eiligst gerufen. Sie fanden Carolinen ganz untröstlich am Bette ihres Gemahls, und auch dieser hob an bitterlich zu weinen, als er seine beyden getreuen Diener hereinkommen sah. Vor Rührung konnte keiner ein Wort hervorbringen, bis sie die erste Bestürzung ausgeweint hatten. Es war aber auch ein jammervoller Anblick, diesen vor wenig Stunden noch so geschäftigen, geistvollen Mann, auf einmal so sehr an Körper und Seele gelähmt zu sehn. — Eine große Bestürzung gieng durchs ganze Dorf. Nur wenige niederträchtige Gesellen waren froh, daß der ihnen so furchtbare Kopf Gustavs geschwächt war. Im Geiste triumphirten sie schon über Wulfing, der nun seine Stütze verlohren hatte.

Doch, so ganz war sie noch nicht gefallen. Nach einer Zeit von 3 Wochen konnte Gustav wieder ausser dem Bette seyn und, von zwey Menschen geführt, zur Noth über das Zimmer gehn; auch die Sprache kam so ziem-

ziemlich wieder; aber ach! der Verstand hatte so sehr gelitten, daß keine völlige Wiederherstellung zu hoffen war.

Unermüdet war indeß die Sorgfalt unsrer Caroline. Sie schien mit Ehrlich und Wulfing zu wetteifern, um ihren Gemahl in seiner traurigen Lage zu erheitern. Diese beyden Freunde in der Noth, und mit ihnen auch Lieberich, kamen täglich in das Schloß, gängelten den alten Herrn im Zimmer auf und ab, und plauderten dabey mit ihm, wie mit einem Kinde, das erst anfängt zu stammeln. Wenn denn nun Gustav die Wörter nicht aussprechen, oder keinen Sinn der Rede zusammen bringen konnte: so hob er gewöhnlich an wie ein Kind zu weinen, und seinen Führern liefen die heissen Thränen die Wangen herab.

Glücklich ist der Herr, der seine Diener zu Freunden hat, wenn gleich diese Freundschaft vielen Tausenden des Suchens und Annehmens nicht werth scheint! Dieß fühlte jetzt Gustav mehr als jemals. Keiner der vornehmen Höflinge, mit denen er in Bayreuth gelebt hatte, würde sich seiner mit so zärtlicher Sorgfalt erbarmt, ihn so gegängelt und gepflegt haben wie diese bürgerlichen Freunde. Jene würden fast alle den Anblick des Elends vermieden und die lange Weile eines Krankenzimmers geflohen haben, um angenehmere Gesellschaften zu suchen; Diesen aber war es so wenig um eigene Zerstreuung zu thun, daß sie nur wünschten, ihrem gütigen Herrn seine Leiden versüßen zu können.

Ein ganzer Winter gieng so dahin. Gustav, dessen Seelenkräfte durch den erlittenen Schlagfluß sehr ge-

schwächt waren, ließ kaum mehr eine Spur seines ehemaligen Scharfsinns blicken; aber sein gutes Herz blieb ganz unverändert sich gleich. Oft drückte er seiner Caroline weinend die Hand und stammelte: gutes, junges Weib, hast viele Sorgen und Mühe! Gott vergelt es dir! — Das nämliche that er auch gegen Wulfing, Ehrlich und Lieberich. Verlaßt mich nicht! sagte er mehr als einmal, und weinte dabey bitterlich. — Der Anflug des jungen Waldes lag ihm noch immer im Sinne. Bald sprach er, oder stammelte vielmehr von Dingen, die längst schon geschehen waren, als sollten sie erst geschehn; bald von noch nicht einmal angefangenen Sachen, als wären sie längst schon vollendet. Man mußte sich daher sehr hüten, ihm etwas von Geschäften zu sagen; denn in dem Falle war er unermüdlich, davon zu sprechen. Hundertmal in Einem Tage so was zu erinnern, war ihm noch nicht genug. Dabey aß er beständig und wohl dreymal so viel als sonst. Selbst der kleine Heinrich, der sich immer um ihn her schmeichelte, sagte mehr als Einmal: lieber Vater, iß nicht so viel, wirst krank!

Mit Sehnsucht erwartete nun Caroline den Anbruch des Frühlings. Sie zählte nicht nur auf mehrere Zerstreuung für ihre eigene Person, sondern auch auf die Wiedergenesung ihres Gemahls. Ehrlichs Rosina, die Jugendfreundinn der gnädigen Frau, war indeß ihre fast einzige Gesellschafterinn; aber häuslicher Geschäfte wegen, konnte auch diese bey weitem nicht so viel im Schlosse seyn, als Caroline wohl wünschte. Nun kam endlich die ersehnte Frühlingszeit; aber

aber für unsern Gustav brachte sie keine Hülfe, wenn man nicht das schon so nennen will, daß er wieder zur Noth mit einem Stecken im Zimmer herum gehn konnte, wenn er sich dabey noch oben ein an der Wand hielt. Für Carolinen kamen hingegen der Zerstreuungen und Gemüths-Erheitrungen so viel, daß man eben nicht mehr Ursache hatte, sie wegen ihrer Einsamkeit, wohl aber wegen ihrer Gesellschaft zu bedauern.

Achtzehntes Kapitel.

Das Herz rühme sich seiner Tugend nicht, das nie mit Versuchungen gekämpft hat!

Caroline war bey der allereinfachsten Erziehung aufgewachsen. Ihr Vater, welcher in Chursächsischen Diensten als Hauptmann gestanden war, starb, da sie noch das sechste Jahr nicht erreicht hatte. Seine Hinterlassenschaft war äusserst gering, und würde lange nicht zur nothdürftigsten Unterhaltung seiner zurückgelassenen Witwe und Tochter hingereicht haben, wenn nicht der Fürst, in dessen Dienst er als Hauptmann gestanden war, ein kleines Gnadengehalt für sie ausgesetzt hätte, von dem sie in einem vogtländischen Landstädchen sehr bürgerlich lebten. Caroline sah daher niemals die große Welt. Ihre Mutter und etliche junge Freundinnen aus dem Städtchen, waren ihr einziger Umgang. Noch hatte sie das dreyzehnte Jahr

nicht erreicht, als sie auch ihre fromme Mutter verlohr. Nothgedrungen übernahm nun ihr alter Oheim zu Sippstein die verwaiste Caroline und erzog sie noch eingeschränkter als sie bisher gelebt hatte. Vierteljahre lang kam oft kein fremder Hund in das Schloß; denn der alte Herr Oheim war mürrisch, und mochte seinen Gästen immer lieber auf den Rücken als ins Gesicht sehn. Sein einziger Sohn sogar, der als Regierungsrath am herzoglichen Hofe zu Gotha lebte, kam oft Jahre lang nicht zu ihm, weil er den Zuspruch allemal mit bittrer Langweile bezahlen mußte. Nur der Prediger von Sippstein konnte sich in die Launen des alten Herrn richten, und galt daher viel bey ihm. Caroline wuchs unter diesen Umständen in ländlicher Einfalt empor, ohne die Welt und ihre Verführungen kennen zu lernen.

In eben der ländlichen Einfalt, und von lauter guten Menschen umringt, lebte sie darauf in Traubenheim. Jetzt aber nahte sich die Stunde der Versuchung. Moritz von Schleich, der als Kammerjunker in Anspach sich aufhielt, kam mit seiner Schwester im Frühlinge 1704 auf sein Rittergut Langenhausen, um da den Sommer zuzubringen. Er war beständig von jungen Hofleuten aus Anspach belagert. In seinem Schloß herrschte nichts als Spiel und Tanz, und auf der Fluhr umher Jagd und Peinigung des armen Wildes. Nächst dem streifte er in der ganzen Gegend mit seiner Gesellschaft herum, sich die Zeit zu verkürzen, die ihm, als einem Menschen, der auf Gottes Erde nichts arbeiten konnte und mochte, gleich zum Ekel ward.

Kein Ort in der Runde schien ihm aber zu seinen Streifereyen bequemer als Traubenheim. Es lag ihm wie dem Marter der Hühnerhof. Ein schöner und kurzer Weg; ein alter seelenblinder Hausherr und eine junge feurige Gemahlinn — das waren Umstände, bey denen unserm Junker der Zahn wässerte.

Vor Zeiten hatt' er das traubenheimische Schloß wie ein Stockhaus geflohn. Therese war in seinen Augen eine Bethschwester, und Gustav ein Dorfschulze. Nun aber gelüstete dem Spürhund nach dem sonst verschmähten Revir. Die Krankheit des alten Herrn war ein feiner Vorwand für ihn, mit Ehren in ein Haus zu kommen, das er nie noch betreten hatte.

Den ersten Besuch machte er ganz allein. Ihm gelang es, mit dem ehrlichen Gustav zu weinen, und dieser war schwach genug, Crocodils-Thränen, für Zähren des Mitleids zu halten. Neugierig und lüstern blickte dabey der Junker nach dem schönen, rothwangigen Weibe; streichelte, der Mutter willen, den kleinen Sohn, und wiederholte den Besuch bald darauf in Gesellschaft seiner Schwester, die eben so wenig als er im Rufe der Heiligkeit stand. Auch dießmal schien er sich um die gnädige Frau nur so viel zu kümmern als der Wohlstand forderte; desto mehr aber schwatzte er mit ihrem schlagflüssigen Gemahl, von Krankheits-Angelegenheiten, vom Langenhäuser Neuriß und vom jungen Anflug des Waldes. Er schlug eine Spazierfahrt nach Langenhausen vor, und Gustav, von seinen Thränen und Liebkosungen bezaubert, kam zum Gegenbesuch, eh eine Woche vergieng.

Mit ausgestreckten Armen flog ihm der Junker entgegen; hob ihn selbst aus dem Wagen, und führte ihn mit hocheigenen Händen die Treppe hinauf. Im Zimmer war, wie gewöhnlich, fremde Gesellschaft. Wie von ohngefähr kam Musik; es gieng zum Tanz, und Caroline gebehrdete sich, nach einem so langen trübseligen Winter, wie ein Vogel, der dem Käfig entwischt ist. Im Reihen drückte Moritz gar zärtlich ihre Hand, und war überhaupt so gefällig und galant, daß Gustav Verdacht schöpfte, gegen die Absichten des Junkers.

Zum Schrecken des kranken Herrn vergiengen keine 6 Tage, als Moritz mit einem ganzen Zug seiner wackern Gesellschaft, schon wieder in Traubenheim eintraf, um sich zu erkundigen, wie die Spazierfahrt angeschlagen ist. Man spielte, man gieng in den Garten, man lief alle Zimmer und Winkel des Schlosses durch, und Gustav, mit dem man vormals so traulich gekos't hatte, war gänzlich vergessen... Moritz von Schleich benützte indeß jeden Augenblick, der gnädigen Frau viel vorzuschwatzen von seinem Mitleiden; von ihrer trüben, traurigen Lage; von den lustigen Zerstreuungen am anspacher Hofe; vom Elende des Landlebens im Winter und dergleichen. Er empfahl ihr, zur Aufheitrung, fleißige Spazierfahrten, und konnte nicht genug versichern, wie angenehm ihre fernern Besuche seiner Schwester seyn würden.

Auf der Seite hatte Caroline noch nie ihr Schicksal betrachtet. Sie sah bisher noch immer auch auf

das mit untergemengte Gute; nun aber allein auf ihr Unglück. — Das wollte, das suchte der Junker; denn der erste Schritt zur Verführung ist, daß man den Menschen unzufrieden macht mit seinem Zustande, und ihm angenehmere Lagen vorspiegelt.

Täglich züngelte nun Caroline nach Zerstreuungen; aber Gustav hatte keine Lust wieder nach Langenhausen zu fahren. Vergebens drängt und treibt sie; vergebens schützt sie vor, daß eine Spazierfahrt zu seiner Wiedergenesung mehr beytragen würde, als zehn Apotheken. Gustav ist zu allem bereit, nur für Langenhausen hat er kein Ohr. Er ist sogar schwach genug, ihr merken zu lassen, warum ihm Langenhausen nicht ansteht und seine selige Therese mit Thränen zurück zu wünschen.

Hätte Gustav nur allein Eifersucht gehegt — je, dann würde Caroline sich leicht getröstet und bey sich gedacht haben: Sey froh, wunderlicher Mann, daß du ein Weib hast, das schön, jung und artig genug ist, auch andern zu gefallen und dich eifersüchtig zu machen! Aber daß er noch seiner Therese das Thränen-Opfer brachte; daß er, nach Art und Weise der meisten Witwer, seiner ältern Geliebten den Vorzug vor der jüngern zugestand — das war unverzeihlich in den Augen seiner Gemahlinn; denn beym Vergleiche mit Andern will Jede gewinnen, Keine verlieren.

Gott, ach Gott! rief Caroline mit Schluchzen: bin ich nicht ohnedieß elend genug, daß du mich noch elender machst durch eifersüchtige Grillen? Wie gern

wollt'

wollt' ich deiner seligen Therese das Glück vergönnen, statt meiner deine Krankenpflegerinn zu seyn! Aber so geht es, wenn junge Mädchen sich bethören lassen vom Zureden eines alten grämlichen Oheims!

Dieß sagte sie mit einem Tone der Verzweiflung; gieng in das Nebenzimmer, warf sich aufs Bette und weinte, daß eine Thräne die andre schlug; kam dann mit rothen Augen zu ihrem Gemahl zurück, war ungefällig, zählte ihm ihre bisherige Sorgfalt und seine Undankbarkeit an den Fingern herab, und bestärkte dadurch seinen Verdacht.

Zum Unstern erschien an eben dem Tage Moritz, der zudringliche Gast, schon wieder, und fand die gnädige Frau ganz verstimmt und niedergeschlagen. "Was ist Ihnen, meine schöne gnädige Frau?" fragt er mit scheinbarem Mitleiden; aber seine Augen blicken dabey unter den Wimpern hervor, wie Räuber aus dem Busche. "Ach lassen Sie mich! lassen Sie mich!" erseufzt sie. "Meiner Leiden seh ich kein Ziel!"

Das war eine Stimme, die der Niederträchtige längst gern gehört hätte; denn das Weib, das einmal anfängt über häusliche Verfassung zu klagen und Ehstands-Zwiste zu offenbaren, ist schon halb in den Stricken des Verführers.

Ach, vergeben Sie solchen Schwachheiten! sagt der Junker mit einem herzlichen Händedruck. Freudenhaß und Eifersucht sind gewöhnlich bey Geistes- und Körperschwäche. — Freylich aber können Sie sich nicht in alle Mißlaunen Ihres Herrn Gemahls fü-

gen,

gen, meine liebste gnädige Frau, wenn Sie nicht eben so tiefsinnig werden wollen als Ihre verewigte Frau Vorfahrerinn. — Man ist sich selbst der Nächste, und muß in solchen Fällen thun, was man vor sich selbst verantworten kann. — Vorwürfe schwacher alter Personen muß man mit Leichtsinn übersehn. Es sind Krittelreden, die ihnen in schwachen Augenblicken entfallen, über die sie selbst nichts denken.

So hatten Wulfing und Ehrlich noch nie mit ihr gesprochen. — Dafür aber war sie bisher gelassen im Leiden und getreu ihrer Pflicht. Nun aber sank sie in tiefes Nachsinnen und war ungewiß, wen sie hören und wem sie folgen sollte.

Der Lasterhafte, der einmal anfängt mit sich selbst uneins zu werden, der sich Vorwürfe macht und widerlegt, dann unentschlossen ist, was er thun oder lassen soll, ist schon auf dem Wege der Besserung. Weit gewisser aber ist der Tugendhafte, der für reizende Fehler im Voraus Entschuldigungen sucht, auf dem Wege des Verderbens. — Kommt dazu noch unverdienter Argwohn, von Seiten anderer, so daß er böser Absichten beschuldigt wird, wo er sich keiner bewußt ist: so fällt er um so viel leichter in die Fehler, deren man ihn schuldig oder fähig hält, entweder um sich zu rächen; oder auch, weil er den Verdacht lieber verdienen, als unverdient tragen will. Nun fehlt nichts mehr, als ein Verführer, der Fehltritte beschönigt und vorläufig das Gewissen einschläfert — dann gute Nacht Tugend!

Ca-

Caroline, mit den Ränken der Verführungskunst unbekannt, vermochte bey solchen Umständen nicht zu widerstehn. Zwar kämpfte sie viel mit sich selbst:

"Wie lange wirds auch noch dauern? wie schnell kann alles vorüber seyn!" sagte sie zu sich selbst. — "Aber es kann auch noch Jahre lang währen!" dachte sie wieder.

"Er meynt es so böse nicht: selbst seine Eifersucht ist Liebe; — aber mit lauter Gutmeynen bringt er mich ins Grab, oder macht mich wenigstens so tiefsinnig als meine Vorfahrerinn war."

"Er kümmert und kränkt sich, und ist ohnedieß elend genug; — aber bin ich nicht eben so elend? kränkt mich sein unverdienter Verdacht weniger, als ihn mein unschuldiges Betragen?"

"Er war doch sonst ein liebevoller Mann; — aber was nützt mich im heurigen Frost der vorjährige Sonnenschein?"

"Er hat mich von meinem schlimmen Oheim erlös't; — aber bin ich nicht vom Regen in die Trause gerathen?"

"Er hat mich aus meiner Dürftigkeit gerissen und hinterläßt mir ein gemächliches Auskommen; — aber macht denn Geld und Gut glücklich? und hätt' ich nicht auch durch die Hand eines jungen zärtlichen Gatten eben das erhalten können? verdient nicht ein sechs und zwanziges jähriges Mädchen eine Grafschaft, das sich einem sechs und sechzig jährigen Wittmann in die kalten Arme wirft?"

"Wenn

"Wenn er todt ist, werd' ich mich kümmern und mir Vorwürfe machen; — aber warum? bin ich nicht unschuldig? . . und Moritz hat recht: es thut dergleichen seelenschwachen Leuten nicht so weh als man denkt. Ihre Grillen sitzen nur auf der Zunge, nicht im Herzen."

"Die Welt wird mirs verargen; — aber man muß in dergleichen Fällen thun was man vor sich selbst verantworten kann, sagt Moritz. Und soll ich der Splitterrichter wegen schon jetzt die Witwentracht anlegen?"

"Nach Langenhausen soll ich nicht, sonst überall hin; — aber warum nicht an den einzigen Ort, wo mirs gefällt? Soll ich meinen freyen Willen einem Kerkermeister übergeben? und wär es nicht schwarzer Undank, wenn ich die Freundschaft so edler Menschen, die mich nie mit einem Auge beleidigt haben, die mir mit so viel Liebe zuvorgekommen sind, mit Gewalt von mir stieße?"

So stritt Caroline mit sich selbst. Sie war Klägerinn, Advocat und Richter in der eigenen Sache; behielt also Recht, und sank jeden Tag tiefer ins Verderben.

Merkt es, die ihr euch stark dünkt im Guten: der sicherste Wandrer ist dem Falle am nächsten! Merkt es, die ihr euch selbst gefallt mit eurem weichen, fühlenden Herzen. Das beßte Herz ist in doppelter Gefahr, wenn es nicht durch Welt- und Menschenkenntniß gelenkt wird.

Merkt es, die ihr euch hoch vermeßt über eurer Unschuld und aufs gute Gewissen trotzt: Die Handlung ist nicht gut, für die man bey sich selbst hundert Entschuldigungen braucht. Scheinausflüchte schläfern das böse Gewissen zwar auf kurze Zeit ein; aber sie machen kein gutes. Die Scheingründe, mit denen man unrechte Thaten bemäntelt, sagte der Pfarrer Ehrlich, sind wie einige Hände voll Erde, mit denen man einen nackten Felßen bestreut. Der erste Platzregen führt den Scheingrund weg, und der öde Steingrund guckt wieder hervor. Jeder Mensch weiß Entschuldigungen für seine Fehler; aber nur der hat ein gutes Gewissen, der keiner Entschuldigung bedarf.

Eine Handlung, die wir nicht geradezu wie sie ist, ohne Verdrehung und Beschönigung, jedem Rechtschaffenen im Nothfall erzählen dürfen, an die wir nicht, selbst auf dem Sterbebette, mit getrostem Muthe zurückdenken können, ist nicht gut und beschwert unser Gewissen. Das Gewissen selbst aber ist für uns, ehe wir fehlen, ein Zaum, und wenn wir gefehlt haben, eine Geissel.

Neunzehntes Kapitel.

Der gute Herr! — Er fault schon lange— Ihm waren alle Bauern gut!

Niemand war bey Gustavs Klagen und Carolinens Leichtsinn verlegener als Wulfing. "Hätt' ich nicht den

den letzten Rath der seligen Therese wieder auf die Bahn gebracht, so würde Gustav nie daran gedacht haben, ihn zu befolgen. — Das alles hätt' ich voraussehn können und sollen. Ist das nicht die gewöhnliche Folge von ungleichen Ehen? Und was nützt uns ein Erbherr aus der Familie, wenn er nicht wird was sein Vater war? und muß nicht der Knabe bey der Erziehung, die er nun ohne Zweifel bekommt, ein zweyter Herr von Sturm werden?" — So sagte der Vogt bey sich selbst und machte sich Vorwürfe.

Vergebens bemühte er sich, die gnädige Frau durch andre Zerstreuungen von Langenhausen abzuziehn, und durch Vorstellungen den alten Herrn zu gewinnen. Vergebens hielt Ehrlich bey jeder Gelegenheit Lobreden aufs gute Gewissen; auf die Geduld und auf eheliche, beharrliche Liebe. Vergebens ermahnte er, in vertrauten Gesprächen, zur Nachsicht gegen den alten, innigst guten, aber nun schwachen und kranken Mann. Alle Versuche des Pfarrers und Vogts schienen Dünger aufs Unkraut. Nichts vermochte die gnädige Frau für Langenhausen schadlos zu halten. — Je mehr Schwierigkeiten sie fand, desto heftiger ward ihre Neigung. Moritz von Schleich bemerkte sogleich den Stein, der ihm im Wege lag, und ließ keine Gelegenheit vorbey, den Pfarrer als einen engherzigen Frömmler und den Vogt als einen herrschsüchtigen Grobian, beyde aber als Urheber der Eifersucht des gnädigen Herrn anzuschwärzen.

Das wirkte wie Feuer im Zunder. Caroline hielt nur jede Vorstellung des guten Predigers für Frömmeley, und haßte jeden Rathschlag ihres Vogts, als Herschsucht.

Gustav war indeß tief betrübt über seinen Zustand. Sein körperliches Unvermögen hätt' er noch gerne getragen; aber schwer lag ihm der Kummer auf dem Herzen: "Caroline ist meiner und meiner Leiden nun überdrüssig: ich soll sterben und kann nicht!".. Gott, ach Gott! rief er oft aus, wenn er mit Wulfing und Ehrlich alleine war, was hab ich gethan! Gleich und gleich muß glücklich gehn, was ungleich ist, kann nicht bestehn! — Ach, fromme Therese, du hast mir nur Einmal zum Unglück gerathen; aber ich bin unaussprechlich elend! Dabey zog er die Mütze vom Kopf und hob sie mit beyden Händen weinend gen Himmel. Dann drückte er den kleinen Heinrich an seine Brust: "Ach Schmerzenssohn! wenn du nur ein guter Mensch wirst! Lieber Wulfing, sorg Er einmal, wenn ich todt bin, für den Jungen, und sey Er sein Freund, wie Er der Meinige war!"

So währte der Kummer auf Seiten Gustavs und der Leichtsinn auf Seiten seiner Gemahlinn bis gegen das Spatjahr fort, als ein wiederholter Schlagfluß sich einfand und unsern Gustav fast aller Sinnen beraubte. Die Sprache war ihm nun ganz entfallen. Gegen das Verhalten seiner Caroline war er itzt gleichgültiger als sie gegen seine Leiden, und Moritz von Schleich hatte nun freyes Gewerb. — Das fühlte niemand so sehr als Wulfing, der die ganze Feindschaft des Junkers empfinden mußte. Caroline zog

sich

sich ganz von ihrer bisherigen Gesellschaft ab und hatte keinen Vertrauten als ihr Kammermädchen und das Schloßvolk von Langenhausen. Mit letzterm spielte sie viel in der Karte; verlohr ganze Summen auf Einmal; forderte diese mit aller möglichen Derbheit aus der herrschaftlichen Casse; fuhr mit dem Meyereygespann nach Langenhausen, wenn die Feldarbeit am dringendsten war; sah ihre vormalige Freundinn Rosina nur über die Achsel an; selbst ihr Heinrich war ihr nicht mehr so theuer als sonst, und dieser ward, was Kinder in solchen Fällen gewöhnlich zu werden pflegen — gleichgültig gegen seine Mutter.

Frau Liebrichinn besorgte zwar die Wirthschaft; pflegte mit zärtlicher Sorgfalt des gnädigen Herrn; nahm sich des kleinen Heinrichs mütterlich an; aber bey alle dem war das Traubenheimer Schloß, in welchem sich sonst alle häuslichen Freuden versammelten, wie eine neu eroberte Festung. Alles gieng durch und gegen einander. Unter dem Gesinde war nichts als Hader und Klatscherey Die gnädige Frau hieng immer denen an die ihr am schönsten thaten, und den Vogt und Pfarrer am beßten verleumdeten. In dieser Kunst war niemand geübter als ihr Kammermädchen. Moritz von Schleich, oder vielmehr seine Schwester, hatten den jungen Hausteufel empfohlen, und dieser war dafür so dankbar, die gnädige Frau Gebietherinn fleißig nach Langenhausen zu begleiten und nach der Langenhäuser Schloßluft zu drehn.

Es war im Oktober 1704, als beyde wieder einmal das Fräulein von Schleich, oder vielmehr ihren

Bruder Moritz besuchten. Frau Liebrichinn, Maria und der kleine Heinrich sind indeß allein im Zimmer bey dem gnädigen Herrn. Er sitzt, wie gewöhnlich, in seinem Lehnstuhl. Auf einmal sinkt er vor sich nieder. Marie fängt ihn auf. Frau Liebrichinn ruft alles Gesinde zusammen. Auch Ehrlich, Wulfing und Lieberich sind in den ersten Minuten zur Hand. Gustav hebt schwer aus der Brust; alle Sinnen sind verschwunden; der kalte Todtenschweiß rinnt über seine blasse Stirne, und ehe man noch mit ihm das Bette erreicht, ist Gustav, der Redliche, in den Armen seiner Freunde, nach einer drey und siebenzigjährigen Wallfahrt, verschieden. Ein Eilbote wird nach Langenhausen geschickt. Unzählige Thränen fließen um das Sterbebette des Gerechten. Wulfing und Ehrlich fassen und drücken, unter Schluchzen, seine kalten Hände. Fast in allen Hütten des Dorfs ist Heulen und Wehklagen, wie um das Sterbebett eines Vaters.

Indem komt Caroline von Spielen und Scherzen zurück in das Haus des Elends und Jammers. Wie eine Rasende dringt sie durchs Gewühl der Umstehenden durch bis vor das Todtenbette. Die Last ihrer Verirrung liegt schwer auf ihr. Sie stürzt sich über den Leichnam, küßt die kalten Wangen des Erblaßten, und tobt vor Schmerz, wie ein Mensch, der mit Gott hadert. —

Ehrlich, der es wohl wußte, wie wenig ein Trost oder irgend eine Vorstellung an überworfenen Menschen haftet, stand bloß und schaute mit starrem Blick auf sie hin. Die Trostlosigkeit und das zügellose

Jam-

Jammergeschrey der gnädigen Frau schien ihn weder zu befremden, noch zu rühren. — Es war als erwacht' er aus Träumen, als ihn Wulfing auf die Seite zog.

(Beyde allein.)

Wulfing. (Dem Prediger um den Hals fallend.) Ach lieber Ehrlich, der Tod Gustavs gibt uns unsre Caroline wieder! — Sie ist heftig erschüttert, und wird umkehren von ihrer Verirrung; aber wir dürfen nun nicht säumen, den Augenblick zu benützen . .

Ehrlich . . . . an dem nichts zu verlieren seyn wird. Caroline gefiel mir nie weniger als jetzt.

Wulfing. Wie? was? warum?

Ehrlich. Platzregen überschwemmen nur, aber sie dringen nicht ein und bessern das Land nicht!

So wenig auch Ehrlich, der Menschenkenner, von Carolinens Reue erwartete: so ließ er doch die Gelegenheit nicht unbenützt; aber unrathsam schien es ihm, ihr in der ersten Aufwallung des Kummers mit den Gesetztafeln in den Weg zu treten. Erst am folgenden Morgen gieng er zu ihr allein auf das Zimmer. Ihr Schmerz war nach einer durchweinten Nacht nichts weniger als gestillt; aber doch gemäßigt. Ach Herr Pfarrer, ich bin tiefgebeugt! ruft sie ihm beym Eintritt entgegen. — Nach einer kurzen Unterredung sagt sie: Nichts kränkt mich bey dem Falle so sehr: als daß ich ihm nicht noch die Hand drücken, ihn bey meinen Thränen beschwören konnte, mir seinen Segen zu geben. — Wir erwarten ein zukünftiges Leben, erwiedert der Pfarrer. Wir werden uns wiedersehn; und das Lebe-

wohl, das wir hier einander nicht sagen konnten, wird sich dort in ein ewiges Willkommen verwandeln. Wohl dem, der getrost und mit lauterm Gewissen seine Erdenfreunde dort wieder umarmen kann!

Ach, das ist Trost, der mich betrübt! schluchzt Caroline.

Warum, meine gnädige Frau! fragt der Prediger, warum liegt für Sie kein Trost im Wiedersehn? Wenn mich das Schicksal von meiner Rosina trennte: so wüßt' ich keinen kräftigern als den: Liebes, gutes, treues Weib! Nur auf kurze Zeit trennen wir uns: — dort finden wir uns wieder, wo unsre Liebe noch lauterer und ewig seyn wird. Wie du meine treuste Gefährdtinn warst in dieser, so wirst du auch meine erste Freundinn seyn in jener Welt!

Diese Rede, die Ehrlich mit bebender Stimm' und glühendem Angesicht sprach, fiel Carolinen schwer auf das Herz. Sie barg ihr Gesicht in das Sacktuch, und weinte fast trostlos. Ach! sprach sie endlich mit gehemmter Stimme, — mir bangt vor dem Wiedersehn, wie vor der Zusammenkunft mit einem beleidigten Freund.

Eben wollte der Pfarrer die Antwort ergreifen und ihr an das Herz dringen; aber zur ungelegensten Stunde trat Fräulein von Schleich in das Zimmer. Mit der geziertesten Wendung schlug sie schon unter der Thüre beyde Hände zusammen, schlang die Finger in einander, und kehrte die Ehlenbogen auswärts: Ach, meine gnädige Frau! schrie sie wie in voller Bestürzung, und fiel ihr mit Schluchzen um den Hals. Dann grüßte sie den Pfarrer, über dessen Gegenwart

sie eben so betroffen war als er über ihre Ankunft, mit vornehmen Kopfnicken; zog das einbalsamirte Schnupftuch heraus und schrie unaufhörlich: Ach was haben wir erlebt! — Gott stärke Sie, meine liebste Caroline! — Ach was hab ich für eine Nacht gehabt! — Mein Bruder versichert Sie des herzlichsten Mitleids. — Er ist krank vor Schrecken — Es ist übermenschlich, daß ich schon wieder ausser Bett seyn kann ꝛc ꝛc ꝛc. Und dabey weinte sie so trillernd und schön, als ob sie's nach Noten gelernt hätte.

So gieng das Geschluchz, Geplauder und Händeringen unablässig durcheinander, ohne daß Caroline nur Einmal zur Antwort kam; Ehrlich aber, der es einsah, wie wenig er in einer solchen Gesellschaft ausrichten würde, schlich sich im vollen Verdrusse davon. Das ganze Beyleid der Schwätzerinn war indeß Heucheley, und das Vorgeben der Krankheit ihres Bruders eine höfliche Lüge. Der feige Wohllüstling, viel zu furchtsam, ein Haus zu betreten, worin eine Leiche noch lag, saß frisch und gesund zu Langenhausen. Gustav war ihm bis ins Schlafgemach schrecklich. Jedes Geräusch der Nacht machte ihm Herzklopfen wie eine Todten-Erscheinung; desto tapferer aber war er den Tag über im Kreisse seiner lustigen Brüder. Sichtbar funkelte die Freud' aus seinen Augen, daß Gustav zu seinen Vätern versammelt war; denn itzt erst hoffte er der schönen Witwe sich ungestört freuen zu können.

Seine Schwester war indeß so glücklich, die gnädige Frau ganz auf die vorige Bahn des Leicht-

sinns zurück zu plaudern. Was ließ sich auch anders erwarten? — Der elendeste Schwätzer, der uns recht gibt, wo wir gefehlt haben, der das erwachende Gewissen durch Vorspieglungen einwiegt, ist uns immer willkommen; selten aber der ehrliche Mann, der uns die Wahrheit sagt, oder wenigstens nicht widerspricht, wenn wir selber sie fühlen. — So gilt in den Augen des Volks der elendeste Marktschreyer, der eingewurzelte Schäden mit Waldsalbe geschwind zuheilt, ob er gleich den Kranken damit ermordet, meistentheils mehr, als ein verständiger Arzt, der die Ursache des Uebels erst wegschafft und die Wunde dann langsam, aber ohne Gefahr, zufallen läßt.

Fräulein von Schleich war überdieß nun eine Zeit lang beständig um die gnädige Frau; schlief in Einem Zimmer mit ihr, und betäubte sie den langen Tag über mit ihrem Geplauder so sehr, daß Caroline selbst am Beerdigungs-Abend ihres Gemahls kaum zu sich selbst kam.

Nach Gustavs eigener Verordnung sollte sein Leichnam des Nachts, ohne Geräusch, an der Seite seiner seligen Therese beygesetzt werden; aber unbeschreiblich war der Auflauf des Volkes im Schloßhofe. Kaum war der Sarg auf dem Trauerwagen, als schon einige Bauern des Dorfs mit ihren Pferden herbey kamen und das Meyerey-Gespann zurück drängten. Ach! riefen sie mit Schluchzen, sollen wir die Ehre nicht haben, unsern guten Vater zu Grabe zu bringen? — Zurück mit den Meyerey-Pferden! rief Wulfing, und die Bauern führten drey Paar Rosse zum Wagen. Die Mähnen

und das Geschirr waren mit Flohr durchflochten, der auf den Seiten herabhieng. Auf jedem Sattelpferde saß ein Junge, mit Flohr auf dem Hut, im festlichsten Putz. Einige Fackeln flammten voran, und so gieng der Zug, unter dem Geläute der Glocken, zu welchem das allgemeine Heulen des Volks fürchterlich tönte, bis zum Gottesacker ausser dem Dorfe. Mehr als funfzig junge Leute standen mit Holzfackeln um die Kapelle. Der Himmel war heiter und gestirnt, aber über der Begräbnißstätte hieng traurig eine schwarze Dampfwolke, die von dem Feuer aufstieg.

Vor dem Eingange der Erbgruft ward der Sarg auf die Bahre gesetzt und geöffnet. Alles drang herbey, zum letztenmal den gnädigen Herrn zu sehn. Viele druckten ihm noch die kalten Wangen. "Ach solch einen Vater bekommen wir nicht mehr! Gott lohn' ihm in der Ewigkeit!" Der eine sagte dieß, der andre jenes zu seinem Lobe. Seine Freundlichkeit, Herablassung, Uneigennützigkeit und thätige Menschenliebe, sein Eifer, sein Ernst, seine Freygebigkeit fürs gemeine Beßte, kurz, jede seiner ruhmvollen Eigenschaften wurde zum Abschied geprießen und mit Thränen gesegnet; aber mit keinem Namen der gnädigen Frau gedacht, — zum gewissen Merkmal, wie wenig Trost das ganze Volk sich von ihr versprach.

Niemand war bey dieser Todtenfeyer betrübter als Wulfing, Ehrlich, Lieberich und Ortmann. Sie standen zunächst an der Bahre, und sahen mit schwimmenden Augen auf den Sarg hinab, der den Ueberrest ihres edeln, ihres menschenfreundlichen Herrn umschloß.

Indeß kamen die Träger, um die Leiche zu bedecken und in die Gruft zu bringen. Haltet! rief Ehrlich, und wandte sich in tiefster Rührung gegen das Volk.

† † †

– "So stehn arme Waisen" – sprach er mit bebender Stimme – "so stehn arme Waisen um das Sterbebett eines fleißigen, treuen und liebreichen Vaters, wie ihr, meine lieben Traubenheimer, nun da steht um den Sarg eures menschenfreundlichen Herrn. Eure Thränen sind die beßte Lobreden auf ihn! – Ach, es ist ein seliger Anblick, um den Sarg eines Herrn, dessen Unterthanen Thränen des Danks weinen zu sehn! Es wird einem dabey so wohl und so weh um das Herz; aber Heil dem Menschenfreunde, der solche Thränen verdient! .... und diese verdienst Du, Vater Gustav, vor allen, der Du nun ruhst von Deiner Arbeit und die Früchte der Werke genießest, die dir nachfolgen."

(Indem er ihm die kalte Hand drückt.)

"Nimm diesen letzten Druck der Hand von mir, Du Menschenfreund! Zwar fühlest Du nicht mehr diesen heißen Händedruck; aber er sey doch ein Sinnbild unsres Dankes, unsrer Liebe! und die Thränen, die wir Dir nachweinen, seyen Perlen in Deiner Siegerkrone!" – –

(Lautes Weinen.)

"Wo ist ein Vater seiner Kinder, der ein Thränenopfer mehr verdienet als Er, an dessen Sarge wir weinen? ... Wo ist der Bedrückte, den Er nicht gehört und geschützt? der unschuldig Nothleidende,

dem

dem Er nicht aufgeholfen? und der Rechtschaffene, den Er nicht ermuntert hat?"

(Allgemeine Stille.)

"Wer gab euch, was eure Väter sechzig lange Jahre vergeblich wünschten, eine eigene Kirche? — Wer entzog sich selbst so manche Herrlichkeit des Lebens, um Euch beystehn und Eure Lage erleichtern zu können? — Wer unterstützte, zum Besten eurer Jugend, die Freyschule, deren selige Stifterinn unter jenem Rosengesträuch schlummert? — Wer veredelte die Fluhr unsers Dorfes durch Feld und Wald, ohne dabey auf eigenen Vortheil zu sehn? — Wer gab euren Häusern geschicktere Wirthschafterinnen und eurem Leibe gesundere Pflege? — Wer machte euch frey von Betrügern und drückenden Schulden? — Wer schaffte dem Dorfe Credit über alle Dörfer im Umkreis? — Wer legte den Grund zur Wiederaufnahme der Gemeinkasse? — Wem verdanken wir hauptsächlich den glücklichen Zustand unsrer Dorfspolicey? — Wer half vor allen eure Sitten geschlachter und eure Herzen lenkbarer machen?"

(Das ganze Volk mit Schluchzen.)

Gustav! Vater Gustav! Gott vergelt' es ihm ewig!

"Dank dir, o Gott! du hast ihn uns gegeben, diesen innig geliebten Vater! du nahmst ihn auch wieder! Du wirst uns nicht Waisen lassen! Dein Name sey gelobet!"

"Ihr aber, liebe Traubenheimer, ihr Zeugen der Wahrheit am Sarge dieses Edlen, suchet, wie er, ehr=

ehrliche Namen hinter euch zu lassen, und so zu leben, daß, wenn ihr auch einmal da liegt mit kalten gefalteten Händen, euch fromme Christen beweinen und segnen. Laßt keine der guten Anstalten, die Vater Gustav angefangen oder schon ausgeführt hat, wieder zurück gehn! Machet vielmehr das schon Ausgeführte noch vollkommener und vollendet das Angefangene! Bey diesen kalten Händen, die für euch so wohlthätig waren; bey diesem stockenden Herzen, das für euch so väterlich schlug; bey diesen erloschenen Augen, die für euch so sorgfältig wachten; bey diesem geschlossenen Munde, der euch so oft und so liebreich ermahnte, beschwör' ich euch!" —

"Mein und euer Freund Wulfing, dieser treue Mithelfer und Vertraute des seligen gnädigen Herrn, wird seine Sorgfalt verdoppeln, um euch den Verlust, so viel möglich, zu ersetzen. Erkennet aber und belohnet auch seinen Diensteifer, seine Menschenliebe, durch verdoppelte Folgsamkeit!"

(Das Volk.)

Das wollen wir! das schwören wir!

"Amen! — Du hast es gehört, dieses feyerliche Gelübde, guter Gott! Erhöre nun auch unsre kindliche Bitte, um die Wohlfahrt unsrer verwitweten Mutter Caroline! Ihr Herz müsse sich stets zu uns neigen mit Mutterhuld, und das Glück Ihrer Unterthanen Ihr Wunsch und Ihr Glück seyn! Ihr Sohn, unser theurer Erbherr Heinrich, wachse empor, wie ein Baum an Wasserbächen, daß wir unter seinem Schatten einst Ruhe finden und sicher wohnen! Der

Geist

Geist seines Vaters ruhe siebenfältig auf ihm; der Segen seiner Unterthanen müsse auch ihm nachfolgen in die Ewigkeit!" —

"Und nun, verklärter Vater Gustav! noch Einmal unsern Segen, unsern Dank und unsre Thränen; — Du aber, Hülle des Menschenfreunds,

Schlaf wohl, bis alle Welt erwacht,
Schlaf wohl — zu tausend guter Nacht!"

Zwanzigstes Kapitel.

Der Tod eines ehrlichen Mannes macht einem Heuchler Platz. Heinrich erhält einen Vormund. Caroline verläßt Traubenheim.

Kurz vor Gustavs beweintem Ende hatte Schulz Ortmanns jüngste Tochter mit einem Bauersmanne in Purrbach Verlöbniß gehalten. Nun nahte der Hochzeittag heran. Der Brautwagen stand vor der Thüre, und alles war geschäftig ihn mit Hausgeräth zu bepacken. Niemand war aber geschäftiger als der vergnügte Vater. Der Jugend des Dorfs, die sich vor dem Hause versammelt hatte, der Braut Lore das Lebewohl zu sagen, trug er selbst Wein und Brod hinaus in den Hof, und machte den Schenkwirth. Kinder, sagt er, trinkt und seyd vergnügt; aber unterlaßt mir das Schiessen! — Ach ja, rufen die Jungen, das thun wir ohnedieß nicht im Dorfe. — Das weiß ich, erwiedert Ort-

mann;

mann; aber unterlaßt es auch ausserhalb. Man kann nicht vorsichtig genug seyn. So ein Spaß könnt' einem das Leben kosten. Die Pferde sind das Schießen nicht gewohnt, und ihr selbst könntet ein Unglück haben. —

Der Wagen war indeß völlig bepackt. Die Pferde flatterten von rothen Bändern; der Brautrocken stand voller Flittern auf dem Gepäck und eine geschmückte Freundinn der Braut war eben im Begriff hinauf zu steigen; um sich, nach Landesbrauch, vor das Spinnrad zu setzen. Bleib mir doch Bäschen! sprach Ortmann. Der Wagen ist hoch und das Hausgeräthe nicht fest gepackt. Du bist doch auch gar zu sorgsam, Alter! fiel ihm die Hausmutter ins Wort. Laß doch den jungen Leuten den Spaß!

Alles gern, erwiedert Ortmann; nur das nicht! Den fröhlichen Tag möcht' ich mir nicht durch ein Unglück verderben lassen... Aber seht doch ihr Leute, was das gepackt heißt! warum habt ihr nicht Strohbausche zwischen die Ketten geschoben?

Je, das Stroh war eben alle! — sagen die Verwandten.

Ei, dessen gibts ja Gottlob! noch, versetzt Ortmann, und geht geschwind in die Scheune.

Wo bleibt er doch so lange? fragen endlich die Leute vor dem reisefertigen Wagen, als er mit der Schütte nicht wiederkommt. Sein Schwiegersohn Fritz Rüdiger, der mit seiner ältesten Tochter Liese, die einst Lust hatte Frau Cantorinn zu werden, seit sechs Jahren verehlichet war, lauft hinab — und — welch ein Anblick! — ausgestreckt lag der gute Mann auf der Dreschtenne;

kenne; — das dicke Blut schoß ihm aus Mund und Ohren, und am ganzen Leibe war weder Regen noch Bewegen. —

Herr Jesu! Gott steh uns bey! rief Fritz, und fiel fast ohnmächtig auf ihn nieder. Alles eilte zusammen, und allgemeines Wehklagen erfüllte den ganzen Hof. Das Stangenwerk auf dem Gebälke, von dem er die Schütte nahm, war gewichen, und Ortmann elendiglich herabgestürzt. — Weib und Kinder, vorzüglich die Brautleute, waren ausser sich vor Jammer. Der Prediger wurde, während daß man den Verunglückten ins Haus brachte, herbey gerufen, weil damals noch kein Wundarzt im Dorfe war und Er in allerley Fällen Rath wußte. Mit der Bereitwilligkeit eines Dieners eilte der redliche Volkslehrer zu Hülfe. Groß wie sein Bestürzen und Mitleiden, war auch seine Sorgfalt für den Verunglückten. Er nahm schnell das Federmesser aus der Tasche, ritzte ein Paar Adern, ließ Essig über den Kopf schlagen, Fußbäder machen, und sonst noch allerley vornehmen.

Der ganze Hof war indeß voll Menschen, wie ein Gerichtsplatz, und eben so voll war anfänglich das Haus; aber der Prediger hatte das viele Volk aus dem Zimmer geschafft, weil es für einen Kranken oder Scheintodten höchst schädlich ist, unter den Ausdünstungen so vieler Leute zu liegen, und weil auch diejenigen, die helfen und beystehn wollen, von den müßigen Zuschauern gehindert werden. — Aber alle Vorsicht und alle Versuche waren vergebens. Ehrlich gab also noch einige Vorschriften wegen des Unglück-

lichen; tröstete die bestürzte Familie und verließ in tiefer Wehmuth das Haus des Jammers.

Lebt er wieder, oder ist er todt? Was macht er? rief ihm das Volk, das noch immer im Hofe war, entgegen. Er ist leider todt, der ehrliche Mann! — erwiederte der Pfarrer, und die hellen Thränen liefen ihm die Wangen herab. Allgemeines Schluchzen und Heulen war rings um ihn her. Ach Gott! das Unglück hat ihm geahnet, schrie das Volk; aber er dachte nur nicht, daß es ihn selber bedeute, darum war er für andre so besorgt.

Und mir ahnets, sagte der Pfarrer, daß es dergleichen Unglück in unserm Dorfe noch mehr absetzen wird, wenn ihr die Stangen auf dem Scheunengebälke nicht fest macht.

Er hat wahrlich recht, der Herr Pfarrer! rief Wilhelm. Nun sind schon drey Menschen so verunglückt, weil Ich mir nur denke, und niemand ist durch Schaden klug geworden; aber noch diese Woche müssen mir alle Stangen in meiner Scheune mit Leistnägeln befestigt werden. Man kann es vor Gott nicht verantworten, wenn man so was weiß, und dem Unheile nicht vorbaut. —

Ach ja, wir wollen es machen wie Wilhelm! rief alles Volk in der ersten Aufwallung. Ehrlich bestärkte es sehr in diesem Vorsatze; hieß den noch angespannt stehenden Brautwagen nach Purrbach abfahren, weil die Hochzeit nicht mehr konnte verschoben werden und gieng dann geraden Wegs zu dem Herrn Vogt, um auch mit ihm über bessere Vorkehr zu sprechen.

Des folgenden Tags versammelte dieser die ganze Gemeine vor der Dorfslinde; beklagte zuerst den traurigen Vorfall, der dem Dorfe einen redlichen Vormund, und ihm seinen treuen Freund und Gehülfen geraubt, und machte dann öffentliche Vorstellung, wegen Befestigung des Stangenwerks in den Scheunen.

"Das segne Gott dem wohledelvesten Herrn Vogt!" schrie Herrmann mitten aus der Versammlung hervor. "Haut um Haut, und alles, was ein Mann hat, läßt er für sein Leben. Ich bin in Gottes Namen der erste, der die Stangen auf dem Gebälke fest nageln läßt; aber dem Herrn Vogt können wir's nicht genug verdanken, daß er so für uns besorgt ist!"

Ei hört doch! sagen die Bauern einander ins Ohr, wie Herrmann so listig die Vögel beschleicht. Wäre durch das Unglück kein Schulzenamt ledig geworden, dann sollt' er, ohne Zweifel, wieder mit Prügeln drein werfen.

Wulfing hatte die nämliche Anmerkung bey sich selbst gemacht; aber er war doch froh, daß der Heuchler einmal, aus Nebenabsichten, ein gutes Werk unterstützte. Seyd ihr das alle entschlossen? rief er aus. Ja wohl! ja wohl! antworteten die Bauern. Nun so braucht man ja gar keinen Befehl anschlagen zu lassen, fuhr Wulfing fort; und euch, ihr Traubenheimer, macht euere Bereitwilligkeit Ehre.

Wohledelvester Herr Vogt, sprach Herrmann, es ist unsre Schuldigkeit zu folgen, wenn Er befiehlt, und ich denke, wir machen gleich Anstalt; denn in

solchen Fällen ists besser Heut als Morgen. Das Dorf kann ja gemeinschaftlich einen Boten zur Stadt schicken, und so viel Leistnägel, als nöthig sind, abholen lassen. — Das geschah auch am nämlichen Tage, und ehe noch Ortmann im Grabe lag, waren schon die meisten Scheunen des Dorfs besser verwahrt.

Der oben erzählte traurige Vorfall hatte den braven Prediger zugleich noch auf einen andern guten Gedanken gebracht. Auf sein Anrathen kaufte sich Herr Lieberich ein Paar Lanzetten, und lernte bey einem geschickten Bader nicht nur das Aderlassen, sondern auch die Kunstgriffe, die man bey plötzlich verunglückten Leuten anwenden muß, um sie, wo möglich, wieder ins Leben zu bringen, weil in Traubenheim kein Wundarzt war und in solchen Nothfällen doch schleunig geholfen werden muß. Und so dünkt mich, sollt' es auf allen Dörfern, die keinen eigenen Mann dazu haben, gehalten werden. — Wirklich hat Herr Lieberich in der Folge verschiedene plötzlich Verunglückte durch seine Geschicklichkeit gerettet, die wahrscheinlich gestorben seyn würden, wenn ihnen die schleunige Hülfe gefehlt hätte. —

So nimmt sich der weise Mann jedes Unglück zur Lehre. So benutzt der Volkskenner die rechte Zeit, um ein gutes Werk in Gang zu bringen! —

Ich bin und bleibe der Meynung, daß jeder gute Rath seine Wirkung unfehlbar thut, wenn man ihn zur rechten Zeit gibt; aber da sitzen die Gottsobersten und schlaunen und schwatzen, bis die rechte Stunde verstrichen ist; dann befehlen sie, und niemand achtet darauf!

"Ein Wort geredt zu seiner Zeit, ist wie goldene Aepfel in silbernen Schalen!"

Ein Paar Tage nach Ortmanns Begräbniß stand Wulfing am Fenster, sah das lange schöne Wiesenthal hinab, in welches eine Hauptaussicht des Meyerhofs geht, und ergetzte sich an dem gerade durch den Grund herabfließenden Bach, dessen Seiten schon damals mit jungen Weidenstämmen besetzt war. Vor ältern Zeiten krümmte sich der Bach in tausend Wendungen das Thal herab. Durch die vielen Krümmungen zur Rechten und Linken nahm er ungeheuer viel Land ein und riß, bey jeder kleinen Ueberschwemmung, sein Bett immer breiter, weil er an allen Ecken Widerstand fand. — Glücklicherweise floß das Wasser unter andern auch durch eine große herrschaftliche Wiese. Vogt Wulfing ließ also das Bett bey jeder Krümmung gerade durchstechen, mit beygeführtem Kieß und mit der neu herausgehobenen Erde den Grund des alten Betts ausfüllen, und dann den Boden mit Grassaamen besprengen. Dadurch gewann er in der einzigen Wiese über ein Viertel nutzbares Land. Die Anstösser bemerkten den Vortheil, machten es nach und besteckten auch, nach Wul-

fings Beyspiel, den Bach an beyden Seiten mit jungen Weidenstämmchen, von denen sie nach der Zeit viel Vortheil zogen. Nur Herrmann allein ließ es beym Alten. Seine Wiese zeichnete sich vor allen andern aus; denn das war die einzige, wo der Bach noch Zickzack lief und mit keinen Kopfweiden besetzt war. — Nun aber stand der Gernschulze mit vier Tagelöhnern und stach drauf und drein. — Aber der Mohr ändert leichter seine Haut und der Parder seine Flecken, als ein Heuchler seine Gemüthsart! — Wulfing war daher durch den Dienst allein vor Augen gar nicht zu blenden; denn er sah voraus, daß der Geist des Widerspruchs siebenfach würde zurückkehren, so bald Herrmann die Absicht, Schulze zu werden, erreicht haben würde.

Bald darauf kam der Heuchler selbst, machte dem Vogt tausend Schmeicheleyen, und rückte so nach und nach, während er der Amtleute und Rathsherren Regel bis auf 2 B. Chronik am 19ten anführte, mit seinem Anliegen heraus. Ohne Rathsherr zu seyn, konnte man aber Wulfings kurzem Bescheid wohl abmerken, daß, mit seinem guten Willen, nichts aus der Sache werden würde.

Verdrüßlich über die mißlungene Mühe, beschließt also Herrmann, nun den Zaum anders zu fassen. Mit einem ganzen Postzug geränderter Fuchsen trollt er nach Langenhausen zum Fräulein von Schleich. Unter vielen Scharrfüßen und Hochedelgestrengen Gnaden tritt er ins Zimmer, steckt die rechte Hand in die wohlgespickte Tasche und hebt seinen Spruch an. Das dienstfertige Fräulein bemerkt bald, daß der Gernschulze einen wich-

ti-

tigern Beweggrund aus dem Beutel als aus dem Munde hervorbringen wird; gibt alle möglichen Versprechungen, und Herrmann findet nun für gut, sich ihrer hohen Gunst mit einem Haftgelde zu versichern. Seine Kremnitzer Ducaten waren auf Einmal lauter Schatzgeld; und dergleichen sammeln die gnädigen Herrschaften gern, sagt er mit einer Mine voll anscheinlicher Einfalt. Er bittet sichs zur Gnade aus, diese Stückchen bey den übrigen raren Schaumünzen des gnädigen Fräuleins niederlegen zu dürfen, und erhält auch wirklich, was in unsern Tagen freylich kein Wunder mehr ist, die hohe Vergünstigung. Bruder Moritz von Schleich unterstützt seine Schwester bey der gnädigen Frau von Traubenheim, und nach etlichen Tagen wird dem wackern Herrmann folgendes Schreiben ausgefertigt:

"Nachdeme der dießherrschaftliche Unterthan, Bauer und Gerichtsbeysitzer, Herrmann Janhagel, sich seithero durch sonderbares Wohlverhalten überhaupt, besonders durch seinen Eifer fürs gemeine Beßte, zum Wohlgefallen der gnädigen Herrschaft, ausnehmend hervorgethan: als wird anmit dem dießseitigen Vogtamte gemessenst aufgegeben, besagten Herrmann Janhagel in die, durch das Ableben des zeitherigen Dorfsschulzen Ortmann erledigte Stelle einzuweisen, in Pflicht zu nehmen, und demnächst der Gemeine geziemend vorzustellen. Signatum Traubenheim den 28 Novembris 1704.

(L. S.) Caroline, verw. Freyfrau von Traubenheim, geb. Freyinn von Bollingen mppr."

Mit

Mit diesem Schreiben in der Hand lauft Herrmann spornstreichs zu Wulfing. Erst redet er noch einmal aussen herum, und fragt dann geradezu wegen des Schulzenamts. — "Auf eine gerade Frage gehört auch ein gerader Bescheid" erwiedert Wulfing, und erklärt ihm unverholen, aber sehr glimpflich, was seines Herzens Meynung war. — Nun so les' Er denn, sprach Herrmann mit höhnischem Lächeln, mein Schulzenportent, drin wird Er auch einen geraden Bescheid finden, der Ihm aber so wenig schmecken wird als mir der Seinige.

Rasch, wie ein erwachender Löwe, fuhr Wulfing empor und faßte die Thüre. "Marsch, Grobian, aus meinem Zimmer, samt deinem Schulzenportent! Meine Herrschaft kann mir zwar einen Schulzen vorschreiben; aber keinem Amtsunterthanen erlauben, mich wie einen Knaben zu behandeln!"

Dieß sagte Wulfing mit einer Stimme, die dem wohlbestallten Herrn Schultheiß durch alle Glieder fuhr. Ohne sich dagegen zu mucksen lief er die Treppe hinab und geraden Wegs zur gnädigen Frau. Junker Moritz von Schleich war eben zugegen. Wie versteinert über des Vogts Dreistigkeit, stand er bey Herrmanns Vortrag und rieth dann, den Vogt auf der Stelle rufen zu lassen.

Mit der Unerschrockenheit eines Mannes, der seinen Werth und sein Recht fühlt, trat Wulfing herein. Bey seinem Anblick erstarben der gnädigen Frau alle Bitterkeiten auf den Lippen. Statt ihn auszuschandiren, wie sie's vorhatte, fragte sie ganz gelassen, doch

mit

mit sichtbaren Merkmalen ihres innern Zorns, nach dem Vorfalle. Wulfing erzählt ihn nach der strengsten Wahrheit, und wiederholt wörtlich was er dem saubeten Herrmann zum Abschied gesagt hatte. "Jeden billigen Befehl von Euer Gnaden, setzt er hinzu, werd' ich respectiren; aber schlechterdings das Ansehen meines Amtes nicht vergeben. So bald Herrmann mir Abbitte gethan haben wird, und mit Bescheidenheit seine Beglaubigung überreicht, werd ich ihn für das anerkennen, was meine gnädige Herrschaft aus ihm gemacht hat; aber lieber werd' ich, den Karst in der Faust, den ersten beßten Weinberg ums Tagelohn brachen, als, mit der Feder in der Hand, ein Spott meiner Bauern werden!"

Herrmann stand dabey wie Butter an der Sonne. Die gnädige Frau war nicht weniger betroffen, und gab daher dem frisch-ernannten Schulzen Befehl, dem Herrn Vogt vor ihren Augen Abbitte zu thun. – Mit der unverschämtesten Unverschämtheit kroch der Heuchler heran, reichte dem Vogte die Patschhand und sagte: Hab ich was nicht recht gethan, ist mirs leid von Herzen! Dann übergab er sogleich sein sogenanntes Portent, das Wulfing mit den Worten annahm: Seyd nun auch (wozu Euch keine Herrschaft machen kann, was Ihr aus eigener Kraft werden müßt –) ein Mann, dem man so nachweint, wie euerm seligen Vorfahrer!

Bey dem allen saß Moritz von Schleich mit niedergesenktem Kopf und voll verbißnen Zorns, daß der Handel so gelind ablief. Wulfings unerschrockene

Freymüthigkeit war in seinen Augen unerträglicher Uebermuth, von dem sein Langenhäuser Vogt, ein schwacher Kopf und träger Bauch, freylich nichts wußte. Doch ließ es der Junker dabey bewenden, daß er, nach Wulfings Abschied, bloß über die englische Güte der gnädigen Frau gegen einen so derben und dreiststolzen Mann, in laute Verwunderung ausbrach.

Der Wildfang wird schon noch zahm werden! dacht' er indeß bey sich selbst; denn eben war es im Werke, daß ihm die Vormundschaft über den kleinen Heinrich vom Ritterort übertragen werden sollte. Bald darauf erhielt er sie auch, weil er, der nahen Nachbarschaft wegen, von der gnädigen Frau selbst, als der schicklichste Mann, dazu empfohlen war. Er hatte nun nicht nur seine geliebte Caroline, sondern auch den ihm verhaßten Vogt ganz in seinen Händen. Um nichts zu versäumen, blieb er den ganzen Winter in Langenhausen. Der Weg von da aus nach Traubenheim war wie eine Poststrasse. Seine Schwester lag oft wochenlang im Traubenheimer Schloß; alles aber zielte dahin ab, die gnädige Frau zu überreden, im kommenden Jahre mit nach Anspach zu ziehn.

Der Frühling war auch wirklich kaum angebrochen, als Caroline schon anfieng, sich reisefertig zu machen. Ein Haus ward in Anspach gemiethet; verschiedene Wägen mit Geräthschaften giengen schon im Februar 1705 dahin ab, und ehe der Frühling ganz einbrach, stand die Kutsche zur Abreise bereit.

Leicht-

Leichtsinnig und gutes Muths, wie weiland unsre leichtglaubigen Nachbarn nach Pohlen wanderten, in der Hoffnung, da lauter goldene Berge zu finden, nahm unsre Caroline von Traubenheim Abschied. Nur ihr Heinrich, damals ein Knabe von 6 Jahren, war untröstlich. Er schlang sich um den Hals der alten Frau Liebrichinn, die gleichfalls fast in Thränen zerfloß, und schrie ohn Unterlaß: Ach Mutter! Mutter! behalt mich bey dir, Ich mag nicht nach Anspach. O Mama! Mama! laß mich hier bey der Mutter! — Alles umstehende Volk weinte mit ihm. — Wulfing hob ihn auf seinen Arm und nahm unter herzlichen Küssen Abschied. O lieber Vogt, du hast meinen Vater so lieb gehabt; sag doch der Mama, daß ich bleiben darf — schrie der Junge, klammerte sich fest an Wulfing und widerstrebte mit Gewalt, als ihn dieser gegen die Kutsche hintrug. Laß mich nur erst küssen! rief er; gieng dann zum Pfarrer Ehrlich, zur Pfarrerinn, zum Schullehrer Lieberich, zu seiner Marie, noch einmal zu seiner alten Pflegemutter, und dann zu den Bauersleuten, die ihm zunächst standen. Von den Thränen aller guten Menschen benetzt taumelte er endlich, wie ein Lamm, zu seiner Mutter hin, welche, Trotz ihrem bisherigen Leichtsinn, durch diesen Abschied so gerührt war, daß sie tief aus der Brust hob und ihre Verwirrung nicht bergen konnte.

Voll Bestürzung bemerkt Junker Moritz, der an ihrer Seite saß, diese Verändrung. Schnell hebt er, mit verstellter Freundlichkeit, den kleinen Heinrich in

den Wagen. Marsch! ruft er dann gegen den Kutscher, und eilt mit seiner Beute fröhlich, wie ein Wolf mit dem blutenden Schafe, durch die Reihen des weinenden Volks.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Ein Nebenstück, in welchem eine gute Schwieger und Großmutter zum Muster aufgestellt wird.

Frau Liebrichinn kehrte nunmehr zu ihrem Sohne zurück. "Nun hat auch Marie ihre besten Tage gehabt!" — sagten die Nachbarinnen unter einander. "Wo der Teufel nicht selbst beykommen kann, schickt er eine Schwiegermutter hin." — Marien war es aber so wenig bange darauf, daß sie sich vielmehr freute, nun eine so treue Rathgeberinn und Pflegemutter für ihre Kinder zu bekommen. Mein Mann, dachte sie, wird mich nun, wo möglich, noch mehr lieben, wenn ich seiner Mutter kein Leids thue, und Gott wird mirs einmal auch im Alter durch meine Kinder wieder vergelten. Sie war deßwillen überaus freundlich und gefällig gegen ihre Schwieger, und diese nicht weniger gegen sie.

Jungen Hausmüttern, dachte die alte Frau Liebrichinn, thuts wohl, wenn sie herrschen dürfen; darnach haben sie sich als Mädchen schon gesehnt. — Sie mengte sich daher gar nichts in die Wirthschaft, wenn sie nicht ausdrücklich darum gebeten wurde.

Wenn

Wenn ja zuweilen ihre Schnur einen kleinen Fehler begieng: so that sie, wie wenn sie ihn gar nicht bemerkt hätte.

Mit ihren Rathschlägen kam sie sehr selten und allemal überaus bescheiden.

Nie kam es der braven Altmutter in den Sinn, ihre Söhnerinn bey dem Manne zu verkleinern; sie verdoppelte vielmehr seine Liebe dadurch, daß sie kleine Fehler des jungen Weibes bey ihm entschuldigte, und ihn aufmerksam machte auf die vielen guten Seiten seiner Marie.

Gegen Nachbarn und Freunde klagte sie niemals über die jungen Eheleute, wie's Altmütter so gerne thun; sie lobte vielmehr, wie wohl es ihr gieng, und sagte nichts als Liebes und Gutes von ihnen. Das erfuhren die Jungen, und verdoppelten deßwillen ihre Gefälligkeit, was gewiß nicht geschehen seyn würde, wenn Frau Liebrichinn über sie gelästert hätte.

Wollte sich sonst jemand in ihre Haushaltung mengen, die Zunge ziehen und Feuer anblasen: so zeigte die alte Mutter so wohl als ihre Söhnerinn ein aufrichtiges Mißfallen gegen diese Klatscherey, und niemand wagte es weiter, den Frieden zu stören.

Fiel auch zuweilen etwas vor, das der Alten nicht ganz recht war: so übersah sie die Kleinigkeit und verhütete dadurch einen lauten Verdruß.

Durch Reinlichkeit und Ordnung machte sie sich besonders beliebt. Ihrem Sohne hatte sie schon, da er noch Kind war, oft gesagt: was du thust, Christian, sey reinlich und ordentlich, und gewöhne dich so daran, daß

du

du nicht davon läßst, wenn du alt wirst; denn durch Reinlichkeit gefällt man allen ordentlichen Leuten, und erspart sich im Alter manchen Verdruß, den man sich durch eckelhaftes Wesen zuzieht! Das that sie denn auch selbst in ihrem Alter.

War Marie im Wochenbette: so hielt die reinliche Mutter die ganze Wirthschaft in Ordnung, und pflegte der Wöchnerinn mit möglichster Sorgfalt. Ihrer Enkel nahm sie sich besonders an, und diese wußten nichts bessers auf der Welt, als die Großmutter. Das gefiel den beyden Aeltern so wohl, daß Frau Liebrichinn von ihnen für eine besondre Wohlthat Gottes, und nie für eine Last gehalten wurde.

Vor allen war die Altmutter darauf bedacht, ihre Enkel recht frühzeitig zur kindlichen Furcht Gottes zu gewöhnen. Wer sich vor Gott kindlich scheut, der hat immer und überall, auch im verborgensten Winkel, gleichsam einen Wächter um sich, sagte sie; wer aber nur seine Vorgesetzten auf der Welt fürchtet, der ist immer in Versuchung Böses zu thun, so bald er von ihnen nicht bemerkt oder entdeckt werden kann.

Vater Lieberich hatte den nämlichen Grundsatz schon mit der Muttermilch eingesogen. In seinem Hause durfte deßwillen niemals eine Rede fallen, durch die die Kinder geringschätzige Begriffe von Gott bekommen hätten. Wenn er mit den Seinigen betete: so geschahs immer mit so viel Hochachtung und dankbarer Liebe, als ob man sichtbar vor Gott stünde; daher kam es denn, daß die Kinder schon ehrfurchtsvoll gegen den Namen Gottes waren, noch ehe sie wußten was er bedeutete;

wäh-

während deß in andern Häusern, wo man von dem Allmächtigen mit weniger Achtung sprach als vom Mann im Monde, keine Spur von Gottesfurcht unter den Kindern zu finden war.

So bald die Kleinen ein wenig heran wuchsen, suchte ihnen Vater Lieberich dieses höchste Wesen, welches sie schon verehren gelernt hatten eh sie es kannten, genauer kennen zu lehren.

Die Großmutter aber machte sich das, was die Kinder wußten, fleißig zu Nutzen und gewöhnte sie, bey allem was ihnen wiederfuhr und was sie thaten und was sie genoßen, an Gott zu denken. Wenn der Mittag kam, oder das Vesperbrod ausgetheilt wurde, dann ließ sie nicht etwa verstandlos einige Stoßgebetchen hersagen, bey denen kein Kind an Gott denkt; sondern sie bereitete ihre Enkel aufs Gebet vor, und dieses mußten sie dann aus dem Herzen sprechen.

Ihr möcht wieder wohl essen, liebe Kinder! sagte sie zum Exempel; aber ists denn auch gut, daß ihr so Hunger habt?

"Ach ja, liebe Großmutter! wenn wir krank wären, dann würd' es uns nicht schmecken."

Und wenn es euch auch wohl schmeckte in der Krankheit?

"So würd' es uns doch nicht gedeihen."

Wer hat euch denn aber so gesund erhalten, daß es euch wohl schmeckt und gedeiht?

"Der liebe Gott hat es gethan."

Wenn

Wenn ihr nun aber eben so gesund wäret als ihr wirklich seyd, und euer Vater hätte kein Brod, um euch zu sättigen?

„O dann müßten wir betteln!"

Wollt ihr das wohl, liebe Kinder?

„Ach nein, Großmutter! nicht betteln!"

Gesetzt aber ihr wolltet es auch; und doch wäre nichts gewachsen?

„Dann müßten wir sterben vor Hunger."

Wer läßt denn nun alles wachsen und gedeihen, daß wir nicht Hungers sterben?

„Der liebe Gott läßt alles wachsen; läßt die Sonne scheinen und schneien und regnen, damit alles wächst und gedeiht."

Wer aber verschaft euch von dem, was der liebe Gott wachsen und gedeihen läßt, so viel als ihr nöthig habt?

„Der Vater verschaft es."

Und wodurch verdient ers für sich und uns?

„Er hält Schule, er singt, er spielt Orgel, er schreibt und rechnet rc., und die liebe Mutter kocht und spinnt, und wäscht und arbeitet Tag und Nacht."

Wenn nun aber eure guten Aeltern krank wären?

„Ach dann könnten sie nichts arbeiten und nichts verdienen."

So, beyläufig, sprach Frau Liebrichinn zu den Kindern, und dann sagte sie zum ältesten: Nun, Rike, danke jetzt auch dem lieben Gott für all das Gute, was er euch Kindern beschert. Wie willst du nun sagen?

Rike. Ich danke dir, lieber Gott, daß du so viel Gutes hast wachsen lassen, und daß wir gesund sind und es genießen können, und daß auch unsre lieben Aeltern gesund sind und es verschaffen können, und daß es die Großmutter uns giebt. Laß es uns auch wohl gedeihen.

Großmutter. Und was wollt ihr nun aus Dankbarkeit thun, meine Kinder? Ihr müßt auch dem lieben Gott etwas versprechen.

Rike. Nicht gar zu viel essen und recht folgen, und recht fleißig und artig seyn, damit wir auch einmal etwas verdienen und Nutzen stiften.

Gerade so hielt es die weise Großmutter, wenn ihre Enkel Fehler begiengen. Hatte zum Exempel eines nicht reine Wahrheit gesagt, oder dem andern Geschwister etwas zu Leide gethan, oder sich neidisch bewiesen, dann sagte sie: Du hast wieder Böses gethan, armes Kind, und Gott weiß doch alles, was wir denken und thun. Wenn du so fortfährst: so kann dirs nicht wohl gehn! Bete doch, und versprich es dem lieben Vater im Himmel, daß du dich bessern willst.

"Ach es thut mir leid, lieber Gott! ich will es nicht wieder thun und will besser werden!" schluchzten die Kinder, und so ward es ihnen zur andern Natur, daß sie bey allem, was sie thaten, an Gott dachten, die bösen Folgen böser Handlungen überlegten, und fromm und glücklich wurden.

Nach vier Jahren starb die gute Großmutter. Kurz vor ihrem Ende ließ sie ihre Enkel und die Kin-

der des Micklas, die viel im Hause waren, vor sich kommen. Kinder, sagte sie, mit meinem Leiden wirds bald ein Ende seyn. Ich fühle, daß mich Gott bald auflösen und zu sich nehmen wird. Ich muß aber noch einmal meine letzten Kräfte sammeln, um euch gute Lehren zur Erbschaft zurück zu lassen, denn Gold und Silber hab ich nicht, das wißt ihr.

Und hiermit hielt sie den Kleinen, jedem einzeln, ihre Fehler vor, und bat sie mit tiefer Bewegung, ja davon abzulassen; dann sagte sie den Kindern noch einmal im Kurzen, was sie ihnen schon oft weitläuftig gesagt hatte, und setzte hinzu: daß das alles gut und bis ins Grab hinein nützlich ist, seht ihr an mir; denn ich bin eben deßwillen auch im Tode getrost, weil ich diese Regeln im Leben, so viel möglich, beobachtet habe. Was ich Unrecht that, bereu' ich von Herzen, und Gott wird mir um Christi willen vergeben. Vergebt mir auch, liebe Kinder, wenn ich euch je zu viel gethan habe.

O liebe Großmutter! wir haben zu wenig gethan, wir haben nicht gefolgt! wir wollen besser werden, und zu euch in'n Himmel kommen. — Tausend Dank! — schluchzten die Kinder, und so lange sie lebten, vergaßen sie die guten Lehren einer Sterbenden nicht.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die gnädige Frau wird auch als ein — Muster aufgestellt. — Vogt Wulfing und Herrmann, wohlbestallter Schultheiß in Traubenheim, gerathen in Zwiespalt.

Caroline war indeß munter und wohlgemuth in Gesellschaft ihres allertheuersten Junkers, der es ihrem Herzen so wenig als ihrem Beutel an Zerstreuungen fehlen ließ.

Die ganze Stadt sprach von ihr, eben nicht mit sonderlichem Respect; aber was kümmerte sich Caroline darum, die von ihrem Moritz gelernt hatte, das Urtheil der ganzen Welt zu verachten, und nur das zu thun, was man vor sich selbst verantworten kann. Glücklicher Weise war ihr Gewissen kein krittlicher Richter, ders bey seinen Sprüchen allzu genau nimmt; und so fehlt' es ihr nie an Verantwortung und Recht. Ihr Heinrich stand indeß unter der Aufsicht einer alten Plaudertasche, die schon mehr als zwanzig Kinder in adelichen Häusern verdorben, oder wie sie sich ausdrückte, erzogen hatte.

Ein geheimer Brief des alten ehrlichen Vogts erweckte aber das Herz seines Taufpathen, des Herrn geheimen Raths von Sippstein in Gotha, daß er sich des armen Heinrichs annahm und ihn als Edelknaben an den herzoglichen Hof brachte, wo er Unterricht und Erziehung erhielt, und vor dem Verderben bewahrt wurde.

Niemand glaubte indeß, daß Herr von Sippstein von selbst darauf verfallen sey. Die gnädige Frau hielt bis an ihr Ende den Vogt Wulfing für den Anstifter; wußte ihm aber dafür so wenig Dank, als der gnädige Herr Vormund, der es gewaltig übel empfand, daß man sich von Gotha aus in die Erziehung seines Mündels mengte. Inzwischen ergab er sich doch, um weitere Untersuchung der ganzen Vormundschaft zu verhüten, ganz gelassen in den Handel.

Caroline suchte sich durch Pracht und Aufwand im Credit und Ansehen zu erhalten. Das gelang ihr denn auch, bey allem was sonst das Gerücht zweydeutiges von ihr sprach; aber in einer Zeit von vier Jahren war auch das baare Geld, das Gustav hinterlassen hatte, gänzlich versplittert, dessen ohnehin so gar viel nicht war, weil der verstorbene Herr, nach der Geburt seines Heinrichs, einen großen Theil seiner Baarschaft darauf verwendet hatte, sein Traubenheim ganz schuldenfrey zu machen. Die Gefälle, die das Dorf einbrachte, wollten nun nicht mehr zureichen, und Wulfing erhielt den Auftrag, sich an den Herrn von Sturm zu wenden, um ihn zu bereden, daß, mit seiner Einwilligung, auf das Dorf Geld aufgenommen werden dürfte. Wulfing aber machte die Gegenvorstellung, daß Herr von Sturm sich schlechterdings dazu nicht verstehn würde, weil er ohnedieß die zweyte Heyrath des seligen Herrn noch nicht verschmerzt habe. Zudem sey es Pflicht, für die Aufrechthaltung des Ritterguts, so wie für den jungen Erbherrn, besser zu sorgen, u. s. w.

Herr von Schleich nahm diese Rede des Vogts gewaltig übel; schrieb selbst von Anspach aus an den Herrn von Sturm, als den nächsten Seitenverwandten, und erhielt, wie sichs voraussehen ließ, ein stürmisches Nein! zur Antwort.

Wulfing fuhr indeß fort, Trotz allen Verdrüßlichkeiten die man ihm zu machen suchte, ganz unermüdet für das Beste des Dorfes zu sorgen. In der Folge werd' ich Gelegenheit finden, meine Leser mit seiner Amtsführung bekannter zu machen; hier aber muß ich noch erzählen, wie er mit dem Schulz Herrmann, sage: mit dem Herrn Schultheiß Janhagel, gestellt war. Ich erkläre hiermit ein für allemal, daß, so oft ich in der Folge schlechtweg den Namen Herrmann gebrauchen werde, der Herr Schultheiß Janhagel, seligen Andenkens, gemeynt seyn soll; daß ich damit seiner Ehre keineswegs zu nahe treten und nur für die Leser sorgen will, denen er einmal unter keinem andern Namen bekannt ist. Bey seinen Lebzeiten aber durfte sich niemand unterstehn, ihn Herrmann zu schelten; denn von dem Augenblick an, da er das Schulzenpatent überreicht hatte, war ihm sein Vorname verhaßt wie dem Hunde das R: daher ihn auch niemand mehr dabey nannte, als wer Lust hatte ihn marren zu machen. Nur der Vogt konnte sich an Herrn Janhagels neuen Namen so wenig gewöhnen, als an seine Person.

Wulfings erste Bemühung gieng also dahin, dem neuen Schulzen nichts als den Titel zu lassen; übrigens aber ihn zum fünften Rade am Wagen zu machen, weil er voraus sah, daß der knarrende Schuft nie ins Geleiß zu bringen seyn würde. So oft demnach ein Fall vorkam, der sonst durch die Hand des Dorfsschulzen gieng, übernahm er das Geschäft selbst; ließ das Gericht nebst Herrmann in der Amtsstube versammeln, trug das nöthige vor, und der Herr Schulze war gewöhnlich überstimmt, eh er zum Worte kam; denn im Dorfe war ihm kein Hund günstig; seine Mitbrüder im Gerichte thaten ihm alles zum Widerspiel und hiengen mit Leib und Leben dem Vogt an.

Ach Herr, wie ist meiner Feinde so viel! schrie er darum oft im Unmuthe seines Herzens, wenn er nach solch einem Vorfalle nach Hause kam. Aber es müssen noch alle meine Feinde zu Schanden werden und sehr erschrecken, sich zurücke kehren und zu Schanden werden plötzlich! — Ja, ja, die Schrift hat wohl recht, wenn sie sagt: der Gerechte muß viel leiden. —

Aber, um Gottes willen! sprach sein Weib, bedenke doch, daß auch im Psalm steht: der Gottlose hat viel Plage, und werde doch in Gottes Namen einmal anders!

Schick dich in die Welt hinein;
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß sich schickt die Welt hinein.

Du Hiobsweib! du Delila! schrie er dagegen: Dir wirds noch gehn, wie der Jesebel; das hast du

ganz

ganz allein an mir verschuldt, du böses Stück Fleisch! — Kinder, Kinder, ihr habt eine Rabenmutter, die euern leiblichen Vater ins Grab bringt! — Gott soll sich erbarmen, wenn man mit einem Hausübel gestraft ist, das mit andern Schuften gegen den Mann Parthie macht! Nicklas, Wilhelm und das andre Gezücht sind dir immer lieber als dein leiblicher Ehemann; aber nur Geduld! du sollst mir das: "und er soll dein Herr seyn!" noch lernen, du alte Schlange! Schick du dich nur in deinen Mann, und laß ihn dafür sorgen, wie er sich in die Welt schickt.

Ach Gott, ich meyne ja nur, daß du dich zum Schulzenamte nicht schickst — schrie das Weib. Du hast ihm immer Widerpart gehalten, dem Vogt, und nun . . .

Hast recht! ich schick mich nicht dazu, fiel ihr Herrmann mit verbissener Wuth ins Wort. Schlingel sollte man nur zu Schulzen machen, die mit den Vögten in Ein Horn blasen; ein ehrlicher Mann, wie ich bin, taugt nicht dazu.

So tobte Herrmann vor Zorn. — Eines Morgens sattelt er hastig sein fahles Pferd. Der darauf saß, hieß Herrmann, und die Hölle folgte ihm nach. So trabt er nach Anspach. Den ganzen Weg hinauf sinnt und sinnt er auf Verleumdung und Rache. Den Vogt will er anschwärzen wie den Teufel, und auch den Schwanz nicht vergessen. — Mit dieser Post ist er dem Herrn Vormund von Schleich zur Hand, wie dem Jäger der Spürhund. Er wird äusserst gnädig aufgenommen, und bringt den Befehl an das Amt mit, daß

Wulfing, bey vorbehaltener Strafe, sich nicht mehr unterfangen soll, den Schultheiß Janhagel an seinen Vorrechten und Herrlichkeiten ferner zu kränken. Wulfing erwidert darauf, daß das nie noch geschehen sey, und daß er sich jeden Schritt zu verantworten getraue, so bald man ihm die Klagen des Schulzen namentlich vorlegen würde.

Herrmann war also nichts besser als vorhin. Voll Verdruß setzt er sich, nimmt einen Bogen Papier und schreibt:

"Actum Traubenheim ud suppra"

"Hochetelgestrenger; Hochetelvester und knätiger Herr kammerjunkher und Herr Vormunt. bey der knätigen Frau, von wegen des Herrn junkhers. ꝛc. ꝛc.

weiter aber kann er's nicht bringen, so viel Federn er auch darüber zerkaut, und was er auch nachsinnt und buchstabirt.

Der Schulmeister von Langenhausen ist ein pricipalischer Schreiber, und haßt den Vogt wie der Teufel die frommen Seelen, — denkt er endlich bey sich selbst: zu dem will ich gehn; er schreibt schon alles, wie's hängt und liegt und wie ichs ihm sage. Flugs wirft er sein actum ut supra zu seinen Briefschaften, die er nur seine Briefilegia nannte, geht nach Langenhausen und klagt dem Herrn Schlaghart seine Noth. Gern hätte dieser dem Herrn Schultheiß Janhagel den Schöpsenstätter Wahltag noch einmal unter die Nase gerieben; aber er war sich selber nichts Gutes bewußt und sein Weib war zugegen: — er sagt also nichts, als: nun, es ist mir lieb, daß man den Schulmeister Schlaghart

doch

doch auch einmal wieder brauchen kann . . . Laß Er das gut seyn, fiel ihm Herrmann ins Wort. Er wird das Geld auch brauchen können, denk' ich. Und am Vogt hat Er ohndieß eine alte Schuld abzurechnen.

Schlaghart nahm eine Priese Tabac und ließ sich dann noch einmal alles haarklein erzählen. Alle nichts — alle nichts! — hob er endlich an. Ihr habt den Esel beym Schwanz gezäumt!

Freylich weiß Er besser als wir, wie man den Vogt schindt, sprach Herrmann; aber wetz Er das Messer nur scharf; mir kommts auf einen dicken Thaler Schleiferlohn nicht an; wiewohl Gott für sey, daß ich jemand Unrecht thue! Recht muß aber recht bleiben, und dem müssen alle frommen Herzen zufallen.

Schlaghart versicherte drauf, daß er sich gleichfalls in der Sache nicht würde brauchen lassen, wenn es sein Gewissen (damit meynte er den Beutel) nicht forderte. — Der Hauptfehler, fuhr er fort, liegt darin, daß Ihr den Vogt nicht auf der rechten Seite gepackt habt. Wulfing hängt in seiner Amtsrechnung. — Bey Lebzeiten des alten Herrn gieng's immer bunt und über Ecks und Gelegenheit macht Diebe. Bald war der Herr, bald der Vogt Cassameister. — Summa Summarum, Wulfing kann seine Rechnung nicht erweisen; dafür bin ich Mann! Potz Stern und kein End, wenn unser einer solche Wirthschaft in der Gemeinrechnung machte! Da darf in Langenhausen keine taube Nuß ohne Schein verrechnet werden; — aber die großen — läßt man laufen, und die kleinen hängt man auf.

Hier sind zwey dicke Thaler, sprach Herrmann: Schreib' Er mir das an den Herrn Vormund und beweis' er mirs gleich!

Possen! erwiedert Schlaghart. Beweisen läßt sich das nicht aus freyer Hand; aber beym Nachsuchen der Rechnung wird sichs finden.

Nun so schreib' Er's nur und mach Er's recht tüchtig und deutsch. Es soll Sein Schade nicht seyn, wenn's gut ausgeht — sagt Herrmann, und nimmt den einen Thaler wieder zurück.

Dafür laßt Ihr mich sorgen, erwiedert Schlaghart, und trägt es sogleich auf genaue Revision der Amtsrechnungen an. Der Händel mit dem Schulzen aber erwähnt er am Schlusse nur im Vorbeygehn. Herrmann meynt freylich, daß deren, als der Hauptsache, weitläuftiger gedacht seyn sollte; schreibt aber doch die Klag- und Schmähschrift von Wort zu Wort ab; befördert sie nach Anspach und erhält bald darauf geheimen Befehl: an dem und dem Tage sich an einen bestimmten dritten Ort einzufinden, um durch einen Commissarius das weitere mit ihm verabreden zu können.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Ein Reiter auf einem fahlen Pferde erscheint, und — reitet einen ehrlichen Mann zu Boden. Die Leser machen Bekanntschaft mit Herrn Benedict Blasius Schlacker.

Mit allen möglichen Rathschlägen des Herrn Schulmeisters Schlaghart ausstaffirt, trabt Herrmann Nach-

mittags vor dem Termin, (es war im August 1709, am Beerdigungstage der alten Frau Liebrichinn) aus dem Dorfe. Man verdacht' es ihm sehr, daß er nicht bey der Leiche blieb, zu der man ihn doch ausdrücklich gebeten hatte. Marks, mit dem er kurz zuvor in Zwiespalt gerathen war, (denn Freundschaften, die mit Teufelsstricken geknüpft sind, dauern selten lange) schöpfte zuerst Argwohn. Gebt Acht, sagt er zu den Gästen im Leichhause, der Bet-Schlingel hat einen Tuck vor, weil er eben heute nicht zu Hause bleibt, und auch keiner Seele sagt, wo aus und wo an... Gestern erst war er wieder in Langenhausen beym Schlaghart, und wer mit dem Windmacher umgeht, ist selten auf rechter Bahn.

Am folgenden Tage gegen Abend trottirt Herrmann mit triumphirender Mine das Dorf wieder herein, und hinter ihm rollt eine Kutsche daher. Der Falbe muß Parade machen, und der darauf sitzt hat nicht Zeit einen Menschen zu grüssen. So geht's bis zur Wohnung des Vogts. Schnell schwingt sich Herrmann vom schwitzenden Roß, reißt das große Thor des Meyerhofs fast aus der Angel, und die Kutsche fährt herrisch hinein. Wulfing sieht aus dem Fenster, und erwartet zum allerwenigsten den Herrn von Schleich; aber eine dicke triefaugige Mannsfigur kriecht aus dem Kasten heraus und watschelt hinter dem Schulzen die Treppe hinauf. Kaum aber sieht dieser den ehrlichen Wulfing entgegen kommen, als er schon vor Verlegenheit linksum macht und den dicken Schlauch allein im Stiche läßt, welcher jedoch,

oh-

ohne nur im geringsten betreten zu seyn, die Absicht seiner Gegenwart eröffnet, und dem Herrn Vogt folgendes Schreiben übergibt:

"Vorzeiger dieses, Herr Benedict Blasius Schlacker, wird hiermit Kraft dieses, von Seiten der gnädigen Frau, Caroline, verwitweten Freyfrau von Traubenheim, gebohrenen Freyinn von Bollingen, und dann des Herrn Kammerjunkers Freyherrn von Schleich, Erbherrn auf Langenhausen und respective Herrn Vormunds 2c. bevollmächtigt, dem Vogte Wulfing zu Traubenheim, Angesichts dieses, die Schlüssel abzunehmen, die sämmtlichen Amtsrechnungen, und was sich in Vogthey-Sachen vorfinden wird, commissorisch zu untersuchen, und den Befund, zur weitern Verfügung, anhero nach Anspach zu berichten. 2c."

Nach Durchlesung der Vollmacht übergibt Wulfing dem Herrn Commissär Benedict Blasius Schlacker ohne Widerrede die Schlüssel, zeigt ihm mit der Bereitwilligkeit eines Kaufmanns, der einen einträglichen Kundmann im ganzen Waarenlager umherführt und ihm jeden Schrank und Ballen eröffnet, die sämmtlichen Acten, Rechnungen und Papiere vor, läßt sogleich die, von der gnädigen Frau stets leicht erhaltene, Casse stürzen, und erwartet ruhig den Ausgang; denn er war sich keiner Treulosigkeit bewußt, hatte weder Weib noch Kinder, und fühlte sich stark genug, auch amtlos sein Brod zu verdienen.

Bey seiner Thätigkeit und Ordnung ließ sich nicht einmal eine Verwahrlosung und noch viel weniger eine Treulosigkeit denken; denn Wulfing war der eingezogenste Mann, der ohne Geräusch und überflüßigen

Auf-

Aufwand, mit einer Stief-Schwester wirthschaftete, die die Stelle der Magd, Köchinn und Ehrendame zugleich versah. Jeder ehrsame Stadtbürger jener Zeit übertraf ihn im Aufzug, und an all seinem Hausgeräthe fiel nichts in die Augen, als die pünktlichste Reinlichkeit. Gleichwohl war seine Baarschaft äusserst gering. Aus Gutmüthigkeit erließ er nicht nur den Armen fast alle Gebühren, sondern zahlte gar oft auch die herrschaftlichen Gefälle für sie. Wer großen Mangel litt, gieng zu ihm; denn man that selten eine Fehlbitte. Sein Korn lieh er den Armen um den billigsten Preiß, und erhielt oft erst nach Jahren die Zahlung. Durch die Strenge seiner Policey; durch verbesserte Einrichtung in Ansehung des Schuldenwesens, besonders durch Abtreibung der jüdischen Wucherer, fielen seine Sporteln immer weiter herab. Bey kleinen Klaghändeln rieth er zur Nachgiebigkeit und zum Vergleich; die Streiter behielten ihre Klag- und Protocollir-Gebühren und Wulfing — gieng leer aus. Unmöglich konnt' er, unter solchen Umständen, sich Schätze sammeln. Sein Schatz war ein gutes Gewissen und die Liebe seiner Amtsunterthanen, die mit jedem Tage mehr zunahm und sich auch der Herzen seiner ehmaligen Feinde bemächtigte.

Herr Benedict Blasius Schlacker fieng indeß gleich am andern Morgen das Untersuchungs-Geschäft an; aber eh wir davon reden, müssen wir den Mann, der künftig seinem Namen noch Ehre machen wird, erst kennen lernen. Seiner Profession war er ein Rechen-

meister; konnte das große und kleine Einmal Eins nüchtern und trunken, träumend und wachend, und wußte viele hundert achtzehntels- und sechs und dreysigtheils-Pfenninge in ein paar Minuten zusammen zu zählen, und alle Brüche mit etlichen Federstrichen ins Ganze zu bringen; aber bodenleer war sein Hirnkasten, wenn von was andern als von Zahlen die Rede war. Schon in zehn Schreibstuben hatt' er servirt, und eine Menge Bücher voll Buchstaben und Zahlen gemacht; aber die undankbare Welt vergalt ihm allenthalben seine treuen Dienste mit dem Abschied. Wenn er z. E. das Schlüsselloch nicht finden konnte; bey stockfinstrer Nacht die Küche für die Schreibstube hielt; oder zuweilen, aus menschlicher Schwachheit, in den Koth fiel: so mußt' er besoffen seyn, er mochte wollen oder nicht: ob gleich, wie er selbst versicherte, nichts als ein Augenfluß daran Schuld war, der ihm ohne Zweifel noch gar an einer guten Heyrath hinderlich würde gewesen seyn, hätte er nicht an der Jungfer Beschließerinn des Herrn von Schleich ein Frauenzimmer gefunden, das solche Kleinigkeiten zu übersehn und seine Vorzüge zu schätzen wußte. Diesem Frauenzimmer, das wegen besondrer geheimen Eigenschaften dem Herrn Vormund von Schleich weiland gar nah am Herzen lag, verdankte Herr Schlacker unter andern auch das Glück, gegen Wulfing als Commissär aufgestellt zu werden, und hatte noch überdieß die gnädige Versicherung, die Vogtsstelle nebst der Jungfer Beschließerinn zu erhalten, wenn Wulfing sich zum Absetzen qualificiren würde.

Es

Es versteht sich, daß Herr Blasius unter solchen Umständen sein möglichstes that, dem ehrlichen Wulfing ein Bein zu unterschlagen. Um ja nichts zu übersehn blieb er drey volle Wochen, (denn so lange währte das Untersuchungs-Geschäft) vollkommen nüchtern; — eine Selbstverläugnung, zu der ihn nur die Liebe gegen seine Herzens-Beschließerinn bewegen konnte.

Gleich anfangs ließ er die Gemeine versammeln, und las ihr den herrschaftlichen Befehl vor, daß jedermann, der etwas gegen den Herrn Vogt anzubringen hätte, nun seine Klage dem niedergesetzten Commissarius eröffnen, und sich aller Rechtshülfe getrösten solle.

Seine Stimme, seine Triefaugen, sein Bauchwerk das einer Schmalztonne glich, und besonders die sichtbare Henkersfreude mit der er sein Werk vorbrachte, verdarb aber der ganzen Gemeine die Lust, ob gleich einige darunter sich vom Vogte gemißhandelt glaubten. Mit dumpfem Gemurmel gieng das Volk auseinander, und Herr Schultheiß Janhagel war acht Tage lang der einzige Kläger. Nur der weiland reiche Hans und Ludewig ließen sich endlich, auf Herrmanns Anstiften, gegen den ehrlichen Wulfing gebrauchen. Bey allem, wo es an Beweisen gebrach, beriefen sie sich auf den verstorbenen Schulz Ortmann, der sich nun nicht mehr verantworten konnte. Selbst Schlacker aber war mit ihrem Anbringen so wenig zufrieden, daß er verschiedenes sogleich von der Hand wieß, und seine einzige Hoffnung auf eine Anklage baute, welche die Schuldaustheilungs-Sache Hans Großmanns betraf.

Jud Schommel von Scheckenau hatte nämlich dem sogenannten reichen Hans etwas Geld geliehen, welches er auf simple Handschrift so lange stehn ließ, bis Hansens Sachen anfiengen mißlich zu werden. Jetzt machte er eine Forderung von 400 fl. und drohte mit Klagen und Beschimpfungen, wofern ihm nicht Hans einen amtlichen Consens darüber ausstellen ließe. Bey der Gelegenheit drang Wulfing sehr in den armen Tropfen, nun noch zu rechter Zeit zu entdecken, wie sich's mit der Forderung verhielte. Hans aber, der allen Lärm und Aufstand vermeiden wollte, um die übrigen Gläubiger nicht auch in Allarm zu bringen, ersaß darauf, daß er wirklich so viel erhalten, und dem Jud Schommel zu verzinßen habe. Wulfing sah sich also genöthiget, dem jüdischen Gläubiger die verlangte Schuld-Versicherung zu geben. Nach zwey Jahren erst, da Hansens Güter auf die Gant kamen, fieng der Schuldenmacher an, gegen diese 400 fl sowohl als gegen andre Posten, Einwendungen zu machen. Von Schommel wollt' er schlechterdings nicht mehr als 164 fl. erhalten, und an diesen sogar schon einiges, durch Getreid abgezahlt haben. Der Jude berief sich aber auf schwarz und weiß; Hans der alles geheim mit dem Israeliten verhandelt hatte, war nicht im Stand einen Zeugen aufzubringen; der Jude hingegen erbot sich, deren drey zu stellen. Zum Schwur konnte Schommel nicht mehr gezwungen werden, weil schon hinreichender Beweis in der eigenen Aussage Großmanns und in dem darauf ausgestellten Consens vorhanden war, und so bekam er denn sein Geld, welches ihm, in Gegenwart

des

des verstorbenen Schulz Ortmann und Ludewigs, in der Amtsstube vom Herrn Vogt ausgezahlt wurde.

Nun aber wurde die Sache so gekartet: Ludewig mußte leugnen, etwas von der Rückzahlung des Geldes gesehen zu haben. Schommel hingegen behauptete, daß er, in Beyseyn des verstorbenen Schulzen, nicht mehr als 250 fl. empfangen, und nur deßwillen über die ganze Summe von 400 fl. quittirt habe, weil ihm Wulfing mit langen Untersuchungen gedroht und heilig versichert habe, daß er in diesem Falle gar nichts bekommen würde. Indeß habe Wulfing, die ihm widerrechtlich entzogenen 150 fl., in den eigenen Beutel fallen lassen. Zum Beweis seiner Aussage berief er sich auf seine Handlungsbücher und besonders auf Hansen und Ludewig, denen er noch am nämlichen Tage seine Noth geklagt haben wollte. Beyde waren erbötig, dieß sogar durch einen Eid zu bekräftigen; dafür aber sollte Schommel die 100 Thaler, die Wulfing nachzahlen müßte, mit ihnen theilen.

So stand das Werk, als Wulfing darüber, in Beyseyn des Juden, Herrmanns, Ludewigs und des armen Hans vernommen wurde. Wulfing war bey der ganzen Klage voll scheinbarer Verlegenheit, und berief sich ganz schüchtern auf Ludewig, als auf einen Mit-Zeugen; dieser aber leugnete rein weg, daß er einen Heller von dem Gelde gesehen habe. Nun stieg die Dreistigkeit des Hebräers aufs höchste. Hans begann dem Vogte mehr als schnöde zu begegnen, und Schlacker fieng mit allem Uebermuth einer schadenfrohen Seele, das Protocoll an.

 Noch

Noch einen Augenblick Geduld! rief Wulfing; nahm einen Stuhl und setzte sich vor seinen Klägern nieder, Trotz der furchtbaren Nase die Schlacker ihm zuwarf. Er zog einen Brief aus der Tasche und las:

Raptim Langenhausen, den 16 Sept. 1709.

"Unter höflicher Salutation!"

Als Herrmann das Raptim und die höfliche Salutation hörte, war er verblaßt bis in den Hals hinein.

Nehmt euch vor Zugluft in Acht; ihr werdet wahrscheinlich schwitzen — sagte Wulfing und las weiter:

"Dem Herrn Schultheiß Janhagel wird anmit zu wissen gethan, daß ich mit dem Scheckenauer Juden Isaschar Schommel, in der bewußten Sache noch einmal gesprochen, und das weitere verabredet habe. Künftigen Dienstag, als am 20sten hujus, wird er vor der niedergesetzten Commission erscheinen; muß aber NB. Vorkehr getroffen werden, daß es nicht zur Eides-Deferirung kommt; Schommel ist, Gott weiß durch wen, wieder irre gemacht worden, und will die Sache nur so weit zu treiben suchen, als sie sich ohne Schwur treiben läßt. Er fürchtet den Landrabiner, der in solchen Fällen gewaltig einheitzt. Indeß hat er in seinen Handlungsbüchern die Summe von 400 fl. in 250 verwandelt. Nun muß nur auf Ludewig gesehen werden, daß er beym Worte bleibt: Ich kenne den Bursch aus andern Streichen. — Bitte nochmals, daß man meinen Namen aus dem Spiele läßt. Actum ut supra.

des Herrn Schultheißen

Dienstbereitwilliger
Gregorius Schlaghart,
Schulmeister und Gerichtsschreiber."

Wie

Wie von Gott verlassen stand das Kleeblatt, Herrmann, Ludewig und Isaschar Schommel vor dem Vogte. Herrmann suchte sich zu erholen; aber was er vorbrachte, war unzusammenhängendes Gestammel. Isaschar wollte den Brief als untergeschoben erklären, und Ludewig den Kopf aus der Schlinge ziehn; aber alle scheuten sich vor einer weitläuftigen Untersuchung.

Schlacker, dem durch diesen Streich die schönste Hoffnung zu Grunde gieng, war über dem Briefe wie aus den Wolken gefallen. "Auf waserley Art und Weise kommt man aber zu diesem Schreiben?" fragte er endlich ganz ungehalten.

Das läßt sich kurz zusammen fassen, erwiederte Wulfing. Der Expresse, der den Brief an den ehrlichen Mann hier (er deutete auf Herrmann) bestellen sollte, begieng die Unvorsichtigkeit, ihn zu erbrechen und fand also nicht für gut ihn selbst zu bestellen, sondern übergab ihn dem hiesigen Tochtermann des verstorbenen Schulzen auf dem langenhäuser Wege, wahrscheinlich in der Absicht, um auf ihn die Verwahrlosung des Siegels schieben zu können. Fritz konnte der Versuchung, den offenen Brief zu lesen, nicht widerstehn, und weil dieser mich mehr angieng als den Schulzen: so hielt er für gut, ihn mir zu beliefern; ich aber hielt ihn absichtlich zurück, um seiner Zeit davon Gebrauch machen zu können. —

Schlacker mußte nun den ganzen Handel zu Protocoll nehmen; die drey Schurken konnten nicht umhin, es zu unterschreiben, und Wulfing ließ sich eine beglaubigte Abschrift davon ausfertigen.

Dieß ist die einzige Genugthuung, die ich von der hierstehenden Bande verlange, sprach er; aber zur Ehre des Herrn Schultheiß Janhagel und seiner Gesellen, werd ich allenthalben von dem Schurken-Patent Gebrauch machen. — Dieß sagte er; gieng aus dem Zimmer und ließ das Gesindel in Bestürzung zurück. Schlacker fegte indeß die Bösewichte nicht sowohl ihrer Bosheit, als vielmehr ihrer Dummheit wegen durch; und wandte nun seinen ganzen Fleiß auf Untersuchung der Rechnungen.

Man muß es ihm lassen, daß er überhaupt ein perfecter Rechenmeister, nie aber, Trotz seiner Triefaugen, so scharfsichtig war, als dießmal, da es darauf ankam einen redlichen Mann zu stürzen. Bald fand er auch was er suchte. Das Rechnungswesen jener Zeit ward überhaupt so genau nicht genommen. Dazu kam Gustavs unumschränktes Zutrauen in die Ehrlichkeit seines Vogts, und Wulfings Zutrauen in die Gerechtigkeit seines Herrn. Das einemal nahm der gnädige Herr, das anderemal sein Vogt die Gelder in Empfang. Jeder hielt sich seine besondere Rechnung, und trug nur das ein, was Er empfangen hatte. Gustav aber war so nachläßig in dem Punkte, daß er über vier Jahre dem Vogt keine Rechnung abnahm, und gleichwohl auch seine Privatrechnung nicht ordentlich hielt. Da nun Schlacker anfieng zu vergleichen, fanden sich beträchtliche Reste, von denen man eben so wenig etwas in Gustavs Manual als in Wulfings Rechnungen fand. Die

Zah-

Zahler konnten sich zum Theil nicht mehr erinnern, wem sie das Geld gegeben hatten, und unserm Wulfing fehlte es an Beweis. Mit vieler Mühe bracht' er es aber doch so weit, daß er nur mit 400 fl. hängen blieb. Gleichwohl machte Schlacker die fürchterlichste Schilderung von der vorgefundenen Unordnung; von der gewissenlosesten Behandlung der herrschaftlichen Güter ꝛc. und Wulfing erhielt in den ungnädigsten Ausdrücken seinen Abschied, doch mit dem gnädigen Beysatze: daß ihm 200 fl. am Reste geschenkt seyn sollten.

Unglücklicher Weise war kurz vor diesem Vorfalle, der Herr geheime Rath von Sippstein in Gotha, ein sehr eifriger Gönner des Herrn Vogts, gestorben, und vom Herrn von Sturm durft' er sich keines Beystandes getrösten, weil dieser es ihm nicht verzeihen konnte, daß er dem gnädigen Herrn zu einer zweyten Ehe gerathen hatte. Die ritterschaftlichen und kaiserlichen Gerichte waren nicht betriebsam genug, daß Wulfing einen schnellen Ausgang der Sache von ihnen hätte erwarten können; überdieß lag aller Beweis, den er gegen Schlackern führen konnte, bloß in seiner eigenen Ueberzeugung, mit der man vor Gerichten nicht auslangt. Er schlug also den kürzesten Weg ein, und nahm, mit aller Gelassenheit eines auch im Unglück standhaften Mannes, seine Verabschiedung an. "Nur soll meine bisherige Herrschaft auch nicht einmal vermeintlich einen Heller durch mich verlieren, setzte er hinzu; denn ich würde mich entehrt fühlen durch ein angebliches Geschenk, dessen ich nicht bedürfen würde, wenn der einzige Zeuge meiner

Redlichkeit noch lebte." — Sogleich verwechselte er seine wenigen Schuldscheine gegen baares Geld, und übergab die im Rest gebliebenen 400 fl. dem Herrn Benedict Blasius Schlacker mit den Worten: Hier ist der angebliche Rest. Ich bezahle damit nicht den zehnten Theil des Glücks, das ich bey dem mir unvergeßlichen gnädigen Herrn genossen habe. Nichts als die Liebe und den Dank meiner bisherigen Amtsuntergebenen nehm' ich mit mir; aber die Schmähschrift, mit der man mich des Amtes entläßt, geb' ich voll Verachtung wieder zurück! Hiermit warf er das Absetzungs-Decret auf den Tisch, und gieng aus dem Zimmer.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Eine tödtliche Versteigerung. Wulfings Abschied.

Wie ein Lauffeuer war indeß das Gerücht von Herrmanns schändlichem Betruge herum gegangen, und allgemeines Jubiliren hatte das Dorf erfüllt, daß der Bösewicht selbst in die Grube gefallen war, die er einem ehrlichen Manne gegraben hatte. Das kränkendste für Herrn Janhagel war aber, daß von dem Augenblick an kein rechtlicher Mann mehr vor ihm den Hut rückte; denn jedermann hielt ihn schon für ehr- und dienstverlustig. Niemand erschien mehr auf sein Geheiß und Fritz sagte ihm in öffentlicher Schenke: Ist's wahr, Herrmann,

mann, daß deine Frau, seit du mit dem Vogte vorgestanden bist, den Hund füttern muß? Man spricht, er nimmt keinen Bissen Brod mehr von Dir.

Welch ein Schrecken aber fiel über das Volk, als auf Einmal das Gerücht erscholl: Nicht Herrmann, sondern der Vogt ist entsetzt! Heulen und Schreyen war in den Hütten der Armen, und Aufstand in den Häusern der Reichen. Ein Wolf, der auf öffentlicher Strasse die schuldlosen Kinder würgt, macht weniger Auflauf. Mehr als dreyßig Mann liessen vor die Wohnung des Vogts. Herr Blasius Schlacker fiel fast in Ohnmacht vor Schrecken; denn er glaubte mit Heugabeln gespieset zu werden; aber die Bauern begehrten nur ihren Vogt zu sprechen. Wie sie da standen, wollten sie stehenden Fußes nach Anspach.

Nein, liebe Kinder! sprach Wulfing. Ergebt euch in euer Schicksal, wie Ich mich in das meinige. "Das können wir nicht — das wollen wir nicht — das dürfen wir nicht!" schrie die Versammlung unter einander. "Gott sey dem Commissar gnädig, wenn er bey uns bleibt! Wir dulden ihn nicht, Herr Vogt, und sollte Mord und Todtschlag daraus entstehn!"

Was? rief Wulfing mit edlem Ernste, wollt ihr euch gegen die Obrigkeit setzen, die Gewalt über euch hat? Wollt ihr einen Bauernkrieg anfangen?

So gehn wir doch wenigstens nach Anspach! schrie das Volk.

Auch das ist umsonst! erwiederte Wulfing. Oder glaubt ihr, daß es mir nur um euer Brod zu thun ist? oder daß ich unter solchen Umständen glücklich seyn würde, wenn ich auch länger bey euch bleiben dürfte? — Nein, ihr lieben Traubenheimer! nur euer freundschaftliches Andenken — das ist alles, was ich von euch verlange. Gott wird für euch und für mich sorgen, und alles zum beßten kehren.

Da heulte das Volk und drang in den Vogt; dieser aber blieb unbeweglich auf seinem Vorsatze.

Laßt uns zum Pfarrer gehn! sagten die Bauern unter einander, und liefen geraden Wegs zu ihm. Ehrlich sollte nun dem Herrn Vogt, als Freund und Gevattermann, einreden; ihn wenigstens bewegen, daß er länger bliebe, wenn sie bey der Herrschaft es auswirkten.

Aber Ehrlich verzweifelte daran, ob er etwas ausrichten würde; denn gleich nach der Ankunft des Weinschlauchs von einem Commissar, war er schon zum Herrn Vogte gegangen, um seinen Beystand ihm anzubieten; dieser aber hatte ihn dringend gebeten, nicht nur bey der ganzen Sache ruhig zu seyn, sondern ihn auch nicht einmal, während der Commission, zu besuchen, um allen Verdacht zu vermeiden.

Jetzt glaubt er indeß doch wieder gehen zu müssen. Er macht alle nur möglichen Vorstellungen. " Ein braver Mann soll keinem Schurken, ohne dringende Noth, Platz machen! " sagt er. Aber Wulfing hält eben diesen Fall für dringende Noth, und Ehrlich kann seinen Gründen nicht widerstehn.

Wie

Wie stehts, was sagt er? ruft ihm Rosina weinend entgegen, als er vom Herrn Vogte wieder zurück kommt. — "Er will lieber verhungern, als Barmherzigkeit erflehn, wo er nur Recht bedarf!" antwortet Ehrlich und wirft sich vor Unmuth auf das Bette. Vor ihm steht sein hochschwangeres Weib mit dem kleinen Konrad, und beyde weinen wie am Sterbebett eines Vaters. Ach mein Herr Taufpathe! schreyt der Kleine. Ach Vater, er soll nicht fort! er soll nicht fort! — Der Vater aber scheint ihn gar nicht zu hören; er vergießt keine Thräne; er antwortet auf keine Frage; wie ein Starrsüchtiger liegt er, und sieht seiner Rosina unbeweglich auf den hohen Leib. — — Weib, sagt er endlich, was du mir nie warst, das bist du mir heute . . . eine Last mit dem Kind unter deinem Herzen und mit dem Knaben an deiner Hand! — Ach Gott! ach Gott! seufzt Rosina, was ist dir, um Gottes willen? was that ich dir zu Leide, lieber Mann? — Nichts zu Leide! gutes, frommes Weib, spricht Ehrlich. Du bist mir lieb, wie mein Leben; aber den Staub würd' ich von meinen Füßen schütteln, und auswandern, wohin meine Beine mich tragen, wenn Du nicht wärst. — Unsre besten Tage sind gelebt. — Der Weizen, den ich säe, wird künftig unter Dornen fallen. Mein Amt wird unfruchtbar und meine Ruhe verlohren seyn. Ich werde streiten und nichts gewinnen. Meine Beichtkinder werden seyn, wie herrenloses Gesindel unter der Hand des Bettelvogts.

Wulfing machte nun Anstalt zum Abzug. Er schrieb in sein Geburtsdorf in der obern Pfalz um eine Hausmiethe, wo er sich, bis zu einer andern Versorgung, als Advocat niederlassen wollte. Sein bischen Geld, das ihm noch übrig geblieben war, und sich auf keine hundert Thaler belief, zog er zusammen, und ließ sein entbehrliches Hausgeräthe versteigern.

Anfänglich war er Willens, die Waaren durch einen Bauersmann ausrufen zu lassen; aber Herrmann setzte sich ritterlich dagegen, weil das Geschäfte dem jedesmaligen Dorfsschulzen zukäme. Besonders war es ihm dießmal darum zu thun, weil er dem Dorfe damit zeigen wollte, wie vest er noch stehe. Wulfing gab nach, und Herrmann hatte den Triumph, das Hausgeräth auf öffentlichen Strich zu bringen.

Er schrie wie ein Zahnarzt, und kühlte dazwischen immer seine Lunge mit Most. All besser!! Zehn Batzen zum erstenmal! Zehn Batzen zum andernmal! Nu! besser! besser! Macht doch, daß der arme Schelm noch ein Stückchen Geld mit fort bringt! Elf Batzen zum erstenmal — Elf Batzen zum andernmal! — schrie er unaufhörlich; hob die kleinen Geräthschaften hochmächtig empor und schlug dann endlich mit dem Schlüssel zum dritten und letztenmal auf den Tisch, daß die Gläser klangen. Die wohlhabenden Bauern des Orts strichen indeß, dem Herrn Vogte zu Lieb, die Waaren ganz ungebührlich theuer, und den meisten standen dabey die hellen Thränen in den Augen. Auch Herrmann wollte wieder christlich thun. Er strich selbst zuweilen die

Nach-

Nachbarn herab, und wiederholte wohl zehnmal: so thut doch was aus christlicher Liebe!

Das verdroß die ganze Versammlung. Ja, ja Nachbarn! schrien einige: Thut doch was aus christlicher Liebe, und laßt euch nicht vom Schommel und Janhagel zu Schanden machen! — — Wofern du noch einmal von christlicher Liebe sprichst, die du gar nicht kennst, rief endlich der ganze Haufen: so werfen wir dich zum Tempel hinaus, du elender Verleumder!

Herrmann schmähte dagegen in Bibelsprüchen und Bauernflüchen. Ein allgemeiner Lärm entstand und würde bis aufs äusserste gestiegen seyn, wäre nicht Wulfing selbst dazu gekommen, um die erbitterten Gemüther zu besänftigen. — Der Zorn war indeß einmal bey Herrmann so sehr im Brand, daß er unabläßig Most in sich hinein goß; denn vor innerer Glut klebt' ihm die Zunge am Gaumen.

Gegen das Ende ward er so heischer, daß er kaum mehr reden konnte; dabey sah er aus wie ein Schürer am Schmelzofen. Er gieng nach Hause, warf sich aufs Bett und rief ganz unvernehmlich: Weib, einen Schluck Branntwein! Hitze muß Hitze vertreiben! — Gott, ach Gott! thu doch das nicht, schreyt seine Frau. Herrmann aber gibt nicht nach. Er trinkt ein Glas Branntwein und eh eine Viertelstunde vergeht, liegt er schon in völliger Verwirrung. Die Nacht über redet er irre heraus und allerley Dinge mit unter, die nicht gut waren. " Der Ochs von einem Schulmeister! — dem Teufel will ich was geben und nicht ihm! — mir den Brief so dumm zu schicken! — — Aber warte Fritz!

warte Fritz! du sollst mir büssen! — Wartet Schurken, ich will euch den Jud Schommel eintränken! — Zehn Batzen zum dritten und — und — und letztenmal!" und dabey schlug er aufs Bett, daß die Federn stäubten.

Nach einer so fürchterlich durchfabelten Nacht, war Herrmann sehr entkräftet, hob schwer aus der Brust und seufzte beständig nach Wasser. Ums Himmels willen! sagte er, laßt mir nur niemand in die Kammer, bis ich wieder gesund bin; denn das ganze Dorf klatscht in die Hand und gönnt mir das Unglück. Ich will darum auch manchmal aus dem Fenster sehn und den Leuten einen Gruß bieten.

So trieb ers einige Tage; nun aber konnt' er nicht mehr Versteckens spielen. Man mußte den Arzt aus der Stadt rufen, und dieser erkannte sogleich die Krankheit für den Lungenbrand. Er gab kühlende Mittel, und ließ eine Ader öffnen; aber nichts wollte verfangen: denn Herrmann war voll Seelen-Unruh. Der Groll über die jüngst erlittene Schmach und sein Sünden-Register ließen ihm weder die Ruhe der Nacht, noch den Frieden des Tages. Sein Geblüt kochte wie heisser Wein in den Adern und mehrte Zusehends den Brand.

Wulfing war indeß fertig zum Abzug, und eben bey seinem Gevatter Ehrlich, um Abschied zu nehmen. Vor der Meyerey schien Jahrmarkt gehalten zu werden, so groß war der Auflauf des Volks, als Wulfing mit seinem kleinen Pathen an der Hand, in Ge-

sell-

sellschaft des Pfarrers zurück kam. Der kleine Konrad schrie trostlos die Gasse herauf und sein Vater und Wulfing giengen in stummer Wehmuth. Aber auch ihr Schmerz brach in lautes Schluchzen aus, als sie um den Wagen her die Menge des Volks erblickten, das sich mit Ungestümm drängte, den ehrlichen Vogt noch einmal zu sehn. Väter hoben ihre Kinder aus dem Getümmel empor und sagten: da schaut ihn noch einmal an, den Bauernfreund, und vergeßt ihn nicht!

Der Vogt aber konnt' es länger nicht aushalten; er riß sich schnell aus den Umarmungen des Predigers und Schullehrers, und aus dem Gedränge seiner übrigen Freunde; gab durch einen Wink allen das Lebewohl, und warf sich ganz betäubt zu seiner Schwester in den Wagen.

Beym Einsteigen übergab ihm Wilhelm, im Namen des Dorfes, ein Päckchen, das ihm aber Wulfing, als er bemerkte, daß Geld darin war, mit den Worten zurück schob: "O Kinder! eure Lieb' ist mir genug!" . . .

Ach Herr Vogt! so will Er uns zum Abschied verschmähn? schrie das Volk, und drang so sehr in ihn, daß er endlich das Ehrengeschenk annahm. Ich kann unmöglich danken, sagt er, aber Gott sey mit euch! und mit den Worten verließ er den Ort, wo ihm so viel Liebes und Leids begegnet war.

Zu seinem Erstaunen fand er in dem Päckchen nicht nur 100 fl., die einige dreyßig wohlhabende Männer des Orts im Stillen zusammen geschossen hatten, sondern auch ein von Lieberichs Hand aufgesetztes und von

den

den Gerichtsältesten unterschriebenes Danksagungsschreiben, das mit dem Gemeinsiegel, worauf Caleb und Josua die große Traube trugen, bekräftigt war.

Wulfing mußte, nachdem er das Belobungs- und Danksagungsschreiben in der Kutsche gelesen hatte, noch einmal herzlich weinen; aber es waren Thränen einer süßen Wehmuth. Aus seiner Heimat schrieb er dagegen einen für die Gemeine sehr verbindlichen und ehrenvollen Brief, der noch heute zu Traubenheim als ein Heiligthum aufbewahrt wird.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Ein Sterbebett zum Spiegel für alle Sünder.

Pfarrer Ehrlich an Wulfing. *)

Traubenheim am 4 Oct. 1709.

Ich entledige mich durch diesen Brief, herzlieber Gevattermann und unvergeßlicher Freund, eines Auftrags, den mir ein Sterbender gegeben hat, und nehme zugleich Veranlassung, Dir das Lebewohl schriftlich nachzusenden, das wir Dir, Du Redlicher! mündlich zu sagen nicht vermocht haben.

Zu

*) Ich werde künftig aus Wulfings hinterlassenen Papieren noch einige Briefe mittheilen. Nur so viel ist darin geändert, als nöthig war, um auch meinen Lesern verständlich zu werden, denen die lateinischen Brocken, deren man sich jener Zeit bediente, nicht genießbar seyn würden.

Zu spät für Dich und für das Glück unsers Dorfes; aber leider! zu früh für sein eigenes Wohl, ist Herrmann, vier Tage nach Deiner Abreise, am Lungenbrande gestorben, den er sich bey der Versteigerung Deiner Habseligkeiten, durch sein entsetzliches Geschrey, durch eingenommenen Zorn und durch übermäßiges Trinken, mit welchem er die Gluth löschen wollte, zugezogen hatte. Schaden zu stiften war seine Lust, so lang er lebte, und Schadenfreude war der Nagel zu seinem Sarge. — Anfänglich hielt er die Gefahr möglichst geheim, weil er den Spott des Dorfs und meinen Zuspruch fürchtete, den er in gesunden Tagen so oftmals verschmäht hatte! als er aber am Tage Deiner Abreise den allgemeinen Jammer des Volks hörte, fieng er an, wie im Fieber, zu zittern. Die Trostsprüche, mit denen er bisher sein Gewissen eingeschläfert hatte, wollten nicht mehr verfangen. Er fühlte Sehnsucht nach meinem Besuch, und ließ mich, nach einem harten Kampf, endlich zu sich bitten.

"Soll's ja so seyn,
Daß Straf und Pein
Auf Sünden folgen müssen:
So fahr hier fort,
Nur schone dort,
Und laß mich hier wohl büssen!"

rief er mir, voll Seelenangst, entgegen. Sein Keuchen verrieth sogleich die Gefahr; aber vergebens war mein Bitten und das Flehen seiner Frau, daß er sich doch des Sprechens enthalten möchte. — "Reden muß ich; oder mir zerspringt das Herz!" sagte er.

"Ach

"Ach ruft mir den Vogt zurück! Ich will zum letztenmal heraus aus dem Bette, und auf meinen zitternden Knien ihn um Jesu willen bitten, daß er mir nicht flucht." — Ich schwur ihm, da es zu spät war, Dich einzuholen, daß Du ihm schon verziehen habest; daß Dein liebevolles Herz unfähig sey, irgend einer Seele zu fluchen; daß ich doch aber, zum Ueberfluß, noch an Dich schreiben, Dich an seiner Statt um Vergebung bitten, und ihm Deinen Segen erflehen wolle. —

Bald aber fand ich, daß ich den Balsam zu früh in die Wunde gegossen hatte; denn Herrmann war nicht unruhig über sein an Dir begangenes Unrecht, sondern nur allein darüber, daß Du ihm fluchen, und ihn (wie er aus Aberglauben fürchtete) zur Hölle befördern würdest. — Nun nur noch die heilige Absolution und letzte Wegzehrung! rief er, dann will ich getrost sterben.

Ach, lieber Wulfing, das war wieder einer der Fälle, die mich in meinem Amte so oft schon beunruhigt haben. Auf der einen Seite belebte mich die Hoffnung, den Sünder vielleicht, mit Nathans Freymüthigkeit, zu einer Reue zu bringen, die Gott gefällt; und auf der andern schlug mich die Furcht danieder, durch Erschüttrung, einen Mann frühzeitig zur Grube zu fördern, der noch so sehr des Raums zur Buße bedurfte. — Krebsschäden, dacht' ich endlich, lassen sich nicht mit Rosenwasser heilen! und rief ihm, zwar ernstlich, aber doch mit der Stimme eines Freundes, aus Salomo's Sittensprüchen zu: **Laure nicht als**

ein Gottloser auf das Haus des Gerechten: verstöre seine Ruhe nicht; denn ein Gerechter fällt siebenmal und steht wieder auf. Aber die Gottlosen versinken im Unglück. — Als ich anfieng diesen Zuruf auf ihn anzuwenden, und ihn besonders verständigte, daß ich ihm nur Deinen Segen, nur Deine Verzeihung, nicht aber gänzliche Befreyung von den bösen Folgen böser Handlungen versprochen habe; daß der gerechte Richter nicht nach den letzten Augenblicken des Lebens; nicht nach der herausgewürgten Galgenbuße; nicht nach der letzten Wegzehrung ꝛc. sondern nach unserm ganzen Thun und Lassen richten werde, da kam plötzlich die schon verschwundene Bangigkeit wieder, und mir war es, wie einem Arzte, der ein zu früh vertriebenes Fieber, von dem er Abledigung verdorbener Säfte hofft, wieder kommen sieht. Ach Gott! rief Herrmann mit aufgehobenen Händen, was soll ich thun, was fang ich an?

"Wieder gut machen, was sich noch gut machen läßt;"

"Erstatten, was Ihr geraubt habt;"

"Für Lügen Wahrheit sagen;"

"Abbitten den Beleidigten;"

"Verzeihen den Beleidigern" und

"Die Verführer sowohl als die Verführten vor ihrem nahen Verderben warnen!"

war meine Antwort. Er lag darauf eine Weile tief in Gedanken. Endlich befahl er mit verzagter Stimme, seinen Gevatter Ludewig, nebst dem weiland reichen Hans rufen zu lassen. Ersterer ließ sich ver-

leugnen, als er vom Pfarrer hörte; letzterer aber erschien. So zittern Sünder am Hochgerichte, wie er, als er mit der Mütz' in der Hand in diesen Wohnplatz der Verzweiflung trat. Herrmann bäumte sich empor und bot ihm die Hand entgegen, mit den Worten: Vergib mir um Christi willen; ich habe dich verführt. Sorge doch, daß du nicht auch kommst an diesen Ort der Quaal!

Der elende Tropf, der wenig Wochen zuvor bereit war, des Allmächtigen durch einen falschen Eid zu spotten, stand dabey wie verblutet; fieng endlich an zu weinen, als ich ihm näher an das Herz drang, und begehrte mit mir unter vier Augen zu sprechen. Wer vor aller Augen schändlich gehandelt hat, war meine Antwort, dem gebührt auch Schande vor aller Augen! und nun hob er an, den ganzen Handel, wie er war, öffentlich zu bekennen. Du hast mir zu lieb verschwiegen, keuchte Herrmann, daß ich dich überredt und dir einen Gemeindienst dafür versprochen habe. — Die Umstehenden bebten bey diesem Auftritt, und mir that es nur leid, daß ich, aus Schonung gegen den Sterbenden, den Eindruck nicht so sehr verstärken durfte, als ich wohl gewünscht hätte.

Herrmann empfieng darauf, mit sichtbarer Rührung, das Nachtmahl, und war von dem Augenblick an ziemlich beruhigt.

Die darauf folgende Nacht schlief er ganz sanft; aber ein rauschendes Blatt schreckt den Bösewicht; er lauft, wo ihn niemand jagt. So war es bey Herrmann.

mann. – Zur Mitternacht hebt sein Hund an, fürchterlich in den kalten Nachtwind zu heulen, und ist weder durch Schläge, noch durch Locken und Futter zum Schweigen zu bringen. Herrmann deutet das Heulen des Hundes auf sein nahes Ende, verfällt in unbeschreibliche Angst, und läßt mich endlich aus dem Bette rufen. Bey seinem Anblicke fiel mir die Schriftstelle bey: "Daß einer so verzagt ist, das macht seine eigene Bosheit, die ihn überzeugt und verdammt, und ein erschrockenes Gewissen versiehet sich immer des Aergsten." *) – Ich konnte mich nicht entbrechen ihm mit diesen Worten seine Klagen über Angst und Bangigkeit zu erwiedern. – Ach Gott! so ist es auch – gab er zur Antwort. Mir liegt noch viel auf dem Herzen! Damit deutete er auf die Umstehenden. Ich hieß sie aus dem Zimmer gehn, und Herrmann begann von neuem zu beichten; – aber ich ziehe den Schleyer über seine Geständnisse... Doch eines darf ich dir nicht verhehlen, da es allgemein bekannt worden ist:

Beym Tode seines alten schwachen Vaters, der bekanntermaßen noch vor Verfertigung des neuen Schuldbuchs gestorben ist, unterschlug er, zum Nachtheile seiner verwais'ten Schwesterkinder, deren Haus ich bewohne, nicht nur 80 fl. baares Geld, sondern auch den Schuldbrief über ein Capital von 200 fl. fränk., das Ludewig, der Niederträchtige, von dem alten Janhagel aufgenommen hatte. Herrmann lauft also mit der Schuldversicherung zu ihm. Wenn du mir das Geld binnen 14 Tagen auflegst, und reinen

*) B. der Weisheit 17, 10. 11.

Mund hältst, sagt er: so will ich dir 20 fl. vom Capital erlassen. Das ergreift Ludewig mit beyden Händen; borgt 180 fl., zahlt sie dem Herrmann zurück, und betrügt, um den armseligen Schurkenlohn, drey vater- und mutterlose Waisen um hundert fränkische Gulden. —

Gottlob, daß das Geständniß heraus ist! sagte nun Herrmann, als er dieß gebeichtet hatte; Meine Missethat ist bekannt, und nun will ich getrost sterben; denn wer seine Missethat bekennet und lässet, der wird Barmherzigkeit erlangen.

"Nicht nur bekennet und lässet, sondern auch wieder gut zu machen sucht" — erwiederte ich. Mit dem Bekenntnisse vor dem Prediger ist noch lange nicht alles gethan. "Es soll aber ein Dieb wieder erstatten! Hat er nichts: so verkaufe man ihn selbst um seinen Diebstahl!" sagt schon Mose. — *)

Herrmann, der alle Welt mit falsch angebrachten Bibelstellen, so lang er gesund war, gepeinigt hatte, war sehr beklemmt, als ich ihn mit passendern Bibelsprüchen so ernstlich zu Leibe gieng. Ach Gott! rief er, hätt' ich geglaubt, daß mich die heilige Schrift noch so ängsten würde! — Womit man sündigt, damit wird man bestraft! gab ich zur Antwort. Keine Ausflucht und kein Bibelspruch wird Euch von der Wiedererstattung frey sprechen. Nach allerley Schlangenwindungen hob er endlich an bitterlich zu weinen. Gott! ach Gott! seufzte er, bin ich noch nicht beschimpft genug, daß ich auch als Dieb zu Schanden werden

soll?

*) 2 Mos. 22, 3.

soll? Und kann ich es auch verantworten, daß ich meine Kinder um das Geld bringe?— Besser Ihr werdet hier als dort zu Schanden! versetzte ich, und Weib und Kinder werden um nichts gebracht, als um ein Geld, das ihnen nicht gehört, und keinen Segen bringt. — — Ich schlug absichtlich keinen Ausweg vor, auf dem man den Waisen das Geraubte wieder hätte zustellen können, ohne dabey den Dieb bekannt zu machen; denn mir war es um ein warnendes Beyspiel zu thun.

Weib und Kinder kamen indeß wieder herein. Sie waren über Verlust und Schande sehr bestürzt; fanden sich aber doch bald gelassen in ihr Schicksal. Auf Herrmanns Verlangen gab mir seine Frau sogleich eine Handschrift über 150 fl. fränk. und bat mich, die Schuldversicherung an die Waisenkinder zu überschreiben, und dem Vormund Nicklas einzuhändigen. Ich that es sogleich, denn eben kam der Morgen, als ich das Haus des Jammers verließ. Nicklas stellte darüber einen von ihm und den drey Kindern unterschriebenen Empfangsschein aus, und überbrachte ihn selber dem Schulzen. Vor Freuden küßte dieser das Papier. Es ist hart heraus gegangen— ich habe das Bischen Ruhe, zu guter Letzt, theuer erkauft, sagt er; aber Gott Lob, daß das Höllengeld heraus ist, es hat mich hart gebrannt auf meiner armen Seele!

Des Nachmittags fand ich ihn ungemein heiter und um ein merkliches besser. Er dankte mir sehr gerührt, daß ich ihm zur Seelenruhe verholfen hätte, und bat jedermann der ihn besuchte, um Verzeihung.

Die Neugierde (denn an Freundschaft war hier nicht zu denken) trieb mehr Menschen in das Zimmer, als mir lieb war. Alle waren ihm recht; nur Gevatter Ludewig sollte nicht mehr vor sein Gesicht. — Den Anblick des Menschen, der ihm sonst so willkommen war, glaubte Herrmann nun nicht überstehn zu können. — Seht ihr, sagte ich zu der Versammlung, solchen Trost hat man auf dem Sterbebette von solchen Freunden!

Noch am nämlichen Tage ließ Ich aber den Schalk zu mir rufen. Er erschien mit einer Dreistigkeit, die nur ein ausgelernter Bösewicht, in einem solchen Falle, behaupten kann. Unter den entsetzlichsten Betheurungen leugnete er den Vorfall mit dem Capital. Herrmann ist verrückt, wenn er das behauptet! schrie er. Gott vergeb es dem Bösewicht, der all sein Lebtage ein Schalk und Heuchler war, daß er einen ehrlichen Mann noch vor seiner Abfahrt in Verdacht bringt! Sogar über den Schurkenstreich, den er Dir zu spielen gesonnen war, brach er in die fürchterlichsten Vermessungen aus: Er habe nur behauptet, daß er vom Aufzählen des Geldes nichts gesehen habe, und darauf wolle er leben und sterben und vor Gottes Richterstuhl treten; Nicht gesund wolle er von der Stelle gehn, und was der Frevelreden mehr war. Er drohte, sogleich zum Schulzen zu laufen, und ihn über die Verleumdung zur Rede zu stellen, sollt' auch der Sünder darüber seinen Geist auskeuchen.

Voll Empörung gegen die Vermessenheit des elenden Schufts, ergriff ich die neben mir liegende Bibel, und las ihm mit drohender Stimme die Stelle Sirachs vor: "Denke nicht: Ich habe wohl mehr gesündigt, und ist mir nichts Böses widerfahren; denn der Herr ist wohl geduldig – aber er wird dich nicht ungestraft lassen. Sey nicht sicher, ob Deine Sünde noch nicht gestraft ist, daß du darum für und für sündigen wolltest. Denke auch nicht: Gott ist sehr barmherzig, er wird mich nicht strafen, ich sündige so viel ich will. Er kann bald so zornig werden, als gnädig er ist, und sein Zorn über die Gottlosen hat kein Aufhören. Darum verziehe nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und schiebe es nicht von einem Tag auf den andern; denn sein Zorn kommt plötzlich und wird es rächen, und Dich verderben! Auf unrechtes Gut verlaß dich nicht; denn es hilft dich nichts, wenn die Anfechtung kommen wird!" –

Ganz niedergedonnert stand der Elende dabey; beharrte doch aber hartnäckig auf seinen Schwüren. Nur zu Herrmann zu gehn unterstand er sich nicht. – O lieber Wulfing, wie tief kann der Mensch fallen! Um Ein Laster zu bedecken, begeht er noch hundert andere, die ärger sind!

Noch zwey Tage lag Herrmann zwischen Furcht und Hoffnung. Am vergangenen Donnerstage, in der Abenddämmerung, starb er endlich unter meinem Gebete, und wurde Sonntags darauf begraben. Unerhört war der Zulauf aus der Nähe; denn alles war neugierig, mein Urtheil – vielleicht meinen Verdammungs-

spruch über den Verstorbenen zu hören; ich hielt mich aber, so groß auch mein Eifer war, an die Regel: Richtet nicht! verdammet nicht!

Ich habe Dir weitläuftig den Tod Deines Feindes geschildert, lieber Gevattermann! nicht als ob ich glaubte, Dir damit eine fröhliche Post zu geben; sondern weil ich weiß, daß du dem Sünder eine Thräne des Mitleids schenkst.

Schlacker, der schon am Tage vor der Versteigerung Deiner Waaren von hier abgereis't ist, hält sich noch immer in Anspach auf; wird aber täglich erwartet. Ein Wagen mit Betten und dem nöthigsten Hausgeräthe ist schon angelangt. Ich enthalte mich, Dir zu sagen, wie mir zu Muthe ist; — aber meine beßten Tage sind gelebt. Du bist mir unersetzlich, und Schlacker wird nur kommen, um mir und dem ganzen Dorfe Deinen Verlust noch schmerzlicher zu machen.

Meine Rosina und Konrad, dein Pathe, grüßen Dich mit der innigsten Liebe. Beyde weinen noch täglich um Dich, und ich — stimme dann gewöhnlich mit ein. Uns bangt vor der Zukunft; aber wenn gleich der Rath des Herrn wunderbar ist: so führt er doch alles herrlich hinaus, und lenkt auch unsre Leiden zum Beßten.

Schreib uns bald, Liebster, wie es Dir geht, und grüße deine Schwester von uns allen. Leb wohl! rc. rc.

Sechs

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Amtmann Schlacker macht ernstlich Anstalt, das Dorf zu Grunde zu richten.

Nicklas an Wulfing. *)

Traubenheim, den 5 Aug. 1710.

Gott zum Gruß, lieber Herr Vogt!

Der Krämer Bastian meynt, daß er nur ein paar Stunden von Seinem Dorfe hausiren, oder vielleicht selbst zu Ihm kommen wird, und will den Brief mitnehmen. Ich muß Ihm doch nur schreiben, lieber Herr Vogt, wie's uns armen Teufeln geht. Er hat doch Mitleid mit uns, und wir thun noch immer uns betrüben, daß Er fort ist, und alles läßt Ihn schön grüßen.

Der neue Herr Vogt schreibt sich Amtmann, und so muß man auch zu ihm sagen, und hat seine Beschließerinn gleich als Frau mitgebracht. Ludwig hat zum Willkomm aus dem Fenster geschossen, und ist ihm das Pistol zersprungen, und hat ihm die Hand garstig zugericht't und das rechte Aug ausgeschlagen. Gott verzeih's uns, daß wir's ihm vergönnt haben! —

Wie Herr Schlacker eingezogen ist, war's, wie wenn der Poltermann zu Martini kommt, da sich die Kinder verstecken. — Seine Frau sieht so schmuck und hager aus, wie die Hungersnoth; dafür aber hat sie auch ihr Stamm-dicker Amtmann nur als Zuwage ge-

*) In der Rechtschreibung verbessert.

kriegt, und wenns Glück gut ist, wird sie sich doch schwer genug machen. Sie sieht auch ganz abgeschossen aus; aber der Junker hat sie schon ein paarmal auf die Bleiche geschickt, wie man sagt. Sie hat des Sonntags einen Rock von Fischbein an, der ist so weit wie ein Wagenrad, aber breiter, und strotzt gerad aus, wie bey den Nürnberger Docken, die auf dem papiernen Rock stehn, und keine Füße haben. Sie geht allemal die Quer in die Kirche, und bleibt doch fast zwischen Thür und Angel stecken, und ihr Haar ist abgeschnitten und so grauß wie ein Märzenlamm. Forne sind so ein paar Schopfen, wie Hörner, heraus gedreht, und oben drauf sitzt ein Ding von gelben Bändern. Da loben wir unsre Frau Pfarrerinn, die sieht eben so schlecht und dörflich aus, und redt mit allen Leuten von Acker und Stall; aber die Amtmänninn weiß von nichts als von Anspach und vom Junker, von dem sie lieber schweigen sollte; aber sie macht sich groß mit, daß sie so viel gilt, daß sich die Leute fürchten sollen; und wenn sie so vornehm thut, ists einem immer, wie wenn man hörte die Schlüssel klappern.

Was Herrmann, Gott hab ihn selig! für ein Ende genommen, und wie er sich zu todte geblökt hat, hat Ihm wohl der Herr Pfarrer geschrieben.

Ludewig hat wollen Schulze werden, und obenein Schmieralien geboten; aber er war dem Amtmann zu schlau. Besser, denkt der, ein Hund, der gar keine Hasen hetzt, als der sie selber frißt! — Und nun ists Block worden, an den kein Mensch gedacht hat, weil er ein Block ist, nichts schreiben kann, und sich gar

nicht

nicht ums Amt gemeld't hat. Aber Schlacker hat mit Fleiß den dümmsten zum Schulzen gemacht. Nun schiert man uns in der Nachbarschaft, und sagt: daß es uns gienge wie jenen Fröschen, die einen Block zum König bekommen haben, und der liederliche Maurers-Rulli muß für ihn schreiben, weil er nichts kann als seinen Namen zur Noth; und Rulli hilft ihn an der Nase führen, und hälts mit dem Amtmann, und spielt mit ihm Trumpf aus, und Block muß Haare lassen. Er muß nämlich wissen, lieber Herr Vogt, daß der Amtmann sich ins Wirthshaus setzt und mit den Bauern trischackt; aber nun gehts nicht mehr um eine Kanne Most, sondern den Stoß um einen Batzen, und die Leute verspielen erschrecklich Geld. Der Amtmann hält auch nichts auf Policey, und bleibt selber über die Zeit sitzen, bis ihn Rommel ans Fortgehn erinnert. Zum Pfarrer kommt er gar nichts; weil's ihm da nicht gefällt, und der Pfarrer keine Musicanten-Späß macht, wie Rulli, und nicht mit ihm spielt und zecht, und weil er den Abendsegen singt und nicht trinkt. Und sonst wird ihm auch die Zeit zu lang; denn bey seiner Petronella find't er keine Freude, wenn sie ihm vom Junker erzählt, und sonst weiß sie von nichts; darum geht er ins Wirthshaus. Aber die Bauern haben auch keinen Respect mehr für ihn, und gucken in der Amtsstube mit dem Hut zum Fenster heraus. — Nun soll auch Marks den Schild aushängen, und dann wirds schön werden.

Das neue Pfarrhaus, zu dem Er noch das Holz hat führen lassen, ist bald fertig, und der Pfarrer ist darüber mit dem Amtmann zerfallen, weil er über dem

Bau

Bau mehr als 50 fl. hat versaufen lassen, und weil Rulli, der lieber sein Brod mit der Fiedel und Harfe, als mit der Zwiespitze verdient, das Mauerwerk aufs Taglohn bekommen hat, und die Gemeine so heimschickt, daß man das Geld nicht erschwingen kann, und die Arbeit doch nichts taugt. Die Fröhner haben sich auch wieder aufs Bauholz gesetzt, wie die Juden am Schabbes, und kein Mensch hat sie getrieben.

Und nun Gott befohlen, lieber Herr Vogt. Er wird's dem langen Brief ansehen, daß es heute Sonntag ist. Gott verzeih mir nur, daß ich Ihm lauter Böses schreiben thue; aber es ist nichts als pure Wahrheit, und wenn Bastian etwa selbst zu Ihm kommt, wird er noch mehr erzählen, wie's bey uns hergeht und immer schlimmer wird rc. rc.

So gieng's auch! – Sonst war strenge Policey im Dorfe. Punct Zehn war Feyerabend in der Schenke. Niemand wußte mehr anders, und jedermann ließ sichs willig gefallen. Dadurch wurde dem Laster der Trunkenheit ziemlich vorgebaut, denn gegen Mitternacht schmeckt der Trunk gewöhnlich am beßten; ober schon Hochstein war damit noch nicht zufrieden: Er hatte bemerkt, daß die meisten Säufer, wenn sie einmal anfangen, sich 6-8 Tage nach einander bezechen, und den Blut-Egeln gleichen, die des Ziehens nicht satt werden. Er wußte, daß die Zechbrüder gewöhnlich Branntwein zur Kur trinken, wenn ihnen des andern Morgens nicht recht

zu baß ist, und dadurch den Anfang zu einem zweyten Rausche machen. Diesem abzuhelfen ließ er ein mit eisernen Gittern und mit einer Pritsche versehenes Zimmer für die Gäste zurichten, die bey dem Amtsknechte die Wasserkur gebrauchen sollten. Fieng einer nun in der Trunkenheit Händel an; oder war sonst seine Trunkenheit recht offenbar am Tage: so ließ ihn der Herr Vogt in die Wasserschenke (so nannten die Traubenheimer das Säufer-Gefängniß) auf die Pritsche bringen und bey einer Kanne Wasser ausnüchtern. Am andern Tage gab es eitel Wasser und Brod, so sehr auch die Herren Urians nach einem Glase Schnips züngelten. Des Abends giengs zum Verhör; Der Kurgast bekam eine derbe Lection zur Nachkur; zahlte drey Landmünze für die Herberge und trollte dann ganz demüthig nach Hause. Wollte das nicht verfangen, dann suchte der Vogt durch Leibsübungen zu helfen. Er stellte den Säufer hinter den Schanzkarrn, ließ ihn, nach Erforderniß, zwey, drey, auch wohl acht Tage, bey Wasser und Brod arbeiten und auf der Pritsche campiren. — Auf die Weise konnte sich kein Säufer in Traubenheim auspichen. Wulfing hielt eben so streng als Hochstein über dieser ersprießlichen Anstalt, und Rommel, der unter Wulfing das Wirthshaus bezog, fieng schon in seiner Schenke die Wasserkur an, so bald einer des Weins genug hatte. Sieh Nachbar, sagte er, trink' an Statt des Mosts ein Glas Wasser bey Mir: so kannst du die Kur in der Wasserschenke entbehren. — Das verdroß freylich manchen durstigen Kundmann; aber was war zu machen? Rommel blieb unbeweglich, man mochte

bit-

bitten oder zanken, und sonst gab es keine Niederlage im Dorfe.

Jetzt aber kamen in Marksens Schenke goldene Tage für die Zechbrüder. Beym Amtmann Schlacker hieß es: keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Er war selbst der bravste Trinker im Dorfe; spielte mit der Policey wie mit Würfeln, und war wohl manchmal recht bedacht darauf, das Volk rauschig zu machen, um ihm besser das Fell scheeren zu können. Wurde z. E. herrschaftliches Getreid, oder Zehndstroh, oder sonst etwas versteigert, dann setzte Schlacker den Zahlungstermin auf 4 - 6 Monate hinaus; (denn in 6 Monaten glaubte Jeder Geld genug zu bekommen,) und Marks mußte nun, auf Kosten der Amtskasse, stark geschwefelten Most im Vollauf geben, daß die Strichkunden halb trunken wurden, eh noch ein Angebot geschah. Jetzt steckte Block den Dreyer ans Licht, und das Ueberbieten gieng an, wie wenn alles verschenkt würde. Binnen drey- vier Minuten war dann gewöhnlich die Steigerung weit über dem Werth, und Schlacker machte sich groß damit, daß die Strichprotocolle und die Umgeldszettel vom ausgeschenkten Wein, um die Hälfte höher standen, als unter Wulfing; denn sein einziges Streben gieng dahin, die herrschaftlichen Einkünfte, sey's auch durch den Untergang des ganzen Dorfs, höher zu treiben, und dadurch die Gunst seiner geldbürftigen Herrschaft zu gewinnen.

Durch

Durch das Wirthshaussitzen ergab sich noch extra ein dummer Streich, der Geld eintrug, nach dem andern. Der verkaufte sein Haus, jener seinen Acker in der Trunkenheit, und Rulli war immer bey der Hand, an des Schulzen Statt den Kauf zu protocolliren und sogleich unterschreiben zu lassen. Des folgenden Tags aber kam die Reue gehinkt. Der zu kurz gekommene bot Reukauf und der andre Theil nahm ihn nicht an. Die Weiber liefen vor Amt, und Schlacker, der indeß schon den Kauf eiligst bekräftigt hatte, sagte sein Sprichwort: Trunken gemordet, nüchtern gehangen! — Einer oder der Andre mußte Handlohn und Amtstaxe bezahlen, und wären Weib und Kinder darüber verhungert.

Die Sitzlinge wurden oft uneins auf der Weinbank; schandirten und schlugen sich wacker herum, und Schlacker strich sich den Bauch, wieder eine Gelegenheit zu finden, der gnädigen Frau durch Strafgelder zu helfen.

War irgend jemand durch Schlägerey, dumme Händel, Ehebruch und Hurerey straffällig geworden: dann scherzte Schlacker mit den Lasterhaften. Kommt bald wieder so! — sagte er — Ihr seyd meiner Herrschaft kein schlechter Kunde! —

Sonst scheute das Volk mehr die Strafpredigt des Vogts, als die Strafe selbst; — man schämte sich vor Gott und der Welt; — und Hochstein und Wulfing nahmen die Strafgelder nie anders als mit Widerwillen an. Jetzt hielt man das gröbste Laster für Spaß; ta-

zirte die Sünde nur nach der Geldbuße, und Schlacker glaubte, daß ein ehrlicher Amtmann seine Pflicht schon gethan habe, wenn er nur die Gelder fein einstreicht. — Ermahnen, warnen, eifern gegen das Laster und das Gewissen schärfen, gehörte, seiner Meynung nach, nur allein für den Pfarrer, der, wie er sagte, nicht fürs herrschaftliche Einkommen zu sorgen und nichts bessers zu thun hat.

Für Schand- und Schanzstrafen war er gar nicht. Je der reichste Schlingel im Dorfe konnte thun, was er wollte. Mit Geld lassen Berge sich eben machen, und Flüsse sich austrocknen — sagten die Schlemmer; — und Schlacker: "Hätten wir den Teufel von der Wasserschenk' und vom lumpigen Schanzkarrn! Vom Rücken schlägt man auch keine Ducaten herab." — Fehlte der Sohn: dann zahlten die Aeltern; fehlte der Mann: dann mußten Weib und Kinder büßen und hungern.

Wenn sonst ein Schlemmer von der Wasserschenke zurückkam; oder ein liederlicher Wirthschafter vom Schanzkarrn; oder ein Schläger vom Stock des Büttels, dann hatte sein Haus Mitleiden mit ihm, gab ihm gute Wörtchen, daß er sich besserte, und der Gezüchtigte wurde durch Schaden klug; nun aber war gewöhnlich Uebel ärger gemacht. Du Sauflump! du Mäkler! du Ehebrecher! du Raufbold! hieß es, du bringst uns doch noch an den Bettelstab. Man verargte dem Uebelthäter nicht sowohl seinen dummen, oder boshaften, oder liederlichen Streich, als vielmehr, daß er

sein

sein Haus um die Strafgelder brachte. Durch solche Vorwürfe noch mehr erbost, schalt und lärmte der Bestrafte wie unsinnig; lief zu Markfsen, um unter seines gleichen den Zorn zu vertrinken; oder scharrte und knickte am ehrlichen Arbeiter und am hungrigen Bettelmann; betrog und log im Handel und Wandel; übertrieb sein Gesind und gab elende Kost, um das verlohrne Geld wieder heraus zu schlagen.

Das Unglück zu mehren brachte Schlacker das verderbliche Trischacken auf die Bahn. Sonst spielte man einen ganzen langen Abend Hundert und Eins um eine Kanne Most; itzt aber trischackte man den Stoß um einen Batzen. Das dünkte die Bauern vornehm. "Warum nicht gar um Bohnen, wie die Kinder?" sagten sie, wenn jemand um eine Kanne Wein spielen wollte; denn sie hielten es für großen Ruhm, daß man in der Gegend herum sagte: die Jauner zu Traubenheim trischacken den Stoß um einen Batzen, und lassen nicht eher ab, bis das zweyte Licht auf dem Stecker ist.

Wenn so ein Sitzling gewann, dann dacht' er: wie gewonnen, so zerronnen! und brachte das Geld lumpenhaft durch, in der Hoffnung, mit nächstem wieder so viel zu gewinnen. Hatte er verlohren, dann wollt' er den Verlust nicht entbehren: lief täglich wieder zum Spiel, und setzte den letzten Heller daran. Vor Angst, den hohen Einsatz zu verlieren; oder vor Begierde ihn zu gewinnen; oder vor Zorn, ihn verlohren zu haben,

brannten die Bursche gewöhnlich, betranken sich, machten einander Vorwürfe, schandirten sich herum, hatten ihren Spott über den ausgeseckelten Trischackbruder, und Zwiespalt kam zwischen sonst friedliche Nachbarn. — Niemand aber war dabey schlimmer am Brett, als Block. Ehren halber saß er gewöhnlich beym Amtmann, der sich, so lang er noch halb nüchtern war, mit Nulli treflich darauf verstand, den dummen Schulzen herüber zu ziehn.

Warf irgend ein Spielratz, aus Zorn über den Verlust, und weil er ausgebeutelt war, die Karte zwischen die Gläser, um heimzugehn; dann zog ihn Marks, wofern auch Hoffnung zur Wiederbezahlung da war, gar freundlich auf die Seite. Das wäre noch das gescheid'ste, sagt' er, wenn du jetzt aufhörtest! Verspielt ist nur auf Wucher geliehen. — Wie viel brauchst du? ich will dir geben. — Und hiermit gieng das Trischacken und Trinken von neuem an. Durch die Spielwuth, die unter den Gästen herrschte, war jedes gescheide Gespräch aus Markſens Schenke verbannt; da hörte man nichts als Teufelsmantel und Guckes, drey und vierz'ger Fluß und Wenzel und dergleichen Ausdrücke, die zur edlen Trischackkunst gehören.

Hatte der Spielkameraden einer sein Geldchen vertopft, und obenein noch Schulden gemacht, dann sollte die Frau nicht wissen wo ihn der Schuh drückt. Sagt sie nur ein Wörtchen vom Kaufen oder Zahlen: so ist's, wie wenn der böse Geist in ihn führe: Was schert dich

das

das Geld? sorg du für was anders, und nicht für Kauf und Zahlung! Er trägt beständig den Schlüssel zum leeren Geldschrank im Sack, damit die Frau den Schmalhans-Cassameister nicht merken soll. Diese denkt sich indeß im Schränkchen einen Schatz, bis sie nach und nach ausgeht, daß die Spinnen drin misten. Und nun hebt ein Sturm an, der zuletzt gewöhnlich, recht im eigentlichsten Verstand, abgeschlagen wird. Braucht die Frau Geld: so will der Mann nicht hören, weil er keines hat. Sie beginnt also zu fuckern und zu schachern; verkauft heimlich Mehl, Eier, Schmalz, Butter, Getreid, und was sich erwischen läßt, an ihre Hehlweiber für einen Spottpreiß, um sich aus der Noth zu helfen, indeß der Mann mit Borgen und Sorgen die eine Lücke auf, die andere zu macht. Das Hauswesen kommt darüber ganz in Verfall; das Gesind arbeitet faul und liederlich; die Kinder werden verwahrlos't; sie hören den ewigen Zank zwischen den Aeltern; vergessen den Respect, und werden durch das böse Beyspiel vollends verdorben. — Noch ärger geht es bey den Armen. Diese spielen und saufen das liebe lange Jahr auf den Herbst los; Marks borgt sauern Wein, und faßt ihnen dann den süssen Most von der Kelter weg. Noch zehn andre Gläubiger sind indeß auch darauf vertröstet; Weib und Kinder, die das Jahr über im Weinberg hart gearbeitet haben, heulen und schreyen, und die Gläubiger schelten und dringen auf Zahlung. Das ganze Haus verliert Lust und Muth; alles geht den Krebsgang, und vor Sorgen und Streiten betet man kein andächtiges Vater unser mehr.

Nur wenige retten sich wieder aus den Stricken; die andern fallen immer wieder hinein, so oft sie's auch versuchen, die Niederlage der Jauner zu meiden. "Du bist doch ein braver Weibermann!" heißt es, wenn einer zurück bleibt — "Aber halte dich ja wacker zu Hause! du mußt deiner Frau Kurzweil machen. Weibergebot geht über Gottes Gebot! und mit der Ruthe läßt sich nicht spassen." — Das fängt gewöhnlich Feuer. Die Männer halten's für Schande, den vernünftigsten Vorstellungen ihrer Weiber Gehör zu geben. Ein rechter Mann, denken sie, muß lieber nach eignem Gefallen ein Narr, als auf Anrathen der Frau gescheid seyn! — Zu zeigen, daß das ihr voller Ernst ist, laufen sie geraden Wegs wieder zur Schenke, fangen ihr Jauner-Leben von neuem an, und sinken alltäglich tiefer ins Elend. Sind sie nun wieder einmal betrunken, dann geht's schon eine Weile so fort. Des andern Tags ist ihnen der Kopf schwer und jedes Glied wie abgeschlagen. Den Eckel im Magen, das Spannen auf der Brust, und die lange Weile zu vertreiben, sitzen sie gleich wieder bey Marks, und schwemmen sich mit Wein und Brantwein die Grillen vom Herzen.

Um nichts zu versäumen was das Unheil des Dorfs aufs höchste bringen konnte, nahm Schlacker, des elenden Schutzgeldes willen, eine Menge armer Leute, und darunter viel liederliches Gesindel auf. Mit einem Schutzbriefe fieng dann gewöhnlich die Haushaltung an, und mit einem Bettelbriefe hörte sie auf. In einer

ner Zeit von 8 — 10 Jahren waren der Tagelöhner und Insassen zu Traubenheim so viel, daß einer dem andern das Stückchen Brod aus den Zähnen riß. Schlacker aber tröstete sich damit, daß er nur Schutz, und nicht Nahrung versprochen habe. Sonst vergieng fast kein Tag im Jahre, da ein Häcker nicht Arbeit gehabt hätte. Die meisten waren auf halbe Monate verstellt; nun aber wollte jeder Bauersmann seine Arbeit auf dem Punkt. Erst ließ er's auf Spitz und Knopf anstehn, dann lief er des Abends einem der armen Tropfen an's Fenster: "Kannst du mir nicht morgen dieß und das thun?" Morgen, Nachbar, kanns nicht seyn, hieß es, ich bin schon auf morgen verstellt; aber auf übermorgen bin ich zur Aufwartung. Ich brauche keinen Taglöhner auf übermorgen, sondern auf morgen, sagte der Bauer und gieng zum anderen, dritten und vierten, bis er einen traf, der eben vacant war — und übermorgen lief der nämliche müßig herum, der auf Morgen den Verdienst ausschlagen mußte. Um nur Wasser und Brod zu gewinnen, versprach jeder wohlfeiler zu arbeiten, als der andre, und konnte dann mit dem Tagelohn nicht zureichen. Durch elende Lebensart kamen die Leute von Kräften. Die Arbeit wollte nicht mehr gehn, und war auch oft keine zu haben. Was that man also? Statt auf andre redliche Mittel und Wege zu sinnen, fieng man an zu stehlen wie ein Marder. Keine Garbe, kein Weinstock, kein Obst, kein Grasfleck, kein Zaun war vor der Raubsucht des armen Gesindels sicher. Kinder wurden schon in der frühesten Jugend zum Raub abgericht't. Der Mangel an

Arbeit machte das Volk faul, und der Mangel an Brod trübsinnig und unachtsam. Wie Unkraut wuchsen die Kinder empor und gewöhnten sich, wenn das Stehlen nicht zureichte, an den Bettelsack. Schlackers Name wurde durch seine Bettelbriefe auf zwanzig Meilen im Umkreis bekannt, und niemand schämte sich mehr, seine Pässe hausiren zu tragen.

Die Zahl der Armen vermehrte sich überdieß noch alljährlich durch etliche sonst wohlhabende Bauern, und Schlacker lief mit seinen Triefaugen fast täglich das allgemeine Schuldbuch durch, um zeitig genug den Sack zuzuschnüren; aber keinen warnte er vor der Hand; keinen suchte er, so lang es Zeit war, zu retten. Ihm war es nicht um das Wohl der Amtsunterthanen, sondern um Schuldtheilungssporteln, um Strich- und Anweisgelder, um Ab- und Zuschreibgebühren, um Zählgelder und Heyrathsbriefe, und in Rücksicht auf die Herrschaft, um frisches Handlohn zu thun, und das waren die Späne, die gewöhnlich von Ausschätzungen abfielen. Kam etwas zur Klage, das sonst Wulfing mit etlichen Worten abthat, dann fieng er an zu schreiben, abzuhören, Termine zu setzen, und der Weitläufigkeiten so viel zu machen, daß die Versäumniß allein mehr betrug als der Streit, der doch am End' auf einen Vergleich hinausfiel, wenn Schlacker der Sporteln genug herabgerissen hatte. Das Volk lief nach Anspach; aber Herr von Schleich hörte nicht, wenn vom Ammanne die Rede war, und Caroline erfuhr selten

von seinen Streichen etwas. Ihr war es genug, daß Schlacker den Dorfs-Ertrag höher trieb. Traubenheim kam indeß durch solche Wirthschaft in den tiefsten Verfall.

Niemand hatte den geringsten Respect gegen den Herrn Benedict Blasius; in der Amtsstube zankten und schandirten sich die Partheyen herum wie in einer Bierschenke. Wenn sie sich satt gestritten hatten, dann machte Schlacker die Zeche, und damit war das Lied am Ende. So riß Ungehorsam und Grobheit in dem Dorfe so sehr ein, daß man in der Gegend herum, wenn von einem unhöflichen Menschen die Rede war, nur sagte: er ist grob wie ein Traubenheimer Bauer.

Nur wenige rechtschaffene Männer lebten unter dem Gesindel, wie Loth in Sodom; aber sie waren eben so wenig im Stande, dem allgemeinen Verderben zu steuren. Nicklas, Wilhelm, Rommel, Fritz und noch einige wackre Männer des Dorfs hielten zusammen; ihre Wirthschaften standen aufs beste; mit ihren Weibern lebten sie friedlich, erzogen ihre Kinder zu guten Leuten, und sahen mit Sehnsucht einer bessern Regierung entgegen, die sie von ihrem Erbherrn Heinrich erwarteten.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die Leser besuchen den Prediger des Dorfs in seinen Trübsalen.

Was Pfarrer Ehrlich sich selbst geweissagt hatte, traf unter Schlackers Regierung alles ein. Sein Bemühen, Guts zu wirken, war größtentheils verloren, und sein verdoppelter Fleiß nur ein Damm gegen das gänzliche Verderben. — Nicht zufrieden, daß er mit jedem Sonntage nachdrücklicher gegen die einreissenden Laster eiffert, besucht er auch die liederlichen Wirthschafter besonders; oder läßt sie zu sich rufen, und spricht unter vier Augen mit ihnen. So lang er Vorstellungen macht; ihnen die häßlichen Folgen ihres Unwesens vor Augen malt; sie der vorigen goldenen Zeit erinnert und Mittel vorschlägt, wieder zum verlohrnen Frieden zu gelangen, sind fast alle gerührt gestehen ihr Unrecht und versprechen mit Hand und Mund, abzulassen; bieten auch zu Hause ihren Weibern die Hand; bitten um Verzeihung und wollen wieder gut und glücklich werden. Sie weinen in der Kirche und wischen sich heimlich die Thränen vom Auge; sagen: der Prediger hat doch recht! Wie gut war es in Traubenheim, als wir noch dem seligen gnädigen Herrn, und dem Vogt und dem Pfarrer folgten! So gut meynt es doch kein Mensch auf Gottes Erdboden mit uns, und Schlacker sinnt nur auf unser Verderben. — Aber mit hundert Stricken waren

ren sie ans Elend gefesselt. So stark ihr Wille war, so schwach war ihre Kraft.

Indeß bemühte sich Schlacker das Volk von dem Pfarrer ganz abzuziehn und gegen seine Bitten und Ermahnungen taub zu machen. Er sprach daher immer geringschätzig vom geistlichen Stande, und gieng vierteljahre lang nicht Einmal zur Kirche. Wenn ihm dann Rulli, Marks oder sonst einer erzählte, wie der Pfarrer über Säufer, Spieler und liederliche Wirthschafter losgezogen und öffentlich gesagt habe, daß alle Policey aus ihrem Dorfe verbannt wäre, — dann sagte Schlacker gewöhnlich: das müßt' ein rares Wort seyn das noch kein Pfaffe gered't hat! Laßt ihn schwatzen! Umsonst hat man keine zwey Ohren. Wißt ihr das Räthsel nicht mehr: "Es schreyt und schreyt ein Männlein im Holz; aber niemand gibt Antwort darauf?" — — —

Deß lachten die Zechbrüder zum Theil, und hatten am Ende nur ihren Scherz, wenn sie der Pfarrer, wie sie sagten, von der Kanzel warf. Andre schämten sich, lästerten den Prediger und sagten: es ist nicht recht, daß er auf die Leute mit Fingern weis't! —

Einmal aber, als er in Beyseyn des Amtmanns, über das Evangelium vom guten Hirten an einem Nachtmahlstag predigte, gerieth er so sehr in Eifer, daß er ausrief: Auch unter meine Heerde seh ich den Wolf kommen! Ich habe lange, lange meine Heerde gewarnt und in Sicherheit zu bringen gesucht; aber sie stürzt sich selbst in die Zähne des Würgers! —

Und hiermit hob er eine Strafpredigt an, daß man an Schlackers grimmigen Augen offenbar sah, wer der Wolf war. Endlich aber, als die ganze Gemeine zu zittern anfieng, schlug der Wolf die rothen Augen nieder und verfluchte seinen Vorfahrer, daß er den Vogtsstuhl ohne Gitter gelassen hatte.

Die darauf folgende Nacht gieng Ehrlich selbst in Markssens Schenke. Der Zecher waren nur wenige, denn die Predigt des Vormittags hatte sichtbar gewirkt; die elenden Bursche aber, die ihrer nicht geachtet hatten, warfen, wie betäubt, die Karten unter den Tisch, als der Pfarrer hereintrat. Ich muß endlich anfangen im Wirthshause zu predigen, hob er mit ernstlichem Ton an, weil meine Predigten in der Kirche fruchtlos sind. Wißt also, daß ich bereit bin mein Leben für euch zu lassen, und das Höllennest zu zerstören, das bisher all meine Arbeiten zerstört hat!

Betroffen über der unerwarteten Strafpredigt liefen die Zecher sämmtlich aus der Schenke, wie die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, und Ehrlich ermannte sich nun gegen den Wirth, den er so sehr zu Boden donnerte, daß ihm die Vertheidigung auf den Lippen erstarb. Die Worte des Predigers: Wehe dem Menschen, durch den Aergerniß kommt! Es wäre ihm besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere, da es am tiefsten ist! — waren ihm und seiner Frau wie ein Schwerdt durch die Seele gedrungen. Das Weib heulte wie in Verzweiflung, und Marks versprach mit Thränen, von nun an abzulassen und selbst auf Ord-

nung

nung und Policey zu sehn, weil es der Amtmann nicht thäte.

Schlacker saß indeß und schrieb einen Bericht, in welchem er fürchterlich gegen den Pfarrer loszog, und die Sache so vorstellte, als ob dieser in jeder Predigt den derzeitigen Amtmann mit Schmähungen verfolgte; sich in alle Vogt-Amts-Angelegenheiten einzudrängen, das Volk gegen die Obrigkeit zu empören, und sich bey jeder Gelegenheit wegen der Entsetzung Wulfings zu rächen suchte. Herr von Schleich forderte sogleich, in den härtesten Ausdrücken, dem Pfarrer Verantwortung ab. Ehrlich folgte dem Befehl und legte die so sehr aufgefallene Predigt in Abschrift bey. Die Ausdrücke sind hart, sagt er in seiner Verantwortung; aber bey harten Krankheiten nützt wohlschmeckender Zucker nicht! Ich will kein Eli für meine Beichtkinder werden! — Unter andern dringt er auf Wiederherstellung der Ordnung und Policey, mit dem Beysatz: Ich bin vest überzeugt, daß mich der wohllöbliche Ritterort, als *respective* Obervormund, nicht unverhört verdammen wird, wofern es Euer Gnaden gefallen sollte, meine Streitsache höhern Orts vorzulegen.

Moritz von Schleich verstand den Wink. Er fürchtete, von dem Prediger bey der Obervormundschaft verklagt zu werden, wofern er ihm ablegte. Nothgedrungen gab er also dem Amtmann strenge Weissung, künftig besser über Policey zu wachen; dem Pfarrer aber ließ er sehr heuchlerisch für die Nachrichten vom Zustande des Orts danken, damit es

schei-

scheinen sollte, als hätt' er erst durch das gedachte Verantwortungs-Schreiben die gerechten Beschwerden des Dorfs erfahren; ob er sie gleich vorlängst gewußt, und deßwillen, seit er Vormund war, Langenhausen gemieden hatte, um nicht von den Traubenheimern überlaufen zu werden.

Indeß lauerte Marks nur auf den Ausgang des Klaghandels zwischen dem Amtmann und Pfarrer, um dann, wenn es zu Gunsten des erstern ausfiele, sein Unwesen wieder von forne zu beginnen; denn er bereute schon wieder sein gegebenes Versprechen. Schlacker aber posaunte sogleich nach Absendung seiner Klagschrift allenthalben aus: daß er, von Vormundschafts wegen, dem bellenden Pfaffen Einhalt werde thun lassen. — Alles war in Erwartung, als unverhoft die Resolution, zum Nachtheil des Amtmanns, eintraf. Niemand hatte bisher etwas gegen ihn ausgerichtet, und auf einmal ward der Pfarrer sein Meister!... Marks kroch nun zum Kreutz, und viele von den übrigen, die den Prediger nur verlassen hatten, weil sie ihn für den schwächern Theil hielten, kehrten zu ihm zurück und lachten des Amtmanns.

Leider aber hatte Ehrlich durch Schlackers Schuld seine Gesundheit verlohren. — Bey seinem ohnedieß schwächlichen Körper, und bey der Reitzbarkeit seiner Nerven, war es ein leichtes, durch Kummer und Verdruß ihn aufzureiben. Seit geraumer Zeit war er beständig müde, seine Farbe verbleichte ganz,

und

und täglich verlohr er an Stärke. Die neue Wohnung, die er im Jahre 1711 bezogen hatte, trug vielleicht auch nicht wenig zur Zerstörung seiner Gesundheit bey. — Bald nach seinem Einzuge verlohr er eine kleine Tochter von nicht gar zwey Jahren, mit der seine Rosina kurz nach Wulfings Abreise niedergekommen war. Sein ganzes Herz hieng an dem Mädchen, und in der trüben Lage seines Lebens fiel ihm der Verlust doppelt schwer auf. Diese Wunde war indeß noch nicht geheilt, als ihm das Schicksal eine zweyte noch empfindlichere schlug! — Ich will ihn selbst erzählen lassen. Hier ist sein

Brief an Wulfing.

Traubenheim d. 10. Nov. 1713.

Der Brief *) herzlieber Gevattermann, in welchem ich Dir den frühen Tod meines Töchterleins berichtet, und zugleich gesagt habe: daß mein Weib wieder guter Hoffnung wäre, konnte kaum in Deinen Händen seyn, als mich der Herr über Leben und Tod zum zweytenmal heimsuchte. Die hellen Thränen fallen mir aufs Blatt herab, indem ich Dir melde, daß mir Gott meine unvergeßliche, meine fromme Rosina heute vor 8 Tagen entrissen hat.

Von einer zu frühen Niederkunft, (das Kind starb sogleich nach der Geburt) wurde sie, fünf Tage vor ihrem Ende, so sehr mitgenommen, daß kein Mittel des Arztes sie retten konnte. Ach ich darf nicht an ihre Leiden denken — — Sie war stark wie ein Held und

Christ;

*) Ist hier nicht eingeruckt.

Christ; sprach mir und meinem Konrad (der dich herzlich grüßt) bis an den letzten Athemzug Trost ein, und befahl mir ausdrücklich, Dir, du Redlicher, ihren Dank und ihr letztes Lebewohl zu sagen.

Eine treue Magd, die meine Rosina selbst unterrichtet hat, versieht meine Wirthschaft; ich aber bin so sehr von der Welt abgezogen, daß ich lieber sterben als leben möchte. Nur mein Konrad bindet mich noch an die Zeitlichkeit. Um seiner willen möcht' ich gerne noch etliche Jahre hier seyn; aber es neigt sich mit mir merklich zum Grabe. Des Morgens lieg ich noch immer im Schweiß; der trockne peckende Husten läßt noch nicht nach; mein Leib zehrt immer mehr ab und die Kräfte mangeln täglich mehr. Auf der Kanzel wird mir der Athem zu kurz, und am Ende bin ich gewöhnlich heischer. Der Arzt räth mir, einen Studenten ins Haus zu nehmen, um meiner schonen und die Cur abwarten zu können. Das ist das härteste was mir bevorsteht. — Vielleicht aber macht Gott meiner Leiden bald ein Ende und bringt mich zu meiner verklärten Rosina. Des Herrn Wille geschehe! — Schlacker hat indeß die Lust, auch über mich zu triumphiren. Der Verdruß, den er mir täglich zugezogen, hat mehr an meinem Leben genagt, als der Kummer über häusliche Leiden. O wie glücklich lebten wir, als Du noch um uns warst!!

Für meinen Konrad will ich vorläufig sorgen. Meine Schwägerinn in Bayreuth soll ihn so lange aufnehmen, bis er sich unter den vielen Handthierungen die er da sieht, eine erwählt hat. Studiren soll er nicht,

wenn

wenn auch das Schärflein, das ich vielleicht zurücklasse, hinreicht.

Gott mache es mit uns allen nach seinem heiligen Rath! Er erhalte nur Dich gesund, weil Du nun zu Deinen Arbeiten, in Ermanglung eines vesten Soldes, der Gesundheit so sehr bedarfst. Ich bin auf alles gefaßt, und freue mich des Lebens im voraus, wo kein Leid und kein Geschrey mehr seyn wird, wo Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen.

Dein
bis ins Grab getreuer Freund
Christian Ehrlich.

N. S.

Heute vor 3 Wochen ist meine alte Schwiegermutter in Bayreuth bey ihrer Tochter gestorben. Aeltern und Schwiegerältern — Weib und Kinder — alles was mir lieb ist, geht in die Ewigkeit voran!

Seine Gesundheitsumstände wurden nun täglich wankender, und der Arzt drang ernstlich auf Ablassung von allen Geschäften. Ehrlich nahm also einen jungen Candidaten zu sich, der für ihn einen Theil des Amtes versah. Schlacker aber schrieb nach Anspach und stellte der Herrschaft vor, wie dringend die Noth sey, einen gesetzten und verständigen Pfarrverweser dem Prediger an die Seite zu geben, inmaßen das ganze Dorf,

unter einem jungen unbärtigen Studenten, den Ehrlich eigenmächtig angenommen habe, verwildern müßte; zumal da die Krankheit langwührig zu werden schiene. Zum Pfarrverweser schlug er seinen Vetter, Herrn Athanasius Glauber, einen alten vergessenen Candidaten, als den tüchtigsten Mann vor, in der Hoffnung, unter dessen Beystand, den ihm verhaßten Prediger gar aus der Welt hinaus zu kränken.

Pfarrer Schorr von Langenhausen war ihm aber unglücklicher Weise schon mit einem Fürwort für Herrn Magister Rohling zuvor gekommen, der mit seiner ältesten Tochter versprochen war, und hatte schon die Zusicherung in Händen, ehe Schlackers Vorschlag in Anspach eintraf.

Unverhofft erschien also Herr Magister Rohling im Traubenheimer Pfarrhause. Pfarrer Ehrlich machte Schwierigkeiten; Auch Schlacker brummte über den Herrn Magister; beyde aber scheuten den ungerechten Vormund; Der gute Jüngling, der seit einigen Wochen da war, und alles mögliche gethan hatte, sich gefällig zu machen, mußte weichen, und der Magister nahm im Anfange des Jahres 1714 Besitz von seiner Stelle.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Magister Rohling wird geschildert. Pfarrer Ehrlich stirbt.

Nicklas an Wulfing.

Traubenheim, den 26 Dec. 1714.

Gott zum Gruß, lieber Herr Vogt!

Der Herr Pfarrer hat mir Seinen Brief gleich zugestellt, und ich habe mich recht gefreut, daß Er mir die Ehre anthut und an mich schreibt, und daß Er fein gesund ist und Ihm nichts abgeht. Mit dem Herrn Pfarrer wird es eben immer schlechter. Wenn man auch manchmal meynt, es geht wieder: so kommt ein neuer Anfall, und der Herr Magister macht ihm das Leben noch obenein blutsauer, und hälts mit dem Pfarrer von Langenhausen um der Tochter willen, und weil er ihn bey der Herrschaft recommendirt hat.

Der Langenhäuser ist dem Herrn Pfarrer immer nicht gut gewesen, weil sonst unser Ort nach Langenhausen gepfarrt hat, und hat gegen uns Bauern immer nach dem Herrn Pfarrer geforschelt und die Zunge gezogen, und hat sich vornemlich recht drein gelegt, wie's mit dem Amtmann Händel gegeben hat; aber Fritz, der sich immer kein Blatt vors Maul nimmt, hats ihm einmal recht gesagt, daß wir einen Pfarrer für uns haben, und daß es andre nichts angeht, und daß es sich nicht schickt, wenn man Beichtkindern die Zunge zieht; aber böse Leute lassen sich doch manchmal eins in das Ohr setzen, und werden spornstachlich. Jetzt

geht es aber recht drauf und drein, und der Magister soll unser Pfarrer werden. Er hat einen Kopf so dick wie eine Klosterkatz und eine große schwarze Perücke drauf und schreyt auf der Kanzel, daß die Halskrause wackelt. Er hat ein Buch geschrieben, das sieht aus wie ein Kalender, und hat aussen herum Goldpapier und ist lateinisch. Auf das Ding ist er Magister worden. Es steht auch sein Name darauf und oben drůber ein andrer, mit grőßern Buchstaben; aber das lateinisch Ding hat der nicht geschrieben, sondern der Magister selbst, wie er sagt, und das, meynt er, kőnne nicht jeder Dorfpfarrer, und drum gåb's auch nicht viel Magister. Schulz Block hat den Kalender, oder wie man's heißt, von ihm; aber es kanns niemand lesen, und Block kennt die Buchstaben gar nicht. Wir alle merken mittlerweilen nichts von der Gelehrtheit des Magisters, und loben uns unsern alten Herrn Pfarrer, wenn er gleich kein goldpapiernes Ding hat drucken lassen. Da hat man doch alles verstanden, und hat sich aus seinen Predigten spiegeln kőnnen, und ist gescheider worden. Der Magister aber meynt, daß wir Bauern gar keinen Begriff håtten: und darum will er uns erst Begriff beybringen, und sagt uns allemal, wenn er zu predigen anfångt, was das ist, wovon er redt; da sagt er uns, was Hurerey, und was Zorn, und was Armuth und Reichthum ist, und dann weiß man nicht mehr, was er gewollt hat; aber eh ers erklårt, weiß man's. Und dann redt er auch fast allemal vom verblůmten Verstand, von dem uns Herr Ehrlich gar nichts gesagt hat. An Mariå Verkůndigung hat er so

viel

viel über die Empfängniß der heiligen Jungfrau geprebigt, daß einen die Kinder gefragt haben und wollten auch ein'n Begriff haben. In den Kinderlehren schänd't er gewaltig, daß die Kinder nichts gelernt haben, und das verdrießt meinen Schwager. *) Aber der Magister fragt nach lauter Sachen, die die großen Leute nicht einmal wissen, und niemand weiß recht, wozu man's brauchen soll. Beym Herr Pfarrer Ehrlich hat man doch immer gewußt, warum und wozu? — Wir beten recht fleißig, daß ihn Gott wieder soll gesund werden lassen. — Seine Haushaltung geht auch schlecht. Die treue Magd, die er gehabt hat, hat geheyrathet, und ist nach Langenhausen gezogen, und nun hat er ein Mensch, das nicht viel versteht und wacker abträgt und suckert. — Meine Schwester **) geht fleißig ab und zu bey dem Herrn Pfarrer und sieht der Magd auf die Finger. Sie sagt aber, daß nichts zureichen kann, weil der Magister zu viel aufgehn läßt, und die Arzneyen und der Doctor so viel kosten.

Der Herr Pfarrer kann seit lange nichts mehr thun, als daß er seinen Konrad lernen läßt, alle Wochen in die Schule zu meinem Schwager geht, und manchmal zum Zeitvertreib Harfe spielt. Der kleine Konrad spielt dazu auf der Cyther und singt; aber der Herr Pfarrer kann nicht mehr singen, so schwach ist er auf der Brust. Des Abends besuch ich ihn manchmal mit meinem Schwager. Es ist ein Jammer, wenn man ihn so ansieht, und doch ist er noch immer freundlich

*) Den Schullehrer Lieberich.

**) Marie Liebrichin.

und liebreich; aber seine selige Frau kann er nicht vergessen. Fast allemal red't er von ihr und freut sich, daß er vielleicht bald zu ihr kommt, und wir weinen dazu, wie die Kinder.

Der Herr Amtmann treibts noch immer wacker fort und plagt den Pfarrer. Auch mit dem Magister steht er nicht sonderlich, weil sein Vetter Glauber nach Traubenheim hat kommen sollen. Doch ist das Haushalten im Dorf nicht mehr so gar arg, seit der Herr Pfarrer an die Herrschaft geschrieben hat, wie Er schon wissen wird. Deßwillen aber steht der Amtmann doch gut bey der Herrschaft, weil er ihr brav Haasen in die Küche jagt. Da hört man von nichts als von Nachsteuern, Handlohn und Pachtgeldern. Am Ende muß man auch seine arme Seele vernachsteuern. Wo sonst die Nachsteuer ganz aufgehoben oder auf 5 pro Cent gestanden war, da muß man jetzt zehn zahlen, und selbst das, was man auf dem Heyrathstage verzehrt hat, wird mit angesetzt. Alles, bis auf Luft und Wasser, ist verpacht't. Pfannenflicker und Scheerschleifer, Salz- Aschen- Hefen- und Lumpenhändler, Musicanten und Fallmeister zahlen Pacht und reissen's wieder an uns herab. Hat man Hochzeit: so darf man nicht einmal durch seine eigenen Leute kochen lassen, weil auch die Kocherey verpachtet ist. Sieht Er, so geht's uns, seit Er fort ist. — Und hiermit Gott befohlen, lieber Herr Vogt! Wir grüssen Ihn recht schön und Seine Schwester.

Ich

Ich habe noch eine Reihe von Briefen vor mir, in denen Ehrlich selbst dem Gevatter Wulfing von seinem Zustande Nachricht gibt. Bald glaubt er besser zu werden, bald klagt er von neuem. Ueber den Verfall seines Hauswesens jammert er verschiedenemal. " Wenn ich noch länger so fort serbe, sagt er: so hinterlaß' ich meinem Konrad nichts, als meinen väterlichen Segen; aber ich verzage darum nicht. Gott hat es mir auch, da ich von meinen Aeltern fast nichts hatte als mein Leben, nie an der Nothdurft mangeln lassen, und die Schrift selbst hat den Nachkommen des Gerechten Brod verheissen."

Vom Magister Rohling sagt er: "Er ist ein Mensch von rauher Gemüthsart; mein Herz kann ich nicht vor ihm ausschütten, und an meinen Leiden nimmt er keinen andern Antheil, als den, daß er sich täglich erkundigt, obs schlimmer wird, weil er mein Stücklein Brod zu erhalten hofft. Vom Mangel weiß er noch nichts. Bis hieher hat sein älterliches Vermögen ausgereicht, und wie er's bisher trieb, soll es fort gehn. Er ist daher gewöhnlich unbeschreiblich derb, wenn es irgendwo fehlt, und ich bin doch zu arm, ihm alles zu verschaffen, was ich Zeit Lebens entbehrt und niemals gewünscht habe, weil ich von Kindheit auf an Genügsamkeit gewöhnt war. Am tiefsten kränkt's mich, daß er bey meinen Lebzeiten schon alles geringschätzig behandelt, was ich gethan und geleistet habe. Die Kinder sind nicht gehörig unterrichtet, und die Erwachsenen haben keine Begriffe. Das sagt er mir sogar ins Ge-

sicht. Mit meinem treuen Schullehrer, dessen Marie mir mit unaussprechlicher Liebe beyspringt, hat er über den Kinderunterricht schon hart gestritten; aber ich suche ihn aus der Schule, so lang als möglich, fern zu halten, und besuche sie selbst noch alle Wochen ein Paarmal. Aber die Lebhaftigkeit mangelt mir, mit der ich sonst immer unter meinen Kindern war, und das viele Reden ermattet mich sehr. Der Verdruß, mit welchem Rohling alles ansieht, was ich gethan habe, rührt wohl unter andern auch daher, daß meine Beichtkinder ihm weniger Achtung erweisen als mir, und mich Angesichts seiner oft mehr loben, als ihm und mir selbst lieb ist. Die Leiden, die mich seit anderthalb Jahren fast niederdrücken, haben auch meine Feinde versöhnt; nur Schlacker bleibt, wer er war. Rohling ist neidisch, daß mich meine Gemeine bemitleidet, und bedenkt nicht, daß es ein Unglück ist, wenn man zum Mitleid reizt.

An Kenntnissen fehlt es ihm indeß nicht. Er weiß mancherley; aber alles liegt rauh und ungeschlacht in seinem Hirn übereinander, und die Gabe, sich andern deutlich zu machen und Zutrauen zu erwerben, besitzt er eben so wenig, als die Kunst, nur solche Sachen zu wählen, die für den Landmann angenehm und nützlich sind. Dazu kommt eine donnernde Stimme, die er nicht mäßigen kann; ein aufbrausender Eifer, der ihn zu harten Reden verleitet, und eine Art von Hochmuth und Verachtung des Landmanns. Das alles zieht die Herzen von ihm ab, und sein tägliches Laufen nach Langenhausen, von wo er oft in später Nacht zurückkommt, wird auch nicht zu seiner Ehre gedeutet."

Ich übergehe kleine häusliche Begebenheiten und Schicksale, die Pfarrer Ehrlich seinem Freund Wulfing berichtet, da sie nicht eigentlich mit der Geschichte des Dorfes zusammen hängen. Genug, die Briefe des guten Mannes werden immer kläglicher. In dem letzten, vom 8ten Februar 1716, nimmt er noch eigenhändig rührenden Abschied. Am zehnten des folgenden Monats gibt schon Lieberich folgende Nachricht

an Wulfing.

Tit. Tit.

Mit der ersten Post muß ich Ewr. rc. die betrübte Nachricht von dem Ableben unsers wohlseligen Herrn Pfarrers ertheilen, welches am letztvergangenen Mondtage, Nachts gegen 12 Uhr, erfolgt ist, und uns sämmtlich in herzlichen Kummer versetzt hat, und Ew. rc. nicht weniger nahe gehn wird.

Ich weiß, daß Ihnen eine umständliche Beschreibung von seinen letzten Tagen willkommen seyn wird, da Sie, als Gevatter und Freund, seit wir den vortreflichen Mann kennen, so brüderlichen Antheil an ihm genommen haben. Sein letztes Schreiben an Ew. rc. war, meines Wissens, vom Anfang des verflossenen Monats. Es sind die letzten Zeilen von seiner Hand. — Wenig Tage darauf ward er schon ganz bettlägerig; mußte aber die meiste Zeit im Bette sitzen, weil ihm beym Liegen der Athem entgieng. Meine Marie, die sich ehrerbiethig empfiehlt, war von dieser Zeit an täglich mehrere Stunden um ihn, weil niemand da war,

der des Wohlseligen recht gepflegt hätte. Wilhelm Rode, Fritz Rüdiger, mein Schwager und ich haben die letzten zwey Wochen, nebst unsern Weibern, wechselsweise bey ihm gewacht; den Herrn Magister aber sah man nur selten, der überhaupt wenig Theilnahme für Andrer Leiden zu haben scheint. Der Selige trug auch wenig Verlangen nach ihm, weil es einem Sterbenden doch immer nahe geht, einen so kalten Hausgenossen und Brodlaurer um sich zu sehn. Von seinem Herrn Gevatter Wulfing hat er noch oft geredt, und gesagt, daß es ihm noch der letzte Trost seyn würde, wenn Ew. ꝛc. nur noch auf eine Viertelstunde zugegen seyn könnten, und wir haben es nicht weniger gewünscht, weil der Selige manchmal so gar sehr wegen der gnädigen Frau beklemmt war, und sich allerley Vorwürfe machte, die wir ihm ohnmöglich ausreden konnten. Er glaubte nämlich, daß er, als Beichtvater, mehr hätte thun sollen, um sie von Langenhausen und Anspach zurück zu halten. Meine Frau und ich stellten ihm dagegen vor, daß er ohnedieß, so lange der hochselige gnädige Herr noch gelebt, viel hundertmal alles versucht und nichts ausgerichtet habe; daß es nach dem Tode des sel. Herrn, wegen des Fräuleins von Schleich, noch vergeblicher gewesen eyn würde, und daß er nichts würde zuwegen gebracht haben, als die bitterste Feindschaft gegen sich selbst. Auf solche Vorstellungen wurde er gewöhnlich ruhig; aber nur auf so lange, bis die Stunden der Anfechtung wieder kamen. — So nimmt sich ein redlicher Mann, auf dem Sterbebett, oft kleine Versehen (wenn das anders ein Versehn war) zu

Her-

Herzen. Wie muß es erst einem bösen Menschen seyn, wenn ihm das Gewissen erwacht! — Wir alle hielten ihn schuldfrey; Er allein konnte nicht mit sich zufrieden werden.

Auch wegen seiner häuslichen Umstände war er einmal sehr betrübt, weil er in Sorgen war, daß jemand durch ihn verlieren könnte. Sein Gedächtniß war zu schwach, alles genau zu überschlagen; ich fieng also an, ihm vorzurechnen und zu zeigen, daß noch etwas für seinen Konrad, der fast nicht zu trösten war, übrig bleiben müßte. Das war ihm ein unbeschreiblicher Trost. Nun Gottlob, rief er aus, daß niemand über mich seufzen darf! Sorg er ja dafür, daß jedermann, der etwas zu fordern hat, befriedigt wird.

Die letzten vier Tage war er ganz heiter und ermahnte seinen Konrad auf das rührendste zur Rechtschaffenheit, und stellte ihm seinen Herrn Pathen zum Muster vor; aber der Athem war ihm so kurz, und seine Stimme so heischer, daß man ihn kaum verstehn konnte. Verschiedne seiner Beichtkinder ließ er in den letzten 14 Tagen noch zu sich rufen, und sprach mit ihnen geheim über ihre Fehler. Sie waren alle sehr gerührt und gaben ihm die Hand darauf, sich zu bessern. Ludewig und Rulli sagten aber, daß sie bey dem Pfarrer nichts zu thun hätten, welches wir ihm aber nicht wieder gesagt, sondern andere Ausreden erdichtet haben.

Ausser seinem Herrn Beichtvater von Purrbach hat ihn niemand auf dem Bette besucht, als der Herr Pfarrer von Langenhausen ein einzigesmal. Letztgedachter gieng sehr bestürzt von ihm, denn es schien, als ob ihm

das Gewissen erwacht wäre, bey dem Anblicke des Elends und Jammers. — Der alte Herr Pfarrer von Purrbach aber hat uns allemal recht aufgerichtet, und ist die letzte Zeit alle Wochen zwey - dreymal gekommen. Man heißt ihn gewöhnlich nur den Gesetzprediger, und es mag auch wahr seyn, daß er oft zu hitzig wird; aber er meynt es doch herzlich, und ich habe bey seinen Zusprüchen gehört, daß er auch Evangelium verkündigen kann, und so ein Mann ist mir, bey seinem Feuereifer, wenn er gleich gegen jeden Malchus das Schwerd zieht, weit ehrwürdiger, als die schmeichelnden Frömmler, die keinem Menschen die Wahrheit sagen und vor jeder Schlachtsuppe verstummen. — Seinen letzten Zuspruch, als der Herr Pfarrer das heilige Nachtmahl empfieng, werd' ich Zeit Lebens nicht vergessen.

Am dritten dieses Monats gegen Mittag glaubten wir schon unsern lieben Herrn Pfarrer zu verlieren, indem ihn eine harte Ohnmacht befiel; aber er erholte sich noch einmal und schmachtete so fort bis auf den vergangenen Mondtag. Da konnte er nichts mehr als ein wenig Wasser und Saft hinunter bringen. Im Bette wußt' er sich nicht mehr zu bleiben. Wir mußten ihn an das Fenster führen, oder vielmehr tragen, weil er nach frischer Luft verlangte. Der Tag war eben sehr heiter und die laue Luft that ihm ungemein wohl. O Gott! ich habe dir noch nie herzlich genug gedankt für die sanfte laue Luft, mit der du mich so oft schon erquickt hast! sprach er mit schwerem, abgesetztem Athem. — Als gegen Abend die Luft zu kalt wurde, wollten wir ihn mit Betten einbauen; aber das konnt' er nicht dul-

den.

den. Wir schlugen Tücher um ihn, und diese waren ihm wieder beschwerlich, und doch konnt' er auch das gestreifte Hauskleid, das er sonst trug, nicht mehr wohl anziehen, weil ihm alles zu enge schien. "Gebt mir meinen Priesterrock! — hob er endlich aus der Brust. Ich habe darin manchen sterben gesehn — laßt mich nun selbst darin sterben!" — Auf sein Verlangen holte mein Weib den Habit; aber helle Jammerthränen liefen uns über die Backen herab, daß er, der weise, der gute, der eifrige Mann, bey all seinen vielen Arbeiten, nicht einmal zu seiner letzten Bequemlichkeit einen Schlafrock erübriget hatte. Nur er allein, der alles zu entbehren gewohnt war, blieb gelassen; nahm den Priesterrock um, und saß so auf seinem Lehnstuhl am Fenster. Meine Marie hielt ihn eben. Der Mond schien hell auf sein abgezehrtes Gesicht, und auf die tief eingefallenen Augen, mit denen er sehnlich zum Himmel hinauf sah. Das schwarze lang herabhängende Gewand machte den Anblick so schaurig, daß mein Weib vor Entsetzen fast blasser ward, als der Sterbende. Nie weil ich lebe, werd ich diesen Anblick und den Ausruf Ihres Pathen vergessen: "Ach herzguter, lieber, beßter Vater, wie gerne wollt' ich betteln, wenn Er nur einen Schlafrock hätte!" — Mit einer tröstenden Miene sah Vater Ehrlich auf seinen Sohn. — Er konnte nicht mehr sprechen; aber er legte ihm die Hand auf die Stirn und schien in seinem Herzen zu segnen.

Bis nach elf Uhr saß er noch am Fenster, und athmete mit jeder Minute schwerer. Ich bethete mit ihm. Er faltete die Hände mit Inbrunst, und wollte die Mü-

ze vom Kopf nehmen; aber der Arm war ihm zu schwach. Gegen halb Zwölf wieß er gegen das Bette. Wir brachten ihn dahin zurück. Das Deckbett mußten wir, auf seinen Wink, wegnehmen; den Priesterrock aber ließ er sich nicht abziehn. Wir legten ihn also nieder, wie er am Fenster gesessen war. Darauf bot er uns noch einmal die abgezehrte Hand. Der gute Konrad, Wilhelm, Fritz, mein Schwager und die Weiber waren untröstlich. Ich wollte dem Sterbenden noch einmal Saft reichen; aber er konnt' ihn nicht mehr nehmen. Die Magd rief den Magister aus dem Bette. Er kam und fand den Herrn Pfarrer schon betäubt. Kurz und gut sprach er seinen Segen über ihn, und wollte auch uns seinen kalten Trost ins Herz sprechen; — aber wir wandten uns alle von ihm gegen das Sterbebett, und eh es zwölf Uhr schlug, war der Leidende sanft erloschen, wie eine Lampe, welcher das Oehl gebricht.

Am darauf folgenden Donnerstage gieng die Beerdigung vor sich. Ich war Anfangs willens, selbst für alles zu sorgen; aber der Herr Magister nahm sich der Sache an, und machte viel unnöthige Kosten. — Der Herr Pfarrer von Purrbach hat eine sehr scharfe Predigt gehalten, und den Traubenheimern viel bittere Wahrheiten gesagt. Es war viel Weinens um den Wohlseligen; aber als die Predigt auf den rechten Punkt kam, hiengen viele die Köpfe nieder, und waren voll Schrecken, Scham und Bosheit. Herr Magister Rohling hat die Grabrede gehalten, und sich bey der Gemeine einzuschmeicheln gesucht. Auf jeden Fall wird

er

er mein Herr Pfarrer werden, wovor mir herzlich bangt.

Den armen Konrad, Ihren Taufpathen, habe ich zu mir genommen, und nach Bayreuth an seiner Mutter Schwester geschrieben. Nach des wohlseligen Herrn Pfarrers Verordnung soll er dahin abreisen, und sich ein Geschäft ausersehen. Er hat mancherley gelernt, ist ein ungemein fähiger Kopf, und dabey ohne Falsch wie die Unschuld selbst.

Ich erwarte nun nur Nachricht von Bayreuth, ob die Geräthschaften des Herrn Pfarrers verkauft werden sollen oder nicht. Ein Theil davon muß auf jeden Fall losgeschlagen werden, wenn man die kleinen Schulden tilgen will; denn an baarem Vermögen ist nichts mehr vorhanden. Bis zur weitern Verfügung haben wir das vorräthige sogleich in einige Kammern gebracht und versiegelt.

Um nicht auch den dritten Bogen anzufangen, muß ich hier schließen. Nur die tausend ehrerbiethigen Grüße des jungen Konrads, der Sie noch von seiner frühesten Kindheit unbeschreiblich liebt, und die Gunstempfehlungen meiner Frau und meines Schwagers darf ich nicht vergessen noch beyzufügen,

Euer u. s. w.

Lieberich.

Neun

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Pfarrer Ehrlichs Hinterlassenschaft wird versteigert. Seine Harfe thut Wunder, und sein Konrad findet einen Freund.

Noch ehe Wulfings Antwort einlief, in welcher er seinem Pathen alle Jahre 15 fl. von seiner Armuth versprach, erhielt Lieberich von Bayreuth aus den Auftrag, die sämmtlichen Geräthschaften des Herrn Pfarrers versteigern zu lassen, die vorhandenen Schulden zu bezahlen, und den jungen Konrad nach Bayreuth zu schicken.

Bey der Auction mußte man alles genau suchen, um noch etwas weniges für den jungen Ehrlich heraus zu schlagen. Magister Rohling, der sich schon vorläufig einzurichten suchte, war sehr böse, daß ihn die Bauern, wenn er ein Angebot that, so wacker herab strichen. – Als Block endlich die Harfe empor hielt, und in den Saiten krappelte, um den Strichkunden Lust zu machen, entstand allgemeines Weinen unter der Versammlung. Die Gemeine dachte sich noch einmal lebhaft jene glückliche Zeit, als Ehrlich noch an der Seite seines Herrn, an Sommerabenden, vor der Schloßthüre saß und die müden Schnitter und Schnitterinnen mit seinem Spiele ergetzte. Rulli, als Meistbietender, erhielt die Harfe, und zog mit ihr nach wenig Wochen auf Märkten und Hochzeiten umher.

Ich erwähne deßwillen dieses kleinfügigen Umstands, weil ich hier einen besondern Auftritt erzählen muß, den die Harfe des guten Predigers in der Folge veranlaßt hat.

Nicht gar lange nachher war eine Hochzeit in Traubenheim. Franz, der älteste Sohn des Nicklas, war Brautführer. Rulli machte seine Spielmanns-Späßchen, und gab den Gästen, welche die nämlichen Einfälle schon hundertmal gehört hatten, wie gewöhnlich, sehr viel zu lachen. In der Nacht, als die Tänzer einmal auf eine Viertelstunde ruhten, fieng Rulli an, eines seiner Leibstückchen zu spielen und zu singen. Es war ein schändlich verändertes Kirchenlied, voll abscheulicher Zotten und Possen. Alles stand um ihn her und lachte herzinnig darüber; nur Franz sah mit traurigem Blick auf die Harfe. Denkst du wohl dran, Rulli, unterbrach er ihn endlich, daß du die Harfe spielst, zu der ein frommer Mann so manches schöne Trostlied gesungen hat? — Rulli verstummte vor Schrecken über dieser Rede. Singe doch fort! das gehört nicht hieher! sagten einige. — Franz hat Recht! Halts Maul, Spielmann, wir wollen deine Possen nicht mehr! sagten die andern. — Rulli wischte sich die Schweißtropfen von der Stirne und konnte nicht zu sich selbst kommen. Du hast mir die Rede recht zur Unzeit gethan! sagt er endlich. Ich kann nicht mehr singen und spielen. — Das wäre noch schöner! riefen einige. Bleiben und singen und spielen mußt du, und wenn du des Teufels wirst! . . Deß bin ich schon und hoff' an euch Cameradschaft, erwiedert Rulli; singen aber und spielen werd' ich euch

nicht mehr. Mit Mühe brachten sie's endlich dahin, daß er dießmal noch blieb; aber er nahm statt der Harfe die Fiedel zur Hand; war die ganze Nacht über niedergeschlagen und sein Musicanten-Witz war ganz weg. — Von der Zeit an begann er ehrlich und fleißig auf seinem Handwerke zu arbeiten. Trotz alles Zuredens gieng er nie wieder in Marksens Schenke; nie wieder als Spielmann zu Tänzen; blieb fleißig zu Hause; sang mit den Seinigen manches fromme Morgen- und Abendlied zu der heiligen Harfe; verabscheute die Zoten und Possen; ward ein guter Vater und liebreicher Ehemann, ein fleißiger Wirthschafter, und, wie die Folge dieses Buchs zeigen wird, der eifrigste Unterstützer alles Guten.

Ich komme nun wieder auf die Versteigerung zurück.

Nach Abzug der vorhandenen Schulden, die sich durch die Begräbnißkosten sehr gehäuft hatten, blieben dem jungen Ehrlich nicht mehr als 30 fl., einige Kleidungsstücke und seine liebe Cyther zum Erbtheil. — Mit diesen sollte er nun zu seiner Mutter Schwester nach Bayreuth wandern, die an einen Kammerdiener verheyrathet und eben auch nicht in großen Glücksumständen war.

Herr Lieberich suchte die Reise dahin so wohlfeil als möglich zu veranstalten. Bergfelder Fuhrleute hatten eben Kaufmannsgüther bis Streitberg übernommen. Mit diesen sollte der funfzehnjährige Konrad abgehn,

und

und von dort aus, mit andern Fuhrleuten, welche die Fracht bis Bayreuth accordirt hatten, die Reise vollenden. Die Bauern von Traubenheim beschenkten ihn fast alle zum Abschied, so daß sein Bischen Geld sich gegen 50 Gulden belief. Konrad nahm wehmüthigen Abschied von seinem Wohlthäter, dem Herrn Schullehrer, und von den übrigen Freunden im Dorfe. Du gehst, guter Konrad, sagte Lieberich, so arm von hier aus, als dein rechtschaffener Vater hier angekommen ist. Vertraue Gott, er wird für dich sorgen, und nimm den Trost zum Abschiede mit, den mir mein Vater hinterlassen hat, als er starb, und mich und meine Mutter auch im Mangel verließ: "Wir sind wohl arm, mein Sohn; aber wir werden doch viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun." — Von solchen Lehren und Tröstungen, und von den Segenswünschen aller guten Menschen begleitet, zog Konrad mit einem Boten nach Bergfelden, und von da aus mit den Fuhrleuten nach Streitberg.

Am letztgedachten Orte lag er etliche Tage stille, bis die Fracht umgepackt war und die Reise weiter gieng.

Im Wirthshause schlief eben ein junger Savojarde mit einem Murmelthierchen. Konrad vergaß über dem Jungen fast seinen Kummer, und ergetzte sich an dem Geschrey: Schüne Murmelthier, schün tanz, a ha! geh si raus aus die Kast, du schüne Murmelthier, schün tanz — Aha, Tralla!.. Konrad nahm selbst den Stock und schwang das Thierchen herum. Dann mußte das Thierchen tanzen und Konrad spielte die Cyther dazu. Er und der Savojarde schliefen auf Einer Streu

und waren herzlich vertraut. Eines Morgens erwacht Ehrlich. Sein Tanzmeister lag ihm nicht mehr an der Seite; das Kästchen mit dem schüne Murmelthier war nicht mehr vorhanden, und der kleine Jauner über Berg und Thal. Der Wirth verzieh die wenigen Kreutzer Schlafgeld, um die er geprellt war, und Konrad wurde weidlich bespöttelt, daß ihn sein Cumpan so treulos verlassen hatte.

Welch ein Schrecken aber, als Konrad sich wieder Kurzweil machen wollte mit seinem Gelde. Noch nie war er so reich gewesen, und zog daher täglich sein Beutelchen heraus, um die schönen Goldstückchen, die ihm Lieberich eingewechselt hatte, zu beschauen — und o weh! das Beutelchen und sein Päckchen Kleider war mit einander verlohren. Die Bergfelder Fuhrleute, die ihm vielleicht, auf Lieberichs Rechnung, aus der Noth geholfen hätten, waren zurück gekehrt; im Wirthshause sollt' er Kost und Schlafgeld bezahlen, die fremden Fuhrleute hatten nicht Lust ihm etwas vorzustrecken, weil sie seiner Mutter Schwester nicht kannten, und doch war dem armen Jungen nichts übrig, als seine liebe Cyther, auf die ihm niemand was borgte.

Verlassen von seinen Bekannten und ohne Heller und Pfenning, fieng er an herzlich zu weinen. Seine Wanderschaften waren bisher nicht weiter gegangen, als, in Gesellschaft seines sel. Vaters, zu den nächsten Bekannten in der Gegend. Er hatte viel aus Büchern gelernt; aber die Welt war ihm so unbekannt als der Mann in dem Monde. Er konnte sich daher von seinem Erstaunen gar nicht erholen, als er sah, daß nun die

Fuhr-

Fuhrleute nicht einmal Lust hatten ihn mitzunehmen, vielweniger für ihn zu zahlen, weil ihnen die arme Cyther nicht Versatzes genug war. Nun sollten Boten nach dem jungen Diebe laufen; aber niemand hatte Lust dazu, weil er schwerlich mehr einzuholen war. Wer bezahlt uns dann, wenn wir den jungen Schlingel nicht finden? sagten die einen. — Da muß man Verhaftsbefehle vom Amte haben, und die machen wieder Verzug, sagten die andern. — Ich werde die Auslage nicht machen — sagte der Wirth. Schlafgeld und Zehrung muß ich ohnedieß hinter den Ofen schreiben.

Konrad gerieth ganz in Verzweiflung. O lieber Gott, schrie er, was gibt es für Menschen! Als ich mein Beutelchen hatte, war mir alles zu Diensten, und nun kennt mich kein Mensch mehr! O das schöne Geld — die guten Kleider! —

In dieser Kümmerniß fand ihn ein reisender Handwerker, eben als die Fuhrleute nach Bayreuth abfahren wollten. Du hast einen großen Fehler gemacht, lieber Junge, daß du dein Geld hast sehen lassen vor einem Landstreicher und daß du vertraut mit ihm warst; aber tröste dich mit mir! Vor acht Jahren gieng es mir eben so, als ich von meiner Heimat den ersten Ausflug machte. Sey gutes Muths, du bist noch reicher als ich war, du hast noch eine Cyther übrig. Geh mit den Fuhrleuten bis Bayreuth gar zu Fuße und singe auf dem Wege vor guten Häusern, und spiele dazu auf der Cyther. — In der äussersten Noth entschließt sich Konrad, gleich an Ort und Stelle sein Heil zu versuchen. Erst weint

er sich noch einmal satt und nimmt dann die Cyther. Mit Herzklopfen geht er vor die Wohnung des Beamten, stellt sich in tiefster Beschämung vor die Thüre und singt:

Ich bin vergnügt, wie's Gott mit mir will fügen,
Ihm soll mein Herz und Sinn ganz eigen seyn;
Denn er läßt mich nicht stets im Unfall liegen,
Und giebt mir auch nach Regen Sonnenschein. u. s. w.

Die weiche rührende Stimme, mit der Konrad dieß sang, lockte den Amtmann vor die Thüre. Wo bist du her Kleiner? fragt er ihn und sieht ihm starr ins Gesicht. Aus Franken, erwiedert Konrad, und schlägt die Augen nieder. "Wer sind deine Aeltern?" Sie leben nicht mehr — sagt der Cytherspieler, und hebt an herzlich zu weinen. Ich dürfte nicht so elend da stehn, schluchzt er, wenn ich nicht wäre bestohlen worden — und hiermit erzählt er die ganze Geschichte. Fast zweifelt der Amtmann an der Möglichkeit derselben, so ganz unbegreiflich ist ihm die Lieblosigkeit des Wirths und der Fuhrleute. Das treuherzige Gesicht des Jungen läßt ihn jedoch nicht länger zweifeln. Wer war denn dein Vater? fragt er ihn, und langt nach einer guten Wegzehrung in die Tasche. Mein guter Vater war Prediger in Traubenheim und hieß Ehrlich, erwiedert Konrad.

O du Herzensjunge! Sohn meines Wohlthäters! ruft der Amtmann bey diesem Namen aus, und umarmt den verlassenen Waisen. Sey mir willkommen in deiner Armuth, und laß dir vergelten, was dein frommer Vater an mir gethan hat!

Voll Entzücken führt er den Knaben zu seiner Gattinn ins Zimmer. Auch sie umarmt ihn, als sie seinen Namen und sein Schicksal hört; aber Ehrlich weiß nicht, wie ihm geschieht, bis ihm endlich erklärt wird, daß sein seliger Vater den Amtmann, als einen armen Schüler, in Bayreuth unentgeldlich unterrichtet habe. —

Die Leser dieses Buchs erinnern sich vielleicht noch zweyer armen Jünglinge, die einst den Vater Ehrlich eine Strecke Wegs aus Bayreuth begleitet hatten. *) Einer von ihnen war der dankbare Amtmann, welcher sich noch mit so vieler Liebe seines alten Lehrers erinnerte.

Sein erstes Geschäfte war nun, dem diebischen Savojarden nachsetzen zu lassen; aber vergeblich. Der Wirth mußte Strafe zahlen, daß er den Vorfall nicht bey Amte angezeigt hatte; Konrad aber wurde wieder mit Wäsche, Kleidern, und was ihm sonst nöthig war, väterlich versorgt, in die Schreibstube genommen, und in allem unterrichtet, was sein künftiges Glück befördern konnte.

Mit Entzücken erzählt er, in mehreren Briefen, seinem Pathen Wulfing sein Glück. Mir gieng es, sagt er einmal, wie dem jungen Tobias, als er zu Raguel kam, **) und ich lerne nun aus der Erfahrung, daß Gott die Tugenden der Aeltern noch an den Kindern belohnt.

*) Kap. 7, Seite 47.
**) Tob. 7, 7.

Dreyßigstes Kapitel,

In welchem durch allerley Vorfälle der erste Grund zu wichtigen Veränderungen gelegt wird.

Gleich nach Beerdigung des guten Ehrlichs bestürmte Magister Rohling den Herrn Kammerjunker und die gnädige Frau mit de- und wehmüthigen Bitten um die erledigte Stelle. Leider aber fehlte es so wohl ihm als seiner geliebten Braut an dem erforderlichen Nachdrucke; denn der Herr Kammerjunker hatte den gnädigen Vorschlag gethan, die Pfarrey zu verkaufen. Herr Blasius Schlacker hatte seinen Vetter Athanasius ebenfalls wieder in Vorschlag gebracht; da dieser aber ärmer war als eine Kirchenmaus: so war auch hier nichts zu richten. Schlacker, unwillig darüber, beschloß nun, der gnädigen Frau einen Strich durch die Rechnung zu machen und ihr und dem Junker zum Trotz die Pfarrey-Versteigerung zu hintertreiben. Zu dem Ende stellte er der Herrschaft vor, "welchergestalten sich die Gemeinkasse durch den schweren Bau des Pfarrhofes solchermaßen entblößt habe, daß es unumgänglich nöthig scheinen wolle, die Pfarrey so lange durch einen bloßen Pfarrverweser, um ein geringes Geld, versehen zu lassen, bis von den überschüßigen Pfarr-Einkünften ein Theil der Kosten wieder zurück erstattet seyn würde." Der Sache mehr Nachdruck zu geben, ließ er mit einfließen, daß dieß das beßte Mittel seyn würde, die Gemeine, welche wegen neuer Auflagen anfienge schwierig

zu werden, wieder zu besänftigen. Ein Paar Unterthanen liefen spornstreichs mit diesem Amtsberichte nach Anspach und legten noch eine mündliche Bitte im Namen des Dorfs ein. Moritz von Schleich, der sich, wie alle Tyrannen, vor den Unterthanen fürchtete, willigte ein. Magister Rohling erhielt, statt der Pfarrey, nur das Decret als Pfarrverweser, nebst einer zweydeutigen Vertröstung auf die Zukunft; Zum einstweiligen Unterhalt aber wurde ihm ein Theil der Pfarrbesoldung verwilligt, bey dem er Gelegenheit hatte sich an Genügsamkeit zu gewöhnen. Das übrige fiel dem Bürgermeisteramt heim.

Unter diesen armseligen Bedingnissen trat Rohling seine Pfarrverwesung an. Der Amtmann war ihm aber von der Zeit an ein Dorn in den Augen. Auf Anrathen des Pfarrers von Langenhausen steckte er sich hinter das Volk, und suchte eine Fürbitte bey der Herrschaft auszuwirken; aber niemand wollte sich regen. Die gescheiden und braven Dorfsnachbarn wünschten des kalten, gefühllosen Sylbenstechers los zu werden, um wieder einen Prediger, wie Ehrlich, zu bekommen, und mochten deßwillen von keiner Fürbitte zu Gunsten des Herrn Magisters wissen; die Liederlichen aber hielten für gut, den Herrn Pfarrverweser an der Nase herum zu führen. — So lang er unser Pfarrer nicht ist, sagten sie, muß er wacker laviren und nach unsrer Pfeife tanzen; sitzt er aber einmal im Neste, dann geigt er uns auf, wie sein Vorfahrer. Es gefiel ihnen, daß Rohling immer durch die Finger sah. Das Lumpen-

leben nahm wieder überhand, wie vorhin, und ein Vierteljahr ums andre vergieng, ohne daß jemand Anstalt zur Supplic gemacht hätte.

Des ewigen Maulmachens endlich überdrüßig, schrieb Herr Pfarrer Schorr selbst an den Herrn Vormund; sagte gerade heraus, wie Rohling mit seiner Tochter stand, und bat unterthänig für seinen Herrn Schwiegersohn. Er that sich viel zu gut auf die hohe Gunst seines gnädigen Herrn, und rechnete mit Zuversicht auf den besten Erfolg. Aber gefehlt! Die Kammerjungfer der gnädigen Frau hatte mehr Verdienst und Gewicht als Pfarrer Schorr. Kurz zuvor, ehe die Schorrische Supplic einlief, hatte sie die gnädige Versicherung erschnappt, daß ihre Hand mit dem Traubenheimer Pfarrdienst zugleich vergeben werden sollte — Man war daher schon auf Mittel und Wege bedacht, es dem Magister beyzubringen, und die gnädige Frau hatte, aus Liebe zu ihrem Kammermädchen, auf den Geldwucher ganz Verzicht gethan; nun aber wurde durch den vorlauten Schwiegerpapa der ganze Handel verdorben. Er bekam kahle Vertröstungen, und konnte sich gar nicht darein finden, warum sein so viel geltendes Fürwort dießmal so schlechte Wirkung that.

Niemand war, seiner Vermuthung nach, daran Schuld, als Schlacker. Er gieng also mit dem Magister zu Rath, und beyde waren unentschlossen, wie man den Zügel nun fassen sollte. Rohling hielt fürs Beste, die Schandthaten des Amtmanns vor der

Herr-

Herrschaft sämmtlich aufzudecken; Pfarrer Schorr aber war der Meynung nicht. Er fürchtete, der Pfarrverweser möchte mit dem Amtmann zugleich in die Brüche fallen. Vor der Hand, sagte er, müssen wir uns um den Beystand des Schmeerbauchs bewerben. Hat er uns den geleistet, je dann kann man sich noch immer über das weitre bedenken!

So geschah's auch. Pfarrer Schorr besuchte voll scheinbarer Freundschaft den Amtmann; lud ihn dringend zu sich ein; ließ ihm überschwänglich auftragen und vom beßten Weine vorsetzen. Schlacker hängte sich mit unbeschreiblichem Wohlbehagen ans volle Glas und zog dem einfältigen Pfarrer ein Hälmchen ums andre durch den Mund: Denn seine Freundschaft gieng nur den Wein und nicht den Wirth an. Magister Rohling kam indeß oft in das Amthaus, schwieg zu allen Liederlichkeiten, die durch Schlackers Schuld vorfielen und glaubte nach einiger Zeit so weit gekommen zu seyn, als er wünschte. Der Amtmann sollte nun, nachdem schon gegen 3 Jahre lang mehr als die Hälfte der Pfarrbesoldung in die Gemeinkasse gefallen war, Vorstellungen wegen Wiederbesetzung der Pfarrey machen und den Magister empfehlen. Er versprachs; aber er that's nicht. Ihm lag noch immer der Streich im Sinn, den Pfarrer Schorr und Rohling ihm und seinem Vetter Athanasius gespielt hatten. Noch immer stand er in Hoffnung, diesen an den Platz zu bringen; aber aus Furcht, von dem Magister über die Dorfsverwüstung allzu hart verklagt zu werden, suchte er ihn immer, von

einem Monate zum andern hin, zu vertrösten. Nur noch ein Jährchen Geduld, sagte er, dann kann ich mit gutem Vorwande das Werk anbringen! Bis dahin ist so viel an dem Hausbau abgezahlt, als unumgänglich nöthig ist. Ueberdieß, meynte er, könne es ja dem Herrn Magister gar nicht fehlen, und er getraue sich, ihm die Pfarrey gleichsam zu verbürgen.

Eben war Rohling im Begriff seiner Edelvest, dem Herrn Amtmann, ernstlicher zu Leibe zu gehn, als im Januar 1720 die unerwartete Nachricht vom plötzlichen Tode der gnädigen Frau einlief.

Nach einem rasenden Tanze hatte sie Schwindel empfunden und sich in einem kalten Saale zu erholen gesucht. Das that, wie natürlich, gerad entgegengesetzte Wirkung. Kaum war sie ans Fenster getreten, als ihr alle Sinnen verschwanden. Ein Bedienter kam die Treppe hinauf; sah sie niedersinken; lief ihr entgegen; und eh eine Seele zur Hülfe kam, war sie in seinen Armen verschieden.

Die Bestürzung der ganzen Gesellschaft und besonders des Herrn Kammerjunkers übergeh' ich, so wie alles, was Carolinens Beerdigung betrifft, weil es Umstände sind, die keinen besondern Bezug auf das Dorf haben, und nicht einmal im Orte selbst vorgefallen sind.

Heinrich von Traubenheim war indeß Jagdjunker in Gotha geworden. Schon gegen 12 Jahre von seiner Mutter entfernt, hatte er eben sich fest entschlossen, sie mit dem anbrechenden Frühling zu besuchen, als er die Nachricht von ihrem Ableben erhielt. Ihm that es nun doppelt weh, daß ihn seine Mutter sowohl als der Vormund bisher immer von einem vorgehabten Besuche zurückgehalten hatten; aber beyden war es darum zu thun gewesen, ihn nicht zur Einsicht in ihre Händel kommen zu lassen. Moritz von Schleich hatte daher immer gesorgt, daß Heinrich seine Wechsel richtig erhielt, damit er nicht vom Ausbleiben derselben auf schlechte Wirthschaft schließen möchte, so wie er ihm auch über alle Dorfsangelegenheiten einen blauen Dunst zu machen gewußt hatte. Nun aber war nicht länger Versteckens zu spielen.

Schon in den letzten Tagen des Januars traf Heinrich mit Gottfried, seinem Hausjäger, in Anspach ein. Moritz von Schleich war äusserst betreten, als er die Ankunft seines Mündels erfuhr; doch tröstete er sich damit, daß die Verstorbene nicht mehr Rede stehn konnte, und hoffte sich also mit seinen gewöhnlichen Winkelzügen durch zu flicken. Heinrich besuchte ihn sogleich, und der Herr Vormund fieng in der ersten Viertelstunde schon an vorzubauen. Erst lobt er die Verstorbene und setzt dann hinzu: ihr einziger Fehler war der, daß sie den Werth des Geldes nicht kannte. Sie hat ziemlich Schulden zurück gelassen, die größtentheils ohne mein Vorwissen gemacht worden sind, weil ich es für Pflicht

hielt,

hielt, ihr, bey jedem Anlaß, Gegenvorstellungen zu machen. Wäre nicht der gegenwärtige Amtmann in Traubenheim so sehr für das herrschaftliche Interesse bedacht gewesen: so würden die Einkünfte noch weniger ausgereicht haben. — Auf die Weise gieng es in Einem Athem fort und dabey erstickte er fast seinen Mündel mit Schmeicheleyen und Freundschaftsversicherungen. Heinrich antwortete auf alles ganz kurz, und endete damit, daß sich das weitere, seiner Zeit, bey Abnahme der Vormundschaft, von selbst zeigen werde.

Nach weitern Umfragen aber erfuhr er, zu seinem größten Schrecken, die bisherige Verwaltung und Verwüstung seines Dorfs ganz umständlich, und die Gläubiger seiner Mutter brachten eine fast unglaubliche Summe bey ihm an, weil sie der Vermittelung des Herrn Vormunds nicht mehr traueten. Heinrich versprach allen baare Befriedigung, und ritt, nachdem er das nöthige besorgt hat, ohne von seinem schändlichen Vormund Abschied zu nehmen, von Anspach ab, und geraden Wegs auf Traubenheim zu.

Gottfried, ein gescheider Pursche, der mit Seel und Leib seinem Herrn anhieng, hatte indeß, während des Aufenthalts in Anspach, noch hundert Nebenumstände, die den Amtmann, den Pfarrverweser, die Kammerjungfer und dergleichen Leute betrafen, erfahren. Auf dem Wege trabte er neben seinem Herrn, und erzählte wie ein Spion, alles was er ausgebuscht hatte. Ueber dem Gespräche aber waren beyde ganz unvermerkt vom Wege gerathen und konnten sich, bey

dem

dem Schnee, nicht mehr zu Recht finden. — Zur glücklichen Stunde kam eben ein Bettler des nämlichen Gangs, und sprach die Reiter um eine Wegzehrung an. Heinrich fragte nach dem nächsten Dorfe und erfuhr, daß er seitab geritten sey. Geh mit uns Alter, sagte er, bis wir wieder auf der Strasse sind, du sollst ein Trankgeld haben. — Freudig ergriff der arme Mann die Gelegenheit zum Verdienste, stieg im hohen Schnee, über Querfeld, neben den Pferden her, und Heinrich verkürzte sich die Zeit durch folgendes Gespräch:

Heinrich v. Tr. Woher Alter?

Bettler. Als da unten aus Franken herauf.

Heinrich. Wie heißt der Ort?

Bettler. Traubenheim.

Gottfried. (Zu seinem Herrn) Holla! Glück auf! (gegen den Bettler) Das heißt mir ein Name, der guten Wein bedeut't — Ist kein Bürgerrecht vacant?

Bettler. Warum nicht? In Traubenheim stehn, des guten Weins wegen, immer Häuser und Güther zu Kauf. Zieh Er nur hin, wenn Er einen guten Schluck führt.

Heinrich. So? Ist also Traubenheim das Vaterland der Schlucker?

Bettler. Herr, nicht viel besser! und unser Amtmann heißt Schlacker.

Heinrich. Da taugt ihr ja zusammen! Wem gehört das Dorf?

Bettler. Einem Herrn, der gerade so heißt; aber bald nichts mehr davon haben wird als den Namen.

Heinrich. Das ist nicht viel, Alter!

Bettler. Wohl freylich. Es möcht' einen Stein erbarmen, wie der Herr um sein Guth kommt.

Heinrich. Wie er sich bettet, mag er liegen!

Bettler. Ja bettet! Kinder können sich nicht selber betten. Sein Vormund bringt ihn von den Federn aufs Stroh.

Heinrich. Wie heißt der?

Bettler. Moritz von Schleich, und ist Kammerjunker zu Anspach.

Gottfried. So ist wohl auch Euer junger Erbherr zu Anspach?

Bettler. Nein, der ist zu Gotha; das liegt über dem Thüringer Wald drüben, und ist sächsisch; da ist er Jagdjunker seit zwey Jahren.

Heinrich. So kann er ja kein Kind mehr seyn, wenn er schon Jagdjunker ist. — Warum nimmt er sich seines Guths nicht selber an?

Bettler. Ja, nehm sich einer 'mal an, wenn er nicht weiß, wie's hängt und liegt, und wenn die Mutter mit dem Vormund in Ein Horn bläs't! ..

Heinrich. So? lebt seine Mutter noch?

Bettler. Seit drey Wochen nicht mehr, Gott habe sie selig! — nun aber, hoffen wir, solls besser werden.

Hein-

Heinrich. Ja, wenn der junge Herr besser ist als der Vormund. —

Bettler. Schlimmer kann er nicht seyn, und der junge Herr hat einen ehrenbraven Vater gehabt. Wir haben uns fast die Augen aus dem Kopfe geweint, wie er begraben worden ist, und alles Volk hat geschrien: solch einen Vater bekommen wir nicht mehr! — und so wirds freylich auch seyn...

Gottfried. Das könnt ihr nicht wissen, Alter!

Bettler. Herr, dazu gehört schon viel, bis es einer so gut meynt. Die gnädige Frau war zwar auch gut; aber der gottlose Vormund hat sie verführt und das halbe Dorf zu Grund gemacht.

Gottfried. Warum geht ihr nicht zum jungen Herrn, daß er sich eurer annimmt?

Bettler. Ei, sorg' Er nicht, das wird schon geschehn, wenns nicht bald anders wird.

Heinrich. Was ist denn euer Amtmann für ein Mann?

Bettler. Je, das ist ein Mann, daß's Gott verdrießt. Meynt Er denn, daß ich betteln würde, wenn der nicht wäre?

Heinrich. Wie so?

Bettler. Wenn zehn Hunde an Einem Beine nagen, dann wird keiner satt.

Heinrich. Wie ist das gemeynt?

Bettler. Ich meyne so: wenn man des Schutzguldens willen alles Gesindel aufnimmt, dann werden

der

der armen Leute so viel, daß keiner mehr Brod hat, weil's an Arbeit fehlt. Wenn ein Kerl im heiligen römischen Reich nicht unterkommt: so lauft er nach Traubenheim, führt ein Mädel an, und bekommt den Schutz- und Bettelbrief zugleich. Unsrer vierzig Seelen laufen zuverläßig alle Winter im Bettel herum.

Gottfried. Warum treibt ihr nichts und schafft ihr nichts? Könnt ihr denn keine Stubenarbeit?

Bettler. Ja Stubenarbeit! Fürs erste muß man erst eine gelernt haben, und dann auch was dran setzen können. Ueberhaupt hat man keine Lust mehr sich zu tummeln, wenn alles so haarschlechtig hergeht, wie bey uns.

Heinrich. Greift euch denn euer Amtmann nicht unter die Arme?

Bettler. Nein, Herr Patron, der machts noch besser: er kniet uns auf den Hals.

Heinrich. Was thut er euch denn?

Bettler. Die Frag' ist kurz; aber die Antwort geht auf keine Eselshaut. —

So sagt der Bettler, und hebt an, alle Streiche, die wir im sechs und zwanzigsten Kapitel schon gehört haben, nach seiner Art, kräftig zu erzählen. Gelegenheitlich gedenkt er auch des ehemaligen Vogts und preißt ihn über die Maßen. Nach Bettler-Manier sagt er: Herr! Ich und der Vogt waren Special miteinander. Kein Tag vergieng, daß ich nicht in seinem Hause war, so gut konnten wir's; und wäre der noch da, trüg ich den Quersack mein Seele nicht herum!

Heinrich fieng an sich ferner um den Vogt Wulfing zu erkundigen, und der Bettler erzählt ihm wie folgt:

"Vorigs Jahr war ich erst bey ihm in der Ober-Pfalz. Ich war krank auf dem Wege geworden, und vom nächsten Flecken führte man mich dem Dorfe zu wo er wohnt. Der verwünschte Brauch, arme Leute, wenn sie krank sind, von Ort zu Ort auf dem Karrn fortzuschleppen, hatte mich das Leben schier gekost't, so todt-sterbens-krank wurd' ich."

(Eh ich ihn weiter erzählen lasse, muß ich ihn mit etlichen Worten unterbrechen... Vollkommen Recht hat der arme Mann, wenn er die Gewohnheit, kranke Bettler fast noch in den letzten Zügen auf einem holpernden Karrn weiter zu schleppen, verwünscht nennt. Es ist höchst grausam, einen elenden und todtschwachen Menschen so zu behandeln. Viele tausende sind dadurch schon um das Leben gekommen, denen wieder zu helfen gewesen wäre, wenn man ihrer gepflegt und sie bis zur Wiedergenesung an Ort und Stelle gelassen hätte. Bettler-Leben, scheint aber den wenigsten auch Menschen-Leben zu seyn, und die Worte Jesu: was ihr thut einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr Mir gethan, stehn meist nur in den Bettelbriefen und nicht in den Herzen derer, die sich ihrer Brüder, sie mögen durch eigene oder fremde Schuld unglücklich seyn, erbarmen sollten. — Doch ich lasse den Bettler weiter erzählen.) —

"Kaum hatte der Vogt erfahren, daß Ich da war: so kam er selbst und sagte dem Hirten, daß er ja

meiner wahrnehmen und mich nicht in den kalten Stall bringen sollte. Seine Schwester brachte mir alle Tage zweymal zu essen, und gleich anfangs ein gutes Kopfkissen, und der Vogt schickte den Bader und kam wohl zehnmal, mich zu besuchen, bis ich wieder gesund war. Zum Abschiede gab er mir noch sechs Batzen, und ich kann wohl sagen, daß ich krepirt wäre, wie ein armer Hund, wenn er mir nicht hätte geholfen; denn der verdammte Karrn war schon wieder angespannt, mich weiter zu schleppen, als er's erfuhr und es dahin brachte, daß man mich liegen ließ."

Heinrich von Traubenheim erkundigte sich nun auch nach dem Pfarrverweser und nach hundert Dingen, die das Dorf betrafen, bis er wieder auf dem rechten Wege war, wo er den ihm so gelegen gekommenen Wegweiser mit einem stattlichen Trankgeld entließ.

Hier ist auch was von mir! rief Gottfried: Aber sagt mir nun auch Euern Namen, Alter!

Ich heisse Hans Kleinmann, erwiederte der Bettler, und setzte den Bettelstab wieder die Straße zurück. Hans Kleinmann war inzwischen niemand anders als der berühmte Hans Großmann, oder der weiland reiche Hans. Was er dem Herrn erzählt hatte, war, bis auf den kleinen Umstand, daß er sich für einen Special des Vogts ausgab, buchstäblich richtig. Vor Jahr und Tagen hatte man ihn wirklich auf der sogenannten Bettelfuhr in Wulfings Wohnort gebracht, welches er bisher, seiner schlechten Streiche willen, die

er einst dem Vogte spielen wollte, sorgfältig gemieden hatte. Nun aber war die Wahl nicht mehr bey Ihm gestanden, und wider Dank und Willen brachten ihn die Bauern in Wulfings Wohnort, mit welchem sie Bettelverkehr hatten. Durch Zufall war sein Bettelbrief in Wulfings Hände gekommen und dieser war froh, ein Wohlthäter seines Feindes werden zu können.

Heinrich und Gottfried setzten indeß ihre Reise mit doppelter Begierde fort, um mit eigenen Augen die Verwüstung eines sonst so glücklichen Dorfes zu sehn. Zwey Stunden vor demselben packte Gottfried den Mantelsack aus. Heinrich zog einen Rock von seinem Hausjäger an, um desto weniger erkannt zu werden, und beyde trafen mit Einbruch der Nacht in Traubenheim ein.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Schlacker macht unglücklicher Weise Bekanntschaft mit seinem Herrn. Magister Rohling räumt dem Prediger Heilmann seinen Platz.

Bey ihrer Ankunft im Rommlischen Wirthshause fanden sie niemand als Fritzen und den Maurer Rullt. Die beyden Jäger machten sich gleich zu den Gästen, und

forschten nach der Gegend, wie wenn ihnen alles fremd wäre, wie böhmische Dörfer.

Woher denn meine Herrn und wohin zu Land? fragt endlich Rulli. — Als von Bamberg her und auf Wirzburg zu, erwiedert Heinrich. — Wer sind denn die Herren zu Bamberg und was schafft man in Wirzburg? fragt Rulli weiter. — Wir sind Forstmeister und haben beym Fürsten zu thun, antwortet Gottfried. —

Fritz, Rulli und der Wirth heben jetzt an wie gelernte Holzförster vom Waldwesen und von ihrem neuen Anfluge zu erzählen, und bald kommt das Gespräch auf die Dorfsherrschaft; auf den Tod der gnädigen Frau und auf den Herrn Jagdjunker zu Gotha. Wenn's Gottes Will' ist: so sehn wir den jungen Herrn bald, sagen sie. Seit seinem sechsten Jahre ist er von uns weg; aber er war ein Herzensjunge! Hiermit erzählen sie seinen Abschied und gelegentlich von der gnädigen Frau, von Wulfing; vom Pfarrer Ehrlich, und noch ein langes und breites vom alten seligen Herrn. Rommel wischt sich noch einmal die Thränen aus den Augen, als von der Beerdigung des redlichen Herrn gesprochen wird. Heinrich kann sich auch nicht mehr bergen, und die hellen Tropfen rinnen ihm die Wangen herab. — Bey Gott, sagt Fritz, das gefällt mir, daß Ihm unser seliger Herr so nahe geht! Jäger und Forstmänner sind sonst harte Leute; zu denen gehört Er aber nicht, und ist doch obenein katholisch, nicht wahr? — Meynt Ihr denn, erwiedert Heinrich, daß es nicht auch mitleidige Jäger gibt, und daß wir Katholiken

euch

euch Uebels gönnen? – Das will Fritz nun eben nicht sagen, fällt Rommel ins Wort; er red't nur davon, daß die meisten Jäger nicht so sind, wie Er ist, und daß viele Katholische glauben, wir seyen nicht so gut wie sie und würden verdammt, weil wirs mit dem seligen Luther halten. – Das ist bey mir der Fall nicht, antwortet Heinrich. Ich achte jeden braven Mann, und ihr seyd mir so lieb, als meine Glaubensbrüder; denn über den Glauben richtet Gott, und wird keinen redlichen Menschen verstoßen, er mag seyn, wer er will. – So hat auch unser seliger Herr Pfarrer gesagt, spricht Rommel, und die Gesellschaft wird von dem Augenblick an herzlich vertraut. Jetzt kommt das Gespräch auf Schlackern und auf den Magister. Heinrich und Gottfried forschen aus; aber sie erfahren nur wenig. Es schickt sich nicht, daß man die Leute auf der Weinbank austrägt, und am wenigsten seine Vorgesetzten – sagt der Wirth, und die beyden Gäste stimmen mit ein. Unser seliger Pfarrer hatte ein Sprüchlein, das hieß:

Rühme gern, was rühmlich scheint,
Tadeln macht dir keinen Freund –

sagen sie, und heben wieder an, von ihrem jungen Herrn zu reden, und daß dieser schon helfen werde, wo zu helfen ist.

Das gefällt den Reisenden. Ich lob euch darum, daß ihr so rechtschaffen denkt, sagt Heinrich. Ein Dorf, in welchem auf der Bierbank über Groß und Klein Gericht gehalten wird, ist immer ein verdorbenes Nest. Auch gefällt mir's, daß ich so wenig Gäste hier finde.

Wirthshaussitzer sind immer schlechte Wirthschafter. — So gar leer ist's nun eben nicht überall, sagt Rommel. Seit dem jetzigen Herrn Amtmann haben wir noch eine Schenke hier. — So? erwiedert Heinrich, also haben die Zechbrüder in Einer nicht Platz? — Jetzt nicht immer, spricht Rulli. Bey Marksen fehlt's oft daran. — Je, Camerad, laß uns doch einmal sehn, wie's in der Andern aussieht, spricht Heinrich zu Gottfried, bestellt sich bey Rommeln Quartier, und geht mit seinem Hausjäger zu Marksen.

Er war der Meynung, daß man den Geist eines Volks nirgends besser kennen lerne, als beym Wein- oder Bierkruge. In Marksens Schenke traf er gegen zwanzig Kunden, unter diesen auch Schlackern an, und überzeugte sich mit eigenen Augen von dem, was Hans ihm gesagt hatte. Schlacker saß mit seinen Spielgesellen und trischackte voll Seelenwohllust. Sein Angesicht glänzte vom Weine; die gewinnende Karte schlug er mit größter Ungezogenheit auf den Tisch, und bey jedem Verluste stieß er einen Fluch aus. Um ihn her war ein Getümmel von liederlichen Zechbrüdern, welche die häßlichsten Zoten rissen, indeß ein Paar in der Ecke mit beyden Armen im Weine lagen und ihren Rausch ausschliefen. Heinrich und Gottfried bebten vor dem Jaunerleben zurück; aber es war ihnen darum zu thun, mit eigenen Augen zu sehn und vor allem den Amtmann selber zu sprechen. Sie setzen sich also zu ihm an den Spieltisch, und erwarten mit Sehnsucht einen Stillstand, um auch den Mann reden zu hören, der bisher nur gepocht und geflucht hatte.

End-

Endlich und endlich ließ die Gesellschaft vom Spiel ab, und Schlacker wandte sich gegen seinen Herrn: "Woher guter Freund?" Von Bamberg, sagten Heinrich und Gottfried; aber kaum hatten sie das Gespräch in Gang gesetzt, als eben eine dickbackichte Kellermagd dem Herrn Amtmann den Schlaftrunk brachte. Herr Benedict Blasius begann sogleich mit der Grete sehr handgreiflich zu scherzen. Die Art, wie er sich dabey betrug, war so pöbelhaft, daß selbst die Magd ihm unzählige Grobheiten sagte. Schlacker blieb aber gänzlich gelassen, und seine Hand- und Kunstgriffe wurden immer derber. Die Gesellschaft schotterte vor Lachen, so oft ihm Grete, nach ihrer Art, den Text las. Nur Heinrich und sein Gottfried saßen starr vor Erstaunen. Herr, sagt zuletzt Gottfried, als sich die Dirne von ihrem triefaugigen Liebhaber losgewunden hat, wenn ich Lust hätte ein Mädchen anzuführen: so thät' ich's in Traubenheim. Hier scheints in dem Punkte gut abzulaufen. — Nicht wahr? kottert der Amtmann, unser einer versteht Waidmannsbrauch? Aber Heinrich steht auf und bricht das Gespräch ab. Die Policey-Stunde hat wohl schon geschlagen? sagt er. J, was Policey? schreyt einer der Gäste; was scheert uns die Policey? Die alte Hexe hat uns genug gedrückt. Dem Himmel sey Dank, daß sie verbrannt ist! Ein Anderer: weiß Er, wenn man in Traubenheim nach Hause geht? Wenn die Gläser leer sind, und die läßt Vetter Marks schon nicht leer werden; und so fängt jeder an nach seiner Art zu witzeln; Heinrich aber gibt mit Gottfried gute Nacht, und geht, ohne nur eine Sylbe zu antwor-

worten, nach der Rommelschen Schenke zurück. Auf dem Wege schlägt er die Hände zusammen über das Herrenlose Gesindel, und besonders, daß Schlacker bey der Schande, die ihm die Bauern mit den Späschen über das Policeywesen angethan hatten, noch so herzlich lachen und den Bauch halten konnte.

Vor Begierde, sein armes Dorf aus den Satansklauen seiner bisherigen Vorsteher zu reissen, ritt er des andern Morgens sogleich, mit Anbruch des Tags, von Traubenheim ab und geraden Wegs nach dem Ritterort, zu welchem sein Dörflein gehörte. Da schon etwas von der schlechten Verwaltung des Guts den Ritterräthen bekannt war: so wurde Heinrich auf der Stelle majorenn erklärt und berechtigt, dem Herrn Kammerjunker von Schleich Rechenschaft abzufordern, und sein Erbgut selbst zu verwalten.

Mit leichterm Herzen kehrte er nun nach Gotha zurück, um sich mit seinen Freunden zu berathen, und dann in eigener Person ein Traubenheim von den Blutsaugern und blinden Wächtern zu befreyen, in deren Hand es gefallen war. In Gotha fand er Briefe von seinem lieben Amtmann Blasius und von des Herrn Magister Rohlings Wohlehrwürden, in welchen beyde wegen des leidigen Trauerfalls ihr grundmüthiges Beyleid bezeugten und letzterer sich zur gnädigsten Versorgung demüthigst empfahl.

Heinrich von Traubenheim schrieb indeß seinem liederlichen Amtmann nur etliche Zeilen zur Antwort; dem Magister aber: daß er unmöglich im Stande sey, zu

willfahren, indem er schon einem Andern die Pfarrey zugesagt und überhaupt sich vorgenommen habe, durch Hauptveränderungen dem bisherigen Unwesen zu steuern. Magister Rohling möchte sich also gefallen lassen, die Pfarrwohnung binnen sechs Wochen zu räumen, weil nach Verlauf derselben der von ihm erwählte Prediger in Traubenheim eintreffen würde.

Vor Grimm und Unmuth schlug sich Rohling an die Stirne; schrieb auf der Stelle nach Langenhausen an den Pfarrer, legte die Abschrift des erhaltenen Briefs bey, und kündete kurz und gut die Verbindung mit der Tochter auf, weil er sich nur in der Absicht mit ihr versprochen hatte, um, durch Vermittlung des Schwiegervaters, den Traubenheimer Dienst zu erhalten. — Nun blieb ihm nichts übrig, als, sich am Amtmanne zu rächen. Dieß that er in einem greulichen Briefe, welcher dem Herrn Jagdjunker seinen Amtmann Schlacker in allen Liederlichkeiten und Ausschweifungen darstellte. — Die Nachrichten waren dem Herrn Jagdjunker erwünscht: Rohling erhielt dafür eine kurze Danksagung; aber seine Mit-Absicht, die Gunst des gnädigen Herrn und den Traubenheimer Dienst dadurch zu erhalten, schlug fehl; denn Heinrich liebte nur die Verrätherey, aber nicht den rachsüchtigen Verräther. Mit Schaden gab also der Pfarrverweser seine wenigen Geräthschaften von der Hand und verließ voll Unmuth einen Ort, auf den er sein ganzes Glück schon gebaut hatte. Nach einiger Zeit fand er in Bergfelden eine Stelle als Hauslehrer und endlich in der untern Pfalz

ein elendes Stückchen Brod, durch welches er oft genug an den frommen Ehrlich erinnert wurde, den er einst gedrückt und gequält hatte, wenn nicht alles im Uebermaaße da war.

Bald nach Rohlings Abreise traf Friederich Heilmann, als Prediger in Traubenheim ein. Sein offenes, von Jugend und Gesundheit blühendes Gesicht, sein leutseliger Gruß, nahm alles beym ersten Anblick für ihn ein. Verschiedne wackere Bauersleute, vornämlich Nicklas, Wilhelm, Fritz und Rommel, hatten ihn schon mit allerley Hausgeräth versehn; ein großer Tisch war schon auf ihre Kosten für ihn und die Gesellschaft gedeckt, und auch sonst war Vorrath von allerley Lebensmitteln im Hause. — Vergnügt in diesem traulichen Cirkel feyerte Heilmann den ersten Abend seines Aufenthalts in Traubenheim und ergetzte sich vorzüglich an seinem wackern Schullehrer, so wie dieser nicht minder vergnügt war, an seinem neuen Prediger einen zweyten Ehrlich wieder zu finden.

Niemand aber war geschäftiger als Schlacker. Heilmann hatte kaum das Haus betreten, als er ihm schon alle nur möglichen Dienste erbieten, und auf den kommenden Mittag ihn einladen ließ. Heilmann war über Schlackers Zudringlichkeit sehr verlegen, weil er voraus sah, daß er bloß darauf umgieng, ihn zum Fürsprecher bey seinem Herrn zu machen, der äusserst gegen ihn aufgebracht war. Höflichkeits wegen nahm

er indeß die Einladung an; ließ sich aber auf nichts ein, was Schlackers Händel betraf, und versicherte ihn nur so viel, daß er an dem gnädigen Herrn einen Mann von tiefer Einsicht und strenger Gerechtigkeitsliebe finden werde, bey dem kein ehrlicher, geschickter und fleißiger Mann etwas zu fürchten habe.

Schlacker konnte demnach dem Betragen des neuen Pfarrers leicht abmerken, wie die Wetterwolken standen; aber er hoffte doch noch auf einen zerstreuenden Wind. Seine Hoffnung war um so größer, da er selber im Windmachen Meister zu seyn glaubte. Zu dem Ende nahm er schon gegen den Pfarrer beyde Backen voll; seine Musicanten-Spåschen hielt er zurück; schwatzte von nichts als vom herrschaftlichen Interesse und von den Pflichten eines ehrlichen Mannes; die Bauern mußten sammt und sonders Aufrührer und unbändige Lügner seyn, und alles was er ihnen Schuld gab, schob er dem Magister Rohling in den Busen. — Heilmann nahm das Geplauder ohne Beyfall und ohne Widerspruch an; gab auf die stets wiederkommenden Fragen: Ists nicht so? hab ich nicht Recht? nur durch Achsel-Zucken Antwort; gieng frühzeitig nach Hause, und überließ den bessern Bescheid seinem schon auf der Reise begriffenen Herrn.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Heinrich von Traubenheim erscheint in einer für sein Dorf sehr erfreulichen Gesellschaft. Schlacker kommt in den Schwitzkasten.

Am nämlichen Tage, an welchem Heilmann in Traubenheim eintraf, erschien auch in Wulfings ländlicher Wohnung ein Fremdling. Das Anbringen des Unbekannten war ein Prozeß; aber er weigerte sich seinen Namen zu entdecken, eh er den Streitfall würde erzählt und erfahren haben, ob der Prozeß zu gewinnen sey oder nicht. — Nein, sagte Wulfing nach geendeter Erzählung, ein ehrlicher Mann gewinnt den Prozeß nicht. Schonen Sie den Daransatz. Der Advocat ist der einzige Mann, der dabey gewinnt. — Der Fremdling dankte ihm in freundschaftlichen Ausdrücken für den uneigennützigen Rath. Aber guter Mann, fuhr er fort, wie wenig werden Sie bey Ihrer Ehrlichkeit als Sachwalter verdienen! — „Wer so wenig bedarf, versetzte Wulfing, ist leicht zu sättigen. Ich sah nie den Genügsamen auf Raub lauern; wohl aber den Geitzigen und den Verschwender. Wollen Sie mein genügsamer Gast seyn?" Hier wieß er auf ein kleines Tischchen, das eben mit Butter und Brod zur Abendmahlzeit besetzt war. Freudig nahm der Fremdling die Einladung an. — Arm war die Bewirthung; aber Wulfing und seine Schwester würzten das kleine Mahl mit trauten

Ge-

Gesprächen. Alles umher verrieth Armuth; doch Reinlichkeit machte die dürftige Hütte zum reitzenden Aufenthalt. Das Gespräch fiel auf dieß und jenes; unter andern auch auf die Schicksale des Vogts. Seine Schwester übte sogleich ihre Zunge, die ihr nie so gelös't war, als wenn der unedlen Behandlung gedacht wurde, die ihr Bruder in Traubenheim erlitten hatte; dieser aber unterbrach sie sogleich, und erzählte mit äusserster Mäßigung den Vorfall; entschuldigt sogar seine Widersacher, und schilderte mit Entzücken die glücklichen Stunden, die er einst in Gesellschaft des seligen Vater Gustavs zu Traubenheim verlebt hatte. Nichts wünscht' ich mehr, setzte er hinzu, als noch einmal, vor meinem Ende, den einzigen Sohn meines unvergeßlichen Herrn zu sehn. Er war das Ebenbild seines Vaters, und ein Kind voll Liebe und Unschuld. Noch treten mir Thränen ins Auge, wenn ich dran denke, wie er sich um meinen Hals schlang, als ich ihn zum Abschied an mein Herz drückte, und dann nach der Kutsche trug.

"Sehn Sie ihn hier wieder an Ihrem Herzen und in Ihren Armen! ruft Heinrich, der Fremdling, und fällt seinem alten Freund mit Freudenthränen um den Hals. Wulfing kann sich kaum von der Ueberraschung erholen. Auf einmal erwacht er aus seinem Taumel, und schließt seinen unerwarteten Gast in die Arme. Ja, ruft er, das ist der gute, treue Heinrich, das Ebenbild seines Vaters! Willkommen in meiner Hütte! Sohn meines Wohlthäters und Erbe seiner

Tu-

Tugenden! — Und hiermit küßt er den schönen blühenden Jüngling mit väterlicher Zärtlichkeit. Gott sey gepriesen, sagt er dann, daß ich diesen fröhlichen Tag noch erlebt habe! Ihr Besuch, theurer Heinrich, ist mir Genugthuung für alle unverschuldeten Leiden meines Lebens! — Ach der junge gnädige Herr! ach der Herr Baron Heinrich! ruft Wulfings Schwester ohn Unterlaß und beklagt, daß sie ihm nur Butterbrod vorgesetzt hatte. Heinrich aber erzählt nun seine Schicksale und den frühen, unerwarteten Tod seiner Mutter. — Wie? todt ist sie? ruft Wulfing und zieht die Mütze vom kahlen Kopf, um den nur noch wenige Härchen sich lockten. Die hellen Thränen rinnen ihm die braunen Wangen herab. Ach sie war gut, wie ein Engel, sagt er; aber sie kannte die Welt und ihre Verführungen nicht.

Heinrich erzählt ihm darauf, als beyde ihre Thränen getrocknet haben, daß er vom Canton für volljährig erklärt sey, sein Guth selbst verwalten dürfe, und schon einen Prediger, Namens Heilmann, an die Stelle des Magister Rohlings abgeschickt habe; daß er nun aber, durch Absetzung des bisherigen Amtmanns, das größte Hinderniß der Wiederaufnahme seines Dorfs, aus dem Wege räumen müsse. Vergönnen Sie mir also die Freude, lieber Herr Vogt, fährt er darauf mit großer Bewegung fort, Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und Sie in das wieder eröffnete Amt aufs neue zu setzen, aus dem mein böser Vormund Sie so schändlich verstoßen hat.

Ach, gnädiger Herr! sagt Wulfing mit Thränen, ich bin durch Ihr Zutrauen und durch dieses Anerbieten allein, reichlich entschädigt für alles erlittene Unrecht. Lassen Sie mich in dieser armseligen Hütte mein Leben beschließen. Ich bin nun des Entbehrens gewohnt. Vielleicht bessert sich Schlacker unter einer strengern Aufsicht. —

Bessern?? ruft Heinrich von Traubenheim in größter Hastigkeit aus; wie ist bey einem Menschen an Besserung zu denken, der alles Gefühl für Recht und Unrecht, für Ehre und Schande ausgezogen hat? Und hiermit begann er eine ganze Litaney von Schlackers Vergehungen und was er unlängst selbst von seiner Aufführung an Ort und Stelle gesehn hatte. Schlechterdings werd' ich den Weinschlauch und Missethäter keine Woche länger in meinen Diensten behalten, sagt er. Ich beschwöre Sie bey Ihrer Liebe zu meinem seligen Vater, vergönnen Sie mir die Freude, Sie wieder mit Ehren in eine Wohnung einzuführen, aus der Sie Bosheit und Brodsucht verstoßen hat!

Aber beßter Herr, erwiederte Wulfing, wie soll ich alter ein und siebenzigjähriger Mann ein verwildertes Volk bändigen? Man wird bald meiner wie des Elisa spotten, und mein Daseyn wird Ihnen zur Last werden. Ein junger thätiger Mann kann Ihnen beßre Dienste leisten. — Wollen Sie ja für mich und meine treue Schwester etwas thun: so lassen Sie uns die 400 fl. die ich bey meiner Verstoßung aus Traubenheim in baarem Gelde eingebüßt habe, wieder zurück zahlen,

damit wir in unserm Alter ohne Nahrungssorgen leben können; denn wirklich entfällt mir oft fast das Vertrauen, wenn ich bedenke, daß ich nichts mehr habe mich zu nähren, als diesen grauen kahlen Kopf, und diese schon zitternde Hand.

Nein, ehrlicher Greis! ruft Heinrich mit zudringlicher Stimme: Ich werde nicht gehn ohn' Ihre Begleitung! Sie müssen mit mir nach Traubenheim, um das verlohrne Geld und Amt zugleich wieder in Empfang zu nehmen. Ihr Alter wird mir nie zur Last werden. Ihr Ansehn und Ihre Erfahrung werden mehr wirken, als das Feuer eines Jünglings. Sie müssen mit mir, Wulfing, wofern Sie noch einen Funken Liebe für mich und Ihren seligen Freund Gustav besitzen.

O, Bruder, Bruder, wo denkst du hin? warum willst du nicht folgen? ruft Wulfings Schwester. O laß uns wieder nach Traubenheim! — Wie es uns da so wohl gieng, und wie glücklich du warst!

Nun wohlan! sagt der alte Vogt, und beut dem gnädigen Junker die Hand. Der Herr hat Sie zu mir gesendet, und wohin des Herrn Engel mich führt, bin ich bereit auch zu gehen. Aber, menschenfreundlicher Herr! ich fühle daß ich nicht mehr alles für Sie seyn kann, was ich gerne seyn möchte. Dürft ich daher nicht sogleich um einen Amtshelfer bitten: und zwar... Doch ich wage auf Einmal zu viel! —

Ohne Umschweif, Vater Wulfing! sagt der gnädige Herr. Der Mann, den Sie empfehlen, ist der Empfehlung gewiß werth.

Nun, fährt der Alte fort, er ist der würdige Sohn eines edlen Mannes, des seligen Pfarrer Ehrlichs, meines unvergeßlichen Freundes! Dieser mein Taufpathe, wird nicht nur seine Pflichten, als Vogt, mit Verstand, Eifer und Treue erfüllen, sondern auch mit meinem Alter Geduld tragen; und Ich bin gewohnt, mich so einzuschränken, daß ich für ihn keine schwere Last seyn werde.

Mit Freuden versprach Heinrich die Beysetzung des jungen Ehrlichs, zumal da er die Geschichte des armen Jünglings erfuhr. Mir ist es lieb, sagte er, noch an dem Sohne vergelten zu können, was der fromme Vater, in meinen Kinderjahren, an mir gethan hat. —

So war in ein Paar Minuten alles im Reinen. Nur Eine Bitte hatte Wulfing noch auf dem Herzen. Er wünschte nämlich, die Schlackerschen Händel durch einen Unpartheyischen untersucht zu sehn, weil er fürchtete, daß sein Verfahren für Rachsucht möchte gehalten werden. Hier aber war Heinrich weniger nachgiebig. Schlackers Amts-Entsetzung, sagte er, ist einmal gewiß, und die Art, wie Sie eines Bösewichts schonen, ist übertrieben. Ich habe Klagen in der Hand, die er nicht widerlegen kann, und von seiner verächtlichen Aufführung bin ich selbst Zeuge. Doch versprech' ich Ihnen, jede Milderung seiner verdienten Strafe; nur beybehalten kann ich ihn nicht, ohne die Vaterpflicht gegen meine Unterthanen zu verletzen.

Wulfing entschloß sich also zur Untersuchung, indeß seine Schwester den Hausjäger des gnädigen Herrn aus dem Wirthshause rief. Ungeduldig hatte dieser der Freude geharrt, den braven Vogt kennen zu lernen. Voll heisser Begierde lief er nach der Wohnung desselben, drückte ihm beym Eintritte herzlich die Hand, und wollte sogleich mit Sack und Pack den ehrlichen Alten nach Traubenheim bringen; Wulfing aber ließ alles, bis zum Ausgange der Sache, zurück. Sein armes Reisegeräthe war in wenig Minuten beysammen, und am kommenden Morgen rollte schon der Wagen auf Traubenheim los. In Nürnberg verweilten sie einen Tag miteinander; Wulfing schien seine Jugend wieder gefunden zu haben; aber bang und freudig zugleich schlug ihm das Herz, als er den Thurm von Traubenheim sah, und noch mehr, als auf einmal der Wagen vor Schlackers Wohnung stand.

Mit schweren Tritten watschelte der Weinschlauch die Treppe herab, die ankommenden Gäste zu bewillkommen. — Er erwartete frohe Gesellschaft, und beklagte nur bey sich selbst, daß eben zum Unstern seine Petronella verreis't war. — Aber welche Verlegenheit! — die beyden Forstmeister, die er unlängst in Marksens Schenke gesprochen hatte, kamen ihm mit dem Vogte Wulfing entgegen. — Die Gesellschaft des letztern und der stattliche Aufzug des einen Forstmeisters ließen ihn nicht viel Gutes ahnden. — Er wischte seine Triefaugen um recht zu sehn; aber Heinrich von Traubenheim, der sich sogleich zu erkennen gab, überhob

hob ihn des Rathens. — Schlacker machte überschwänglich viel Bücklinge; murmelte eins von der gehabten Ehre, hochdieselben im Wirthshause zu sehn; vom nicht gekannt haben, und unterlaßnem Respect; aber nichts hieng zusammen, und Wulfings Anblick brachte ihn so sehr ausser Fassung, daß er nicht einmal Muth hatte ihn anzusehn. In der größten Verlegenheit fiel ihm noch ein, daß er in der Nachtmütze da stand. "Bitt unterthänig, sagte er, daß ich nicht in der Perücke . . . mir war unbewußt . . . hätte die Gnade nicht gehofft . . . werden Euer Gnaden die Schlafmütze verzeihen . . ." Herr, antwortet Heinrich, wenn es nur unter der Schlafmütze, und hier, (indem er aufs Herz zeigt) gut steht, dann bedarf man keiner Entschuldigung bey mir: aber was stehn wir im Hofe? Wo ist Seine Gerichtsstube? — Hier oben, erwiedert Schlacker und lauft in der Betäubung voran, um sich geschwind in seine Staats-Perücke zu stecken. Heinrich, Wulfing und Gottfried gehen indeß in die Amtsstube. — Wer seyd Ihr? fragt der gnädige Herr einen Bauern, der eben mit dem Hut auf dem Kopfe da steht. Ich bin der Herr Schulz von hier, erwiedert dieser, und hält ganz bedächtlich den halb abgezogenen Hut ans rechte Ohr. "Wie heißt Ihr?" — Ich heiße Block. "Was schafft Ihr hier?" — Ich kann nichts schaffen. "Was thut ihr denn hier?" — Der Amtmann hat gesagt, daß ich ihn abholen soll zu meinem Vetter Marks.

Schlacker. (mit der Perücke geziert, im Hereintreten, zum Schulz Block) Nun könnt Ihr nur gehn in Gottes Namen! —

Block. So? wird heute nichts draus?

Schlacker. Nein, ich kann die Sache dießmal nicht vornehmen, weil ich die Gnade habe, von unserm gnädigen Herrn, wie Ihr seht . . .

Heinrich von Tr. (spöttelnd) Bleibt hier, Nachbar Block. An Amtsarbeiten will ich keinem hinderlich seyn.

Schlacker. Es sind nur Kleinigkeiten, Euer Gnaden.

Block. Ja wohl, die Schenke lauft nicht davon. —

Heinrich. (gegen den Amtmann, auf Wulfing hinweisend) Er kennt doch meinen alten Freund noch, den ich hier mitbringe?

Schlacker. Wenn mir recht ist, gnädiger Herr. — Ich leide beständig an den Augen.

Heinrich. Kann Er sich auch meiner und meines Bedienten erinnern?

Schlacker. Mich dünkt so, daß ich die Gnade gehabt, wie ich eben, in Angelegenheiten, einmal in der Schenke war; aber ich wußte leider nicht, daß ich die hohe Gnade . . . .

Hein-

Heinrich. Erspar' Er den Athem! . . Wo sind die Schlüssel zur Amtsstube und zum Archiv?

Schlacker. Ach! Euer Gnaden geruhen nur erst meine Vertheidigung zu hören, wenn etwas mißliebiges etwa . . . .

Block. Nu, Herr Amtmann, die Schlüssel kann Er ja wohl hergeben; das Haus gehört ja so dem Herrn, und die Amtsstub' und das Kargiv (Archiv) stehn ohnedieß ja das ganze Jahr offen.

Schlacker. Schweigt doch und geht!

Heinrich. (zum Schulzen) Nein, bleibt, bleibt Nachbar. Ich hab' auch mit Euch noch zu reden.

Schlacker. Euer Gnaden geruhen nur . . . . .

Heinrich. Ich habe schon satt geruht — — Wo sind die Schlüssel? — Zur Vertheidigung hat Er noch immer Zeit; nur stell Er nicht die Wirthsmagd zur Zeuginn auf.

Schlacker. So bitt' ich nur unterthänig um einen unpartheyischen Commissär. —

Heinrich. (mit tiefer und langsamer Stimme) Es gab eine Zeit, Herr Schlacker, wo Er die Angelegenheiten eines Mannes untersuchte, auf dessen Dienst Er schon das Decret in der Tasche trug. Hält Er das für billiger, als wenn ich die Commission meinem Freunde Wulfing übertrage?

Wulfing. (gegen Schlackern) Lieber Herr Amtmann, Sie kennen mich nicht, wenn Sie mich einer Rachsucht fähig halten. Mein Herz hat Ihnen längst vergeben. Hier ist auch die Hand eines redlichen Mannes! Find' ich etwas zu Ihrer Entschuldigung: so bin ich der erste, der es hervorsucht und Ihnen ein Beyspiel gibt, wie man schonend gegen Feinde verfährt.

Heinrich. (ernstlich, gegen den Amtmann) Er hat nichts als Recht zu erwarten; aber das ist es wohl eben, wovor Ihm bangt. — Die Zeiten der Vormundschaft und der Dorfsverwüstung sind indeß vorüber. — Wo sind die Schlüssel?

(Erklärung des Titelkupfers.)

Nothgedrungen und zitternd übergab endlich Schlacker dem gnädigen Herrn seine Schlüssel, und dieser reichte sie dem Vogte Wulfing mit den Worten hin:

Hier, edelmüthiger, verfolgter Mann! Ich erwarte weder Schonung noch Strenge, sondern Gerechtigkeit!

Verlegen stand Wulfing und zog die Hand zurück, wie vor glühenden Kohlen:

Ich gab diese Schlüssel, sagte er, vor eilf Jahren mit leichterm Herzen zurück, als ich heute sie wieder empfange; denn ich wünsche

nichts sehnlicher, als, dem Herrn Amtmann wieder gewinnen zu helfen, was ich durch ihn verlohren habe.

Während dieses Auftritts stand Schlacker am Schreibtische mit einem Gesichte voll Schaam, Ingrimm und Wehmuth. Neben ihm lehnte Block, sein theurer Gehülfe; sah stier in die Welt hinein und fletschte das Maul; denn noch immer war er aus dem Handel nicht klug. Gottfried aber, der aus Vorsicht, daß ja kein Blättchen verlohren gieng, das dem Amtmann Blasius den Hals brechen könnte, kurz und klein alles, was auf dem Schreibtische lag, zusammen gepackt und unter den Arm genommen hatte, sah mit Wohlgefallen seinem Herrn in die Augen, als ob er sagen wollte: das war gut gemacht!

Als Wulfing die Schlüssel in Empfang genommen hatte, wandte sich Heinrich von Traubenheim auch gegen den Schulzen: — Eure Sachen bedürfen keiner Untersuchung, sagt er. Ihr seyd an Euern Fehlern so unschuldig als an Eurer Erwählung zum Schulzenamt. Geht Ihr also geruhig nach Hause; nur den Titel nehm' ich Euch hiermit ab — das Amt selbst habt Ihr ohnedieß nie verwaltet.

Block. Nein Herr Junker, das hat dem Amtmann gehört, drein hab ich mich nichts gemelirt, und auch keinen Schlüssel in die Hand gebracht.

Gott-

Gottfried. Versteht Ihr denn nicht? vom Schulzenamt ist die Rede.

Block. So? und nu, was soll's damit?

Heinrich. Ihr sollt jetzt aufhören Schulze zu seyn, weil Ihr Euch nicht dazu schickt.

Block. Des Dings hab' ich ohndieß satt; man hat nichts als Spott und Verdruß dabey, und das Trischacken kost't einem verzweifelt viel Geld. Aber das sag' ich, ein für allemal, daß ich ein ehrlicher Mann bin; und wenn der Herr Amtmann etwa Verdruß kriegt: so soll er mir keine Schuld geben; ich bin kein solcher Vetter, wie der selige Janhagel!

Schluß des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlez, Johann Ferdinand, 1759-1839

Geschichte des Dörfleins Traubenheim fürs Volk und für Volksfreunde

Bd.: 1

Nürnberg (1794)

P.o.germ. 2094 l-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10130141-0
VD18 80221009-001